

Als Frauen und Männer geschaffen ...

Zur Rolle der Geschlechter im interreligiösen Dialog

Eine Handreichung für Gemeinden und Dialoggruppen



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN BADEN



EVANGELISCHE
FRAUEN IN BADEN

Als Frauen und Männer geschaffen ...

Zur Rolle der Geschlechter
im interreligiösen Dialog

Eine Handreichung für Gemeinden und Dialoggruppen
von

Annegret Brauch, Andreas Guthmann, Annette Stepputat und Birgit Weber

Herausgegeben von:
Evangelische Landeskirche in Baden
Evangelische Frauen in Baden
Referat Diakonie und Interreligiöses Gespräch

Impressum

Als Frauen und Männer geschaffen ...
Zur Rolle der Geschlechter im interreligiösen Dialog
Eine Handreichung für Gemeinden und Dialoggruppen

Erarbeitet im Rahmen des landeskirchlichen Projekts „Christen und Muslime in Baden.
Gute Nachbarschaft gestalten – Interkulturelle Kompetenz stärken – Herausforderungen
für die Seelsorge wahrnehmen“.

1. Auflage 2013
© Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe 2013
© der einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren
Alle Rechte vorbehalten.
© der Fotos siehe Bildnachweis

Umschlag und Layout: Peter Krafft (www.peterkrafft.de)
Druck: Woge Druck GmbH, Karlsbad (www.wogedruck.de)

Bezug:

Evangelische Landeskirche in Baden
Evangelische Frauen in Baden
Blumenstraße 1-7
76133 Karlsruhe
frauen@ekiba.de
Tel. 0721 9175-323
Fax 0721 9175-320

Evangelische Landeskirche in Baden
Referat Diakonie und Interreligiöses Gespräch
Blumenstraße 1-7
76133 Karlsruhe
Annette.Stepputat@ekiba.de
Tel. 0721 9175-522/525
Fax 0721 9175-259

ISBN 978-3-00-041714-6

Einführung

5

I Interviews mit ...

Najoua Benzarti 8

Patrick Brooks 11

Ingrid Chaventré 16

Ibrahim Ethem Ebrem 18

Günter Eitenmüller 23

Inge Ganter und Fürüzan Kübach 27

Rivka Hollaender 31

Dr. Ahmad Milad Karimi 34

Adela Kazija 39

Ulrike Krumm 41

Detlev Meyer-Düttingdorf 44

Michael Müller 47

Brigitte Olsen und Aselefech Demissie 51

Werner Ross 56

Ruth Rürup-Braun 59

Dr. Abraham Steinberg 61

II Theologische
Fachbeiträge

Reinhild Traitler
Geschlechterkonstruktion im Christentum 65

Bea Wyler
Geschlechterkonstruktion im Judentum 69

Rifa'at Lenzin
Geschlechterkonstruktion im Islam 73

III Gesellschaftliche
Themen

<i>Jürgen Blechinger</i> Herausforderung Integration	78
<i>Susanne Betz</i> Bildungsgerechtigkeit und interreligiöse Bildung in Kindertageseinrichtungen	79
<i>Hartmut Rupp</i> Bildungsgerechtigkeit in der Schule	80
<i>Jörg Winter</i> Das Kopftuch im säkularen Rechtsstaat. Symbol der Freiheit oder der Unterdrückung?	80
<i>Ingrid Reutemann</i> Häusliche Gewalt	82
<i>Annegret Brauch</i> Familienbilder im Wandel	84
<i>Annette Stepputat</i> Christlich-muslimische Ehen und der Wunsch nach religiöser Begleitung	85
<i>Christiane Zimmermann-Schwarz, Sabine Kast-Streib</i> Interreligiöse Herausforderungen in der Klinikseelsorge	87
<i>Inge Ganter</i> Treffpunkt für Frauen: Das internationale Frauencafé in Bruchsal	88
<i>Andreas Guthmann</i> Interreligiöse Projekte mit Männern	89

IV Das Interreligiöse Frauennetz in Baden	92
---	----

V Internetadressen	97
--------------------	----

VI Literaturhinweise	98
----------------------	----

VII Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	99
--	----

Einführung

Im Kontext der Debatten um Migration und Integration hat die Geschlechterfrage in den letzten Jahren eine neue öffentliche Aufmerksamkeit gewonnen. Sie macht sich vielfach fest an der sogenannten „Kopftuchfrage“ und an der Frage, ob Gleichberechtigung und Islam vereinbar seien. Zu beobachten ist dabei, dass in vielen Diskussionen Klischees und bestimmte Stereotypen dominieren und ein differenzierter Blick fehlt.

Wohl kaum etwas prägt unser Leben entscheidender als die Frage, ob wir als Frau oder Mann geboren wurden. Bei aller Verschiedenheit von Kulturen und Gesellschaften auf diesem Globus gibt es überall eine zentrale Differenzlinie, die entlang der Geschlechtszugehörigkeit verläuft. Dass die Zuschreibungen dessen, was jeweils zu einem Mann oder einer Frau „gehört“, dabei variieren oder auch gegensätzlich sein können, widerspricht diesem Befund nicht.

Welche Verhaltensweisen, Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen wir jeweils als Frau oder Mann für unser Leben und dessen Gestaltung entwickeln, wird maßgeblich durch die in unserem jeweiligen sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext gängigen Rollenbilder geprägt. Auch wenn hier in den vergangenen Jahrzehnten vielfältige Veränderungen und Entwicklungen zu verzeichnen sind und andere Differenzlinien wie Milieuzugehörigkeit, Bildungsstatus, Einkommen usw. stärker in den Fokus rücken, bleibt die „Geschlechterfrage“ relevant.

Im Rahmen des landeskirchlichen Projekts „Christen und Muslime in Baden. Gute Nachbarschaft gestalten – Interkulturelle Kompetenz stärken – Herausforderungen für die Seelsorge wahrnehmen“ thematisiert die vorliegende Handreichung explizit die Frage der Geschlechterrollen im interreligiösen

Dialog. Sie will einen differenzierten Blick auf dieses an Facetten und Perspektiven reiche Feld ermöglichen und zur eigenen Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Thema einladen. Und sie will Lust und Mut machen zum Dialog und zur Begegnung mit Menschen in unserer Nachbarschaft, die einer anderen Religion angehören.

Im ersten Teil stellen sich deshalb Menschen vor, die zum Teil seit vielen Jahren in der interreligiösen Dialogarbeit engagiert sind. Es sind Jüdinnen oder Juden, Christinnen oder Christen, Musliminnen oder Muslime unterschiedlicher ethnischer Herkunft, die heute alle in Baden beheimatet sind. In kurzen Interviews geben sie Auskunft über das, was sie als Frau oder Mann geprägt hat, was ihnen ihr Glaube bedeutet und worin sie persönlich den Gewinn in der interreligiösen Begegnung sehen.

Der zweite Teil informiert in drei grundlegenden theologischen Fachbeiträgen über Entstehung und Konstruktion der Geschlechterrollen in den monotheistischen Religionen. Dabei war uns wichtig, Autorinnen zu gewinnen, die jeweils ihre eigene Religion und darin die Rolle der Geschlechter darstellen. Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Blick auf Herangehensweise und kontextbezogene Reflexion der gleichen Fragestellung werden dadurch klarer erkennbar und regen zum weiteren Nachdenken an.

Die Beiträge des dritten Teils nehmen Themen und Stichworte aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten und kirchlichen Arbeitsbezügen auf, die für die interreligiöse Begegnung von Bedeutung sind. Hier findet sich ein breites Spektrum von Erfahrungen

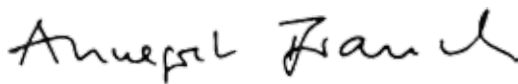
und weiterführenden Hinweisen. Die in der Evangelischen Landeskirche in Baden und ihrer Diakonie tätigen Autorinnen und Autoren geben dabei einen Einblick in ihr Arbeitsfeld und erläutern anhand von konkreten Beispielen aus der Praxis exemplarisch, welche Wirkungen und Auswirkungen die Frage des Geschlechts jeweils hat bzw. haben kann.

Stellvertretend für die vielen Dialoggruppen, die in den letzten Jahren auf Gemeinde- und Bezirksebene in Baden gegründet wurden, wird das „Interreligiöse Frauennetz Baden“ in einem vierten Teil vorgestellt. 2008 gegründet, hat es sich zum Ziel gesetzt, die zahlreichen interreligiösen und interkulturellen

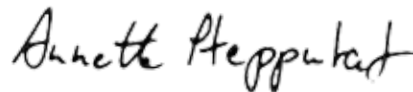
Dialoggruppen, die in den vergangenen zehn Jahren in der Mehrzahl von Frauen ins Leben gerufen wurden, zu vernetzen. Es versteht sich als Forum für Austausch, Begegnung und gemeinsames Lernen auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit.

Wenn Sie die eine oder andere Fragestellung vertiefen wollen, finden Sie darüber hinaus im letzten Teil der Handreichung nützliche Adressen und weiterführende Literaturhinweise. Ebenso werden Sie, wenn Sie eine Referentin oder einen Referenten, eine kompetente Gesprächspartnerin oder einen Gesprächspartner für einen Gemeindeabend oder eine andere Veranstaltung suchen, hier fündig.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen!



Annegret Brauch
Kirchenrätin, Leitung Evangelische Frauen



Annette Stepputat
Pfarrerin, Islambeauftragte



Birgit Weber
Öffentlichkeitsarbeit Evangelische Frauen



Andreas Guthmann
Pfarrer, Projekt „Christen und Muslime in Baden“

Karlsruhe, im April 2013

I Interviews

Interview mit Najoua Benzarti

„Im Frieden aufeinander zugehen – auch das ist Glaube.“

Interview mit Patrick Brooks

„Ehrlich sein, sein Ziel verfolgen, ohne dabei das Fair-Play aus den Augen zu verlieren.“

Interview mit Ingrid Chaventré

„Die Zusammenarbeit mit Andersgläubigen ist eine Bereicherung für mein Leben!“

Interview mit Ibrahim Ethem Ebrem

„Religion ist vor allem etwas, was Antworten gibt auf die konkreten Herausforderungen der jeweiligen Lebenssituation.“

Interview mit Günter Eitenmüller

„Eine Gesellschaft, die keine Solidarität mehr in sich verwirklicht, hat keine Zukunft.“

Interview mit Inge Ganter und Fürüzan Kübach

„Ich lebe die christlichen Werte im Alltag – das ist mir wichtig!“ Inge Ganter

„Ich lebe als Muslima in Freiheit und Eigenverantwortung!“ Fürüzan Kübach

Interview mit Rivka Hollaender

„Der Glaube ist für mich ein Zuhause, gibt mir den Rahmen für mein Leben.“

Interview mit Dr. Ahmad Milad Karimi

„Gott ist das Herz, das pulsierende, das tragende, das fühlende.“

Interview mit Adela Kazija

„Wir glauben alle an den einen Gott. Aber jeder zeigt seinen Glauben in einer anderen Form.“

Interview mit Ulrike Krumm

„Täglich für Dankbarkeit und die Möglichkeit, plötzlich zu lächeln, offen zu sein, ist für mich Verheißung und An-Spruch meines Glaubens zugleich.“

Interview mit Detlev Meyer-Düttingdorf

„Kirche für andere zu sein ist für mich von ganz zentraler Bedeutung.“

Interview mit Michael Müller

„Mich faszinierte das sogenannte Alte Testament schon immer, weil es prallvoll von Leben ist.“

Interview mit Brigitte Olsen und Aselefech Demissie

„Macht mit! Habt keine Scheu! Es lohnt sich!“

Brigitte Olsen

„Wenn jeder einen kleinen Schritt macht, dann können wir etwas bewegen!“ Aselefech Demissie

Interview mit Werner Ross

„Noch heute staune ich, wie die Fügung Gottes so manches geregelt hat!“

Interview mit Ruth Rürup-Braun

„Es sind diese überlieferten, spirituellen und moralischen Anschauungen und Lebensformen, die mein Selbstverständnis als Jüdin bestimmen.“

Interview mit Dr. Abraham Steinberg

„Wer bin ich? Wo komme ich her? Was trage ich mit mir? Und was kann ich mit anderen teilen?“



Allen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern wurden die folgenden sechs Fragen gestellt:

1. Was sind die wichtigsten Unterschiede zwischen Ihren Lebensumständen und denen Ihrer Eltern und Großeltern?
2. Was bedeutet es für Sie, Ihren Glauben in dieser Gesellschaft zu leben?
3. Welche Erziehungsideale haben Sie verfolgt? Was war Ihnen in der Erziehung Ihrer Kinder besonders wichtig? Und worin sahen Sie Ihre besondere Aufgabe als Mutter oder Vater?
4. Wie sähe Ihrer Meinung nach ein ideales Modell für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus?
5. Was müsste geschehen, damit das Zusammenleben der Menschen in unserem Land besser funktioniert als derzeit?
6. Sie sind seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog engagiert. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen dabei besonders wichtig? Zuletzt nennen Sie bitte beispielhaft eine ermutigende bzw. hoffnungsvolle und eine frustrierende bzw. entmutigende Erfahrung, die Sie in diesem Kontext gemacht haben.

„In Frieden auf die anderen zugehen – auch das ist Glaube.“

Interview mit Najoua Benzarti in Karlsruhe am 31. Januar 2013

Wenn Du Dein Leben und die Lebensumstände betrachtest im Vergleich zu Deiner Großmutter: Worin siehst Du die wichtigsten Unterschiede? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Dich als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Meine Großmutter war nie in der Schule. Sie lebte während der französischen Kolonisation. Frauen gingen nicht zur Schule. Meine Mutter auch nicht, sie hat lesen und schreiben zuhause gelernt. Ihre jüngere Schwester ging dann schon zur Schule. Das ist die Entwicklung. Meine Mutter hat als Schneiderin gearbeitet, sie hat wunderbare Sachen gemacht, wie eine Designerin. Meine Großmutter war Analphabetin. Sie hat gehäkelt, da war immer Arbeit da. Mit 90 Jahren hat sie noch Wolle gesponnen. Ich bin dankbar, dass ich in der Schule war. Die Schule war Pflicht für Jungen und Mädchen. In Tunesien wurde sehr viel Wert auf Bildung gelegt, auch auf das Studium. Die Uni war sehr wichtig für mich und eine Bereicherung.

Meine Großmutter hatte aber auch ihre Unabhängigkeit. Sie hat viele Besuche gemacht und ist häufig ins Ausland, z.B. nach Saudi-Arabien zu einer Pilgerfahrt oder nach Deutschland zu ihrem Sohn gereist.

Meine andere Großmutter hat in einem großen Haus gelebt und viele Besucherinnen empfangen. Sie war religiös und wies uns in die Ge- und Verbote des Islam ein. Außerdem war ihr gesunde Ernährung wichtig und die Sorge für die Gesundheit der Familie.



Najoua Benzarti

Jahrgang: 1961

Geburtsort: Sousse, Tunesien

Ausbildung: Studium der
Wirtschaftswissenschaft

Persönlich: Mutter von vier
Kindern

Wohnort: Karlsruhe (seit 1985)

Engagement: Mitbegründerin
der Christlich-Islamischen Ge-
sellschaft Karlsruhe (CIG) e. V.
und Vorsitzende der Frauenkom-
mission der CIG; Vorsitzende
der islamischen internationalen
Frauengemeinschaft Karlsruhe
e. V.; Trägerin des Integrations-
preises der Stadt Karlsruhe

Du bist Muslima. Was bedeutet es für Dich – als Frau – heute Deinen Glauben zu leben?

Es bedeutet mir viel. Ich versuche den Glauben so zu leben, wie es sein soll: Ich bete fünfmal am Tag das rituelle Gebet, ich faste, ich bezahle meine Armenabgabe „Zakat“ und war zweimal in Mekka zum „Hadj“. Der Glaube bestimmt meinen Alltag. Allerdings habe ich hier Schwierigkeiten, meine Pflichten islamkonform zu

verrichten oder unsere religiösen Feste zu feiern, wenn sie auf einen Werktag fallen. Der Glaube ist ja im Menschen drin, den trägt man in sich, überall, wohin man geht. Mein Glaube gibt mir Stärke, wenn sich mir Hindernisse entgegenstellen oder wenn ich traurig bin. Wenn ich an Gott denke, erhalte ich neue Energie und werde dankbar. Für mich ist sehr wichtig, was im Koran steht: „Oh die ihr glaubt, warum sagt ihr, was ihr nicht tut? Höchst verabscheuenswert ist vor Allah, dass ihr sagt, was ihr nicht tut.“ (61:2-3) Glauben zu praktizieren, zu tun, ist ganz wichtig. In den Hadithen heißt es: Keiner von euch ist gläubig, bis man für den Bruder (und die Schwester) wünscht, was man für sich selber wünscht. Alle Menschen sind meine Geschwister, auch Atheisten, die nicht glauben. In Frieden auf die anderen zugehen – auch das ist Glaube.

Welche Erziehungsideale hast Du verfolgt? Was ist Dir in der Erziehung Deiner Kinder besonders wichtig? Und worin siehst Du Deine besondere Aufgabe als Mutter?

Ich bin alleinerziehend. Im Islam sind beide, Vater und Mutter, für die Erziehung zuständig. Sie sollen Vorbild sein für die Kinder, mit Wort und Tat, so wie ich es eben aus dem Koran zitiert habe, und mit Konsequenz. Das letztere hat mir ein bisschen gefehlt; ich konnte nicht so konsequent gegenüber den Kindern sein, wie es vielleicht manchmal gut gewesen wäre. Das, was jemand tut, als Vorbild, spielt eine große Rolle. Und es hängt sehr vom Alter der Kinder ab. Zuneigung ist sehr wichtig, altersge-

mäß die Kinder zu begleiten, sie, wenn sie klein sind, spielerisch erziehen usw. Da sehe ich keinen Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern.

Im Islam haben Frauen und Männer die gleichen Rechte und Pflichten. Es gibt natürlich – biologisch bedingt – Unterschiede und Ausnahmen. Aber keiner darf dominant sein oder sich bedienen lassen.

Für meine Kinder wünsche ich mir, was sich alle Eltern wünschen, dass es ihnen gut geht, dass sie die Werte, die ich schätze, teilen: Offenheit, Ehrlichkeit, Vertrauen, Toleranz, Sicherheit, Bildung. Wichtig ist mir auch, dass sie selber ihre Entscheidungen treffen können. Ich berate sie gerne, aber sie sollen selbst Verantwortung übernehmen und selbstständig sein.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in der Gesellschaft. Wie sähe Deiner Meinung nach das „ideale“ Modell aus?

Ob es das „ideale“ Modell gibt? Wenn jede und jeder ihre und seine Aufgabe und Pflicht erfüllt, dann geht es gut in der Familie, in der Gruppe, in der Gesellschaft.

Ich sehe viele Frauen, die die doppelte Arbeit machen, alles alleine bewältigen. Frauen sind oft doppelt und dreifach belastet, „draußen“ (in der Gesellschaft) und „drinnen“ (in der Familie). Männer lassen sich oft bedienen. Wenn eine Mutter zu Hause ist und die Kinder erzieht, dann ist das auch Arbeit. Aber das wird nicht wertgeschätzt und nicht auf die Rente angerechnet.

Wissenschaftler, Soziologen, Wirtschaftsleute, Politiker sollten sich zusammensetzen und Modelle und konkrete Vorschläge entwickeln, wie Ausbildung, Beruf und

Familie vereinbar sein können. Vieles ist ja durch das Internet heute möglich, z.B. zu Hause arbeiten durch Telearbeit usw.

Frauen und Männer sollten in allen Bereichen zusammenarbeiten, denn sie denken anders, haben unterschiedliche Sichtweisen und Erfahrungen. Aber damit es gut für alle ist, müssen sie sich begegnen, sich austauschen, müssen sich beide Geschlechter einbringen. In Tunesien gibt es einen viel höheren Anteil von Frauen unter den Ingenieuren als in Deutschland. Ebenso bei den Studierenden der Wirtschaftswissenschaft: 50 % Frauen.

Wichtig ist außerdem: Chancengleichheit für alle, d.h. Bildungschancen und Teilhabemöglichkeit für alle. Alle Kinder müssen gefördert werden, unabhängig von ihrer Herkunft. Davon haben wir alle, d.h. die ganze Gesellschaft etwas. Nicht das „Modell“: die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer ...

Der Stellenwert, den Familie in dieser Gesellschaft hat, auch das Schulsystem hier gefällt mir nicht. Es verfestigt die Ungleichheit und auch Ungerechtigkeit. Wichtig ist, dass die Bürgerinnen und Bürger sich beteiligen, Bürgerengagement in und für die Gesellschaft ... damit könnte man vieles Politische durchsetzen – und auch das Bildungssystem ändern hin zu mehr Chancen- und Teilhabegerechtigkeit.

Was hältst Du im Zusammenleben der Menschen in unserem Land, in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Begegnung, Kontakt, Dialog. Wichtig ist, sich kennenzulernen, einander zuzuhören, ohne Vorurteile, sondern sich von Mensch zu Mensch begegnen und einander akzeptieren, wie der oder die andere ist. Wenn ich dich nicht akzeptiere, wie du bist und dich

nicht respektiere, dann ist das ein Problem. Toleranz, Respekt, Akzeptanz sind wichtig. Natürlich gibt es Grenzen. Aber solange jemand nicht anderen Schaden zufügt oder zufügen will, soll man ihn oder sie akzeptieren. Das ist das, was wir in der interreligiösen Begegnungsarbeit machen. Seit 1995 in der CIG (Christlich-Islamische Gesellschaft) und in der Frauenkommission der CIG: zum guten Zusammenleben beitragen und es praktizieren. Ich wünsche mir dazu auch nicht nur die interreligiöse Begegnung, sondern auch interkulturelle Begegnungen, so dass sich Menschen als Menschen begegnen: Wie denkt er oder sie? Was macht er oder sie? Welche Geschichte, welches Milieu usw. hat ihn oder sie geprägt?

Es gibt sehr viele Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, mit ganz unterschiedlicher Herkunft. Das spielt keine Rolle für ihr Engagement. Aber ihre Arbeit, ihr Engagement wird nicht angemessen wertgeschätzt und gefördert. Es wäre beispielsweise wichtig, Migrantenvereine mehr zu unterstützen, denn sie leisten einen wichtigen Beitrag, um Berührungsängste abzubauen. Wenn wir diesem Engagement mehr Wert und mehr Unterstützung geben würden, könnten wir viel erreichen. Ehrenamtliches Engagement ist sehr wertvoll für die ganze Gesellschaft.

Du engagierst Dich seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog und in der interkulturellen Begegnung. Wie kam es dazu und was ist Dir besonders wichtig? Welche ermutigenden und welche entmutigenden Erfahrungen hast Du bisher gemacht?

Ich war als Kind schon sehr aktiv und engagiert: Mit fünf Jahren war ich zum ersten Mal mit meinem Va-

ter beim Pfadfinderlager. Als Schulsprecherin habe ich regionale Treffen initiiert und organisiert. 1984 habe ich als Studentin in Karlsruhe ein Frauencafé besucht, da ging es um Frauenrechte, die Rechte lesbischer Frauen usw. Wenn die Frauen sich nicht selber engagieren, wird es nicht besser, auch was die Vereinbarkeit von Studium und Muttersein angeht. Später war ich aktiv bei den Frauen in der Moschee. Wir haben Mütter- und Kindertreffen organisiert. Dann war ich Ende 1995 Mitbegründerin der Christlich-Islamischen Gesellschaft (CIG) e.V. und dann der Frauen-

kommission der CIG. Denn Frauen wollen Kontakt und Austausch unter sich haben.

Ermutigend finde ich z.B. das Fest für Völkerverständigung, das wir regelmäßig durchführen. Dass wir hier viele Schritte gegangen sind, zu denen ich beitragen konnte. Dass Begegnungen stattfinden; fremde Leute zusammenbringen und zu sehen, wie sie sich in Offenheit und mit gegenseitigem Interesse und Respekt begegnen. Ich sehe uns als Brücke, die eine Verbindung zwischen Menschen verschiedener Gruppen und Religionen herstellt und ermöglicht.

Entmutigend finde ich, dass ich als Kopftuch tragende Frau angesehen werde als eine, die auf der zweiten / unteren Stufe steht und nicht auf Augenhöhe. Man sagt mir, ich würde das Kopftuch tragen, um zu zeigen, dass ich Muslimin bin. Aber so ist es nicht, sondern es bedeutet für mich „mein persönlicher Gottesdienst“. Besser wäre es doch, sich auf die Arbeit, das Ziel der Begegnung zu konzentrieren, nicht auf das Kopftuch, dass man es gar nicht mehr wahrnimmt, es sozusagen „übersieht“, es keine Rolle spielt und die gemeinsame Arbeit mehr zählt.



„Ehrlich sein, sein Ziel verfolgen, ohne dabei das Fair-Play aus den Augen zu verlieren.“

Interview mit Patrick Brooks in Freiburg im Breisgau am 04. November 2011

Wenn Sie die Lebensumstände Ihrer Großeltern betrachten und mit Ihren eigenen vergleichen, worin würden Sie die Hauptunterschiede sehen? Und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Mann in der heutigen Gesellschaft?

Meine Großmutter väterlicherseits hatte als Kind und als Jugendliche den Krieg erlebt und nach dem Krieg dann die Amerika-Euphorie, zu der die Kriegsgeneration meist ein sehr ambivalentes Verhältnis hatte: Noch in den späten 50er und frühen 60er Jahren wurde mein Vater regelmäßig von seinen Lehrern und Klassenkameraden drangsaliert und als „Kaugummifresser“ beschimpft. Die Mehrzahl der Lehrkräfte waren Nonnen und Priester, sie hatten häufig noch sehr nationalsozialistische Einstellungen und haben sich meinem Vater gegenüber rassistisch verhalten, wie ich nach meiner heutigen Einschätzung sagen würde.

Ging ihr Vater in eine Klosterschule?

Weil viele Männer im Krieg gefallen oder in Gefangenenlagern verschwunden waren, war der Aderlass auch unter den Lehrern sehr groß, deshalb gab es viele Geistliche im Lehrbetrieb.

Um auf meine Großmutter zurückzukommen: Für sie waren die US-amerikanischen Besatzer mit ihrer Jazzmusik, ihrer Coca Cola und einem neuartigen „way of life“ heldenhafte Repräsentanten einer blühenden Zivilisation. Die Auswanderung aus dem zerstörten Deutschland stellte für sie gewissermaßen ein Rettungsanker dar.



Patrick Brooks

Jahrgang: 1981

Geburtsort: Stuttgart

Ausbildung: Studium der Islamwissenschaft und Geschichte

Wohnort: Freiburg

Persönlich: verheiratet, ein Kind; 2003 Konversion zum Islam

Engagement: aktiv im interreligiösen Dialog; engagiert in der Koordination und Gestaltung interreligiöser Dialogabende in Freiburg – einem Projekt der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Freiburg (ACK) und des Islamischen Zentrums Freiburg

Damit verband sich die Hoffnung auf ein besseres Leben in der Neuen Welt. Diese Hoffnung wurde dann allerdings bitter enttäuscht, weil sie in Alabama, dem damals ärmsten Bundesstaat Amerikas, landete. Außerdem war sie dort mit einem heftigen Rassismus gegenüber Afroamerikanern konfrontiert. Rückblickend sagte sie später, dass im zerstörten Deutschland die Armut in den Nachkriegsjahren nicht so schlimm gewesen sei wie in der neuen Heimat. Gleichzeitig betonte sie mir gegenüber auch

immer wieder, dass sie trotz allem dort auch viele glückliche Jahre verbracht habe.

Allerdings litt sie mit den Jahren zunehmend darunter, dass mein Großvater, der im Krieg vom einfachen Soldat zum Sergeant aufgestiegen war, im zivilen Leben keine Aufgabe mehr für sich sah und sich dem Alkoholgenuss ergab. Auch unter dem Rassismus in Alabama hat meine Großmutter sehr gelitten. Ich glaube, dass dies ein ziemlicher Kulturschock für sie war. Als sie nach rund fünf Jahren nach Deutschland zurückkam, um ihre krebserkrankte Mutter zu pflegen, wiederholte sich die Erfahrung des Fremdseins erneut. So wollten Ihre Eltern nicht, dass sie mit ihrem Sohn, meinem Vater, weiter Englisch sprach. Die amerikanische Abstammung meines Vaters sollte völlig ausgeblendet werden.

Meine Großmutter war dann früh alleinerziehend und hat eine ziemlich schwere Zeit mitgemacht. Trotz all dieser belastenden Erfahrungen war meine Großmutter ein sehr kultivierter Mensch und hat z. B. mein Interesse für klassische Musik, für Literatur und für verschiedene, nicht in der Popkultur angesiedelte Dinge geweckt und mir den Blick für das Schöne geöffnet.

Meine Großeltern mütterlicherseits wuchsen in Bleichheim, einem badischen Dorf zwischen Offenburg und Freiburg, auf, wo nur einige wenige Bauernfamilien lebten. Meine Großmutter war eine sehr fromme und tief religiöse Frau. Sie war im Grunde die einzige religiöse Bezugsperson, die ich in meiner Kindheit erlebt habe.

Auch mit ihr habe ich viele Gespräche geführt, die wieder auf andere Weise meinen Weg beeinflusst und mein Interesse für jenseitige Dinge wie auch für ethisch-moralische Fragen geweckt haben. Mein Großvater teilte die frommen Gefühle meiner Großmutter eher weniger. Er war ein waschechter Lebemann, der sich vom einfachen Handwerker eifrig hochgearbeitet und später noch ein Diplom-Studium absolviert hat. Sein Weg zum Wohlstand war allerdings entbehrungsreich, nicht zuletzt für die Familie, die aufgrund seiner immer wieder wechselnden Arbeitsplätze häufig umziehen musste. Mit jedem Ortswechsel versuchte mein Großvater, sich beruflich zu verbessern. Eine solche mehrfache „Binnenmigration“ war für die damalige Zeit wohl alles andere als typisch, während sie heute als selbstverständlich gilt und erwartet wird.

Wie verorte ich mich nun im Vergleich zu dieser Generation? Die größte Veränderung meiner Lebenssituation liegt wohl darin, dass ich den Sprung vom Arbeiter- und Bauernmilieu ins Bildungsbürgertum machen konnte. Ich war in der Lage, ein Studium zu absolvieren und meinen gesellschaftlichen Stand zu verbessern, offener in die Welt zu gehen und über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Mit diesem gesellschaftlichen Positionswechsel ist wohl auch verbunden, ein etwas anderes Weltbild zu haben. D. h. dass ich die politische und soziale Wirklichkeit um mich herum etwas anders sehe und bewerte als meine Eltern. Mein Vater ist politisch eher links orientiert. Er ist der Ansicht, dass der allgemeine Lauf der Dinge primär von der unersättlichen Gier und dem grenzenlosen Egoismus der Mächtigen bestimmt wird. Das mag nicht völlig verkehrt sein, allerdings bin ich

nicht von einem solchen Klassenbewusstsein durchdrungen wie mein Vater. Trotzdem bin ich mir meiner Herkunft bewusst, und ich mache auch keinen Hehl daraus, dass sie mein Werteverständnis nach wie vor beeinflusst. Gleichzeitig suche ich auch woanders nach Wahrheit: Nicht nur auf der materialistischen Ebene, sondern auch in der Sphäre des Heiligen. Vermutlich rührt das von der Religiosität meiner beiden Großmütter her.

Auch meine Großmutter väterlicherseits war auf ihre Weise religiös, auch wenn ihr Glaube sehr stark mit dem kulturell Erlernten verbunden war. So konnte sie etwa sagen: Niemand darf seine Religion leugnen, sie ist wie eine Mutter, die man nicht gegen eine andere eintauschen kann. Eine kritische Auseinandersetzung mit Glaubensinhalten, die ja nicht per se richtig sein müssen, nur weil sie mir von Kindheit an vertraut sind, war ihr daher nur begrenzt möglich.

Interessanterweise war meine andere Großmutter meiner Konversion zum Islam gegenüber sehr viel offener eingestellt. Irgendwann sagte sie zu mir: „Meinen Segen hast du. Du hast diese Dinge besser studiert als ich und Deine Absichten sind ehrlich.“

In Kontakt zum Islam kam ich über die Schule, weil in Stuttgart viele Migranten in zweiter und dritter Generation leben. Während mein Vater in seiner Klasse noch der einzige „Ausländer“ und damit ein Außenseiter war, war das bei uns schon Normalität. Was nicht heißen soll, dass deutsche und türkische Kinder untereinander nicht auch Cliques gebildet hätten. In gewisser Hinsicht war es daher wohl schon eine Ausnahmeerscheinung, dass ich als Deutscher so eng mit einem türkischen Mitschüler befreundet war, aber eine solche Freundschaft war zu

unserer Zeit immerhin möglich! Mein Interesse, das „Fremde“ kennen zu lernen, führte Jahre später dann dazu, Sprachen zu studieren, fremde Länder zu bereisen und entsprechende Literatur zu lesen. Diese Begeisterung beschränkte sich bei mir nun nicht auf die islamische Kultur, sondern ging auch darüber hinaus.

Eine Irritation mag es nach wie vor bedeuten, dass Sie jetzt als Muslim, auch wenn Sie von ihrem Äußeren nicht gleich als solcher zu erkennen sind, in der hiesigen Gesellschaft leben. Was bedeutet es für Sie, Ihren Glauben in einer mehrheitlich nicht-muslimisch geprägten Gesellschaft zu leben?

Ich glaube, dass jeder Christ, Muslim oder anders Gläubige einen eigenen Zugang zu Gott oder der „Wahrheit“ im weiteren Sinne hat. Wenn ich meine Person betrachte, bin ich natürlich irgendwo ein Grenzgänger. Ich bin einerseits jemand, der zur Mehrheitsgesellschaft gehört – insofern, als ich Deutscher bin –, andererseits bin ich auch Muslim, d.h. ich gehöre meinem Glauben nach einer Minderheit an. Meiner Glaubenszugehörigkeit stehe ich damit manchen – keinesfalls allen – Migranten vielleicht näher. Aber ich nehme das nicht als etwas Ausschließendes wahr. Für mich gehören beide Aspekte, neben vielen anderen Eigenschaften, die meine Persönlichkeit ausmachen, zusammen. Selbst wenn ich in der Moschee mit Türken und Arabern bete und mich dies zweifellos mit ihnen verbindet, heißt das nicht, dass ich in Bezug auf andere Themen ihre Meinung teile. Zudem werde ich immer Deutscher bleiben, da ich kulturell so geprägt bin. Die Religion verbindet zwar, aber das muss nicht zwangsläufig heißen, dass man anderen Menschen nicht auch

nahe stehen kann. Für ebenso bedenklich hielte ich es, wenn man als Deutscher bewusst nur Umgang mit Deutschen pflegen würde, weil man glaubt, mit Menschen anderer Herkunft keine Freundschaft aufbauen zu können.

Selbstverständlich gibt es konvertierte Muslime, die nach ihrem Übertritt zum Islam versuchen, völlig in der arabischen oder türkischen Kultur aufzugehen. Das ist wohl einerseits dem Umstand geschuldet, dass manche es sehr genießen, sich in einem neuen soziokulturellen Umfeld angenommen zu fühlen, und ihnen die Überschaubarkeit des Milieus Sicherheit gibt. Wenn sich Deutsche nämlich dem Islam zuwenden, begegnen ihnen muslimische Migranten häufig mit sehr viel Interesse und Zuneigung, weil sie denken: Das ist jemand, der uns versteht, der unsere Kultur ernst nimmt und uns auf Augenhöhe entgegentritt. In Reaktion darauf haben Konvertiten dann oft das Bedürfnis, der Erwartungshaltung ihrer neuen Freunde zu entsprechen. Hierin liegt allerdings die Gefahr, sich selbst zu verlieren und seine persönliche Authentizität einzubüßen. Insofern muss jeder Konvertit für sich selbst herausfinden, wie weit er sein Leben umkrempelt. Meiner Meinung nach gilt es dabei vor allem zu prüfen, was man letztendlich Gott zuliebe an sich ändert und was man um der Leute willen tut, wobei das eine wahrscheinlich nur selten mit dem anderen in Einklang zu bringen ist. Ich denke, man sollte seine Herkunft nicht verleugnen und man kann es eigentlich auch nicht. Die Kultur, die einen geprägt hat, wird immer präsent sein. Man muss die menschliche Identität als ein Mosaik betrachten, das sich durch viele Steinchen zu einem Gesamtbild zusammenfügt. Also

bei mir sind einige dieser Steinchen mein „Schwabe sein“, mein Arbeiterhintergrund, mein Studium, meine Arbeit, mein Familienstand, mein Glaube, meine Wegbegleiter sowie die verschiedenen Rollen, die ich in Gesellschaft und Familie spiele. Hinzu treten meine Interessen und Hobbys. All das sind Dinge, die zu meiner Identität beitragen. Ich sehe für meine Person keinen Widerspruch darin, Europäer und Muslim zugleich zu sein. Der Islam ist ja eine Religion und keine Kultur, d.h. er kann sich jeder Kultur anpassen.

Sie haben offensichtlich bislang nicht die Erfahrung gemacht, auf Grund ihrer Religionszugehörigkeit Repressalien oder schlimmeren Formen der Bedrängnis ausgesetzt zu sein.

Nein, das nicht. Auch das ist immer eine zweiseitige Sache: Natürlich habe ich teilweise erlebt, dass die Leute mit Entsetzen reagieren, wenn sie meine Religionszugehörigkeit erfahren. Dann fühlt man sich stigmatisiert, und die Leute sind oft gar nicht mehr bereit, einem zuzuhören. Diese Erfahrung musste und muss ich sogar innerhalb der eigenen Familie machen. Als ich Muslim wurde, hatte ich das Bedürfnis, meinen Eltern mitzuteilen, warum ich mich dazu entschieden habe. Ich wollte nicht, dass meine Eltern glauben, ich verurteile ihre Art zu leben. Ich wollte ihnen signalisieren, dass ich nicht vorhabe, ein ganz anderer zu werden. Vielmehr war es mein Anliegen, ihnen zu sagen, dass ich für mich die Wahrheit gefunden habe und dieser Wahrheit nun folgen will, ohne andere dadurch verletzen oder ihnen zu nahe treten zu wollen. Ich musste diesen Weg einfach gehen – unabhängig von meiner Herkunft, Kultur und Religion, in die ich hineingeboren

wurde. Die Entscheidung für den Islam ist nämlich keine Frage der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur.

Am Anfang kränkte es mich sehr, dass die Leute nicht verstehen wollten, dass meine Hinwendung zum Islam für mich eine Konsequenz meines bisherigen Christseins darstellte. Ich nahm den Islam als Ergänzung dessen wahr, was ich bereits von Kindesbeinen an geglaubt hatte. Für mich war die Konversion somit ein völlig logischer Schritt. So gesehen ist der Begriff der Konversion im Sinne einer Umkehr auch unglücklich, da das Christentum und der Islam nicht in entgegengesetzte Richtungen weisen. Ich hatte mich natürlich auch als Christ auf Gott zubewegt. Als Muslim bekam ich jedoch das Gefühl, größere Schritte machen zu können.

Welche Werte möchten Sie Ihren Kindern vermitteln? Von welchen Leitbildern werden Sie dabei bestimmt? Und worin sehen Sie Ihre Hauptaufgabe als Vater?

Ich denke, der zentrale Wert ist Aufrichtigkeit: Aufrichtigkeit gegenüber anderen, aber vor allem auch sich selbst gegenüber, dass man sich selbst nichts vormacht und seinen Idealen treu bleibt. Für mich bedeutet das unter anderem auch, nicht in einem angestammten kulturellen oder gegenwärtigen religiösen „Lager“ zu verharren, sondern auf die eigene innere Stimme zu hören. Es bedeutet für mich, meinen Weg ehrlich zu gehen und auch meinen Mitmenschen aufrichtig und offen zu begegnen – im gleichzeitigen Bewusstsein, dass natürlich jeder Mensch Vorurteile hat. Wie gesagt: Ehrlich sein, sein Ziel verfolgen, ohne dabei das Fair-Play aus den Augen zu verlieren. Ich vertrete die Auffassung, dass

jeder, der in unserer Gesellschaft lebt, dieser Gesellschaft auch etwas zurückgeben sollte, indem er sich zum Beispiel ehrenamtlich engagiert oder einfach hilfsbereit ist. Auch sollte sich jeder, bei aller Unsicherheit, die er in unserer Gesellschaft erlebt, seiner selbst sicher sein dürfen. Keiner sollte Angst davor haben müssen, marginalisiert zu werden. Niemand sollte in zu große Selbstzweifel gestürzt werden, etwa durch Schuldgefühle, die ihm die Eltern oder andere einreden. Jeder sollte frei wählen können, was er aus sich und seinem Leben machen möchte, solange er seinen Mitmenschen nicht dadurch schadet.

Natürlich würde ich mir wünschen, dass sich mein Sohn auch einmal für den Islam entscheidet, dass ich ihm meinen Glauben so gut vorleben kann, dass auch er sich darin wiederfindet. Wenn dem aber nicht so wäre und er trotz meines Bemühens einen anderen Weg einschlagen würde, läge das im Endeffekt nicht in meiner Verantwortung. Unsere Aufgabe als Eltern liegt darin, unserem Kind das vorzuleben, was wir für richtig erachten. Unsere Aufgabe ist es aber sicherlich nicht, ihm persönliche Entwicklungsschritte vorzuschreiben.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird in unserer Gesellschaft viel diskutiert. Wie sähe Ihrer Meinung nach ein ideales Modell aus?

Ich versuche, meine Frau an den Wochenenden zu entlasten, indem ich viel mit meinem Sohn unternehme. Somit hat sie Zeit, sich um den Haushalt zu kümmern. Für gemeinsame Ausflüge zu dritt bleibt allerdings wenig Raum. Ich weiß nicht, wie ein Ideal in unserer heutigen Gesellschaft aussehen könnte. Zurück zur Großfamilie, in der die Kinder von Tanten, Onkeln, Omas und Opas erzogen werden

und zusammen mit ihren Vettern und Nichten aufwachsen? Das mag für viele in unserer Gesellschaft – v.a. für Familien mit Migrationshintergrund – noch immer ein Ideal darstellen, ist aufgrund der räumlichen und zeitlichen Unbeständigkeit des Berufslebens jedoch nur schwer vorstellbar. Man beobachtet schließlich auch bei vielen jungen türkischen, arabischen, italienischen oder russlanddeutschen Familien, dass der Trend dort, trotz des hohen Stellenwerts der Familie, in Richtung einer Anpassung an das deutsche Zwei-Kinder-Modell geht. Einige betonen christlich lebende deutsche Familien haben mitunter auch einmal vier Kinder. Hier bleibt die „rollenbewusste“ Ehefrau dann meist ebenfalls zuhause. Es handelt sich bei der Pflege traditioneller Rollenbilder also nicht um ein genuin „fremdes“ Phänomen. Es geht hier vielmehr um die Befürwortung oder Ablehnung einer bestimmten Vorstellung von Ehe, Familie und Kindererziehung einerseits sowie Karriere, Selbstverwirklichung und individueller Freiheit andererseits.

Eigentlich sprechen wir hier von einem Problem unseres sozioökonomischen Systems, das Frauen und Männer ausbeutet und eine Arbeitshaltung erwartet, die oft an den Rand der völligen Selbstveräußerung geht. Ich allein kann das System nicht ändern. Ich kann nur versuchen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im täglichen Leben immer wieder neu auszuhandeln. Dies versuche ich in steter Absprache mit meiner liebevollen Ehefrau. Auch unser Sohn fordert dabei seinen Tribut und erinnert uns immer wieder daran, dass auch er in diesem Gefüge von Freizeit, Arbeit, Beziehung etc. ein Wörtchen mitzureden hat. Mein Ideal wäre demnach ein Karrieremodell, das nicht in erster

Linie nach Wohlstand und einem steigenden Lebensstandard fragt, sondern welches in erster Linie einen Weg zunehmender individueller und familiärer Selbstverwirklichung geht.

Was scheint Ihnen für ein gelungenes Zusammenleben von Menschen in unserer Gesellschaft mit ihren verschiedenen Hintergründen besonders wichtig und essentiell zu sein?

Ich denke, mehr Offenheit, mehr Interesse ist da von entscheidender Bedeutung! Das ist nach wie vor leichter gesagt als getan, auch wenn es mittlerweile viele Migranten gibt, die sich unserer Gesellschaft gegenüber geöffnet haben. Nicht wenige von ihnen müssen dabei immer wieder Zurückweisungen und herbe Enttäuschungen erfahren. Ich will hierzu nur ein Beispiel nennen: Eine sehr gute Freundin hat jahrelang in einer Apotheke in Stuttgart gearbeitet. Sie hat auch während der Arbeit ein Kopftuch getragen, was völlig problemlos war und weder ihren Chef noch die Kundschaft störte. Dann kam sie im Zuge ihrer Heirat nach Freiburg und bewarb sich vergeblich um eine neue Arbeitsstelle. Es war einfach nicht möglich, in der scheinbar so weltoffenen Universitätsstadt Freiburg mit Kopftuch einen Job zu bekommen. Was ich daran schade finde, ist: Sie hat sich geöffnet, sie kann sehr gut Deutsch und hätte allein durch ihre Präsenz im öffentlichen Leben ein gutes Beispiel für gelungene Integration sein können. Es sind solche Erfahrungen, die zutiefst verletzen und häufig den erneuten Rückzug in die eigene Community zur Folge haben.

Andererseits gibt es aber auch Migranten, die sich nicht gegenüber dieser Gesellschaft öffnen, aus ihrer passiven Haltung heraus

aber gleichzeitig Forderungen an sie stellen, ohne sich selbst die Frage zu stellen, was sie ihrerseits zum Gelingen dieser Gesellschaft beitragen könnten. Das ist eine Mentalität, die ich sehr kritisiere. Ich denke, da müssen wir alle zu mehr Gegenseitigkeit und mehr Offenheit bereit sein.

Auch bei unseren interreligiösen Gesprächsabenden muss ich eine zu geringe Beteiligung von muslimischer Seite beklagen. Wir zählen da meist um die 15 Christen sowie zwei bis drei Muslime – wobei zwei dieser drei zu den Organisatoren der Veranstaltung gehören. Das bedeutet, dass wir ganz wenige muslimische Teilnehmerinnen und Teilnehmer anziehen. Teilweise liegt das an der Berufstätigkeit vieler Gläubiger, die häufig im Schichtdienst arbeiten. Nur wenige junge Muslime sind im akademischen Milieu angesiedelt. Auf christlicher Seite befinden sich unter den Teilnehmenden überwiegend Rentner, die die nötige Zeit und das Interesse mitbringen. Die vergleichbare Altersgruppe unter den Migranten wäre angesichts ihres niedrigen Deutschniveaus zumeist nicht in der Lage, sich an den Gesprächen zu beteiligen. Manchmal sind es auch solche Faktoren, die bei der Planung und Durchführung solcher Dialogabende berücksichtigt

werden müssen. Teilweise hat sich in Migranten aber auch schon die Meinung verfestigt: „Was bringt es schon, einen Dialog zu führen? Die Leute werden uns eh nicht anerkennen!“ Ich denke, da schwingt eine ganze Menge Frust mit, was in der Konsequenz dazu führt, dem interreligiösen Dialog fern zu bleiben. Selbstverständlich gibt es auf beiden Seiten auch Ignoranz und Desinteresse, was man nicht entschuldigen oder schönreden sollte. Aber selbst, wenn ich all diese Faktoren in den Blick nehme, komme ich am Ende doch zu der Schlussfolgerung, dass wir noch immer viel zu wenig miteinander reden. Wir brauchen eigentlich noch viel mehr Dialogangebote, als es sie derzeit gibt!

Sie sind seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog unterwegs. Das ist bei Ihnen klar auch biographisch bedingt. Wenn Sie aus ihrem Engagement eine positive und eine negative Erfahrung schildern könnten, wäre das sicherlich sehr interessant.

Also positiv ist zu sagen: Wir merken, dass wir zwar wenige Teilnehmende an unseren Dialogabenden haben, dass aber die Besucherzahl konstant ist. Es ist nicht immer die gleiche Zusammensetzung, aber meistens kennt

man die Leute, die kommen und sich engagiert einbringen. Unser Ziel ist es, gegenseitiges Verständnis zu fördern. Darin sind wir einander schon sehr viel näher gekommen, wie ich glaube. Es gibt wirklich fruchtbare Abende, an denen eine gute Diskussion zustande kommt.

Negativ ist, dass wir immer mal wieder „Scharfmacher“ zu Gast haben. Die kommen nicht, um sich andere Standpunkte und Auffassungen anzuhören oder etwas dazulernen. Sie wollen lediglich ihr Statement abgeben, das konzentrierte Gespräch als Basis des Dialogs zerstören, um dann wieder zu gehen. Man wird solche Leute niemals vom Gegenteil ihrer Meinung überzeugen können, und natürlich belastet ein solcher Störenfried die gesamte Atmosphäre eines solchen Abends. Grundsätzlich ist es ein Problem, dass immer noch viel zu wenige Menschen diese Dialog-Angebote wahrnehmen. Gleichzeitig muss man sich selbst eingestehen, dass sich im Rahmen eines solchen Abends nicht allzu viele Dinge klären lassen. Dennoch denke ich, dass wir Leute erreichen. Ich bin somit auch fest davon überzeugt, dass unser Engagement etwas bringt. Daraus schöpfe ich immer wieder die Motivation weiterzumachen.



„Die Zusammenarbeit mit Andersgläubigen ist eine Bereicherung für mein Leben!“

Interview mit Ingrid Chaventré in Karlsruhe am 27. Februar 2012

Wenn Sie Ihr Leben und Ihre Lebensumstände betrachten im Vergleich zu Ihrer Großmutter: Worin sehen Sie die wesentlichen Unterschiede, welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Wenn ich an meine Großmutter denke, dann habe ich ein Bild von einer sehr lebenswürdigen und lieben Frau, aber in der Gesamtabhängigkeit meines Großvaters. Für mich ist das Entscheidende und das Lebenswerteste heute, dass ich als Frau meine Freiheit und meine Unabhängigkeit nutzen kann und das, was mir an Talenten gegeben worden ist, tatsächlich auch leben und ausleben darf.

Sie sind Christin, Sie haben gesagt: „Ich bin ein gläubiger Mensch“. Was bedeutet es für Sie – als Frau – heute Ihren Glauben zu leben?

Ich sehe mich in meinem Glauben als Protestantin nicht als Missionarin, sondern ich möchte meinen Glauben vorleben und in diesem Glauben auch ein Vorbild sein. Und ich denke, ich habe das auch erreicht. Ich werde von den Muslimas und auch von den Männern sehr dafür bewundert, wie stark ich in meinem Glauben lebe, und ich respektiere, dass andere Menschen einen anderen Glauben haben.

Was ist Ihnen – kommen wir jetzt mal auf die Familie – im Blick auf die Erziehung Ihrer Kinder besonders wichtig? Welche Werte leiten Sie? Was wünschen Sie sich für Ihre Söhne? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter dabei jeweils?



Ingrid Chaventré

Jahrgang: 1942

Geburtsort: Saarbrücken

Ausbildung: Studium der Sozial-, Berufs- und Arbeitspädagogik

Wohnort: Gaggenau

Persönlich: verheiratet, zwei Pflegekinder

Engagement: engagiert im „Arbeitskreis Christen und Muslime“ in Gaggenau

Ich habe keine eigenen Kinder, aber immer wieder sagen Menschen zu mir, dass unser Herrgott andere Aufgaben für mich vorgesehen hatte. Ich habe zwei Pflegesöhne, die beide sehr schwierige Biographien mitgebracht haben. In der Erziehung ist für mich in der Rolle der Mutter, nicht der leiblichen Mutter, sondern in der Rolle der Mutter das Wichtigste, dass ich die Kinder wie in einer Talentbörse sehe.

Als Pädagogin rege ich natürlich die zwei Jungs speziell an, dass sie ihre Zukunft alleine gestalten können, und dazu muss man ihnen erst einmal klarmachen, welche Talente in ihnen stecken. Ich bin in der Erziehung die Konsequenterere mit dem Mut, sich auch unbeliebt

zu machen, und ich denke, dass das eine wichtige Voraussetzung ist, um Kinder gut zu erziehen. Man muss Kindern klarmachen, dass Konsequenz und mögliche Sanktionen nichts damit zu tun haben, dass man sie nicht liebt.

Die Rolle meines Mannes ist eher die des Kumpels, und in der Situation, in der wir uns befinden, ist es eine sehr gute ergänzende Rolle: Ich bin die Ernsthaftere, und in meinem Mann finden die Kinder jemanden, der sich ein bisschen besser auf ihrer Ebene zurechtfindet.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind heute viel diskutierte Themen in unserer Gesellschaft. Wie sähe denn nach Ihrer Meinung das „ideale“ Modell aus?

Nach der UN-Kinderrechtskonvention haben Kinder ein Recht auf Bildung. Ich glaube aber nicht, dass dies in den Familien bekannt ist. Deshalb wünsche ich mir, dass die Verantwortlichen sich mehr darum kümmern, dass Bildung ein ganz wichtiges Thema innerhalb der Familie wird. Dass man Bildung seinen Kindern wirklich auch antut oder, wenn man selbst die Möglichkeit nicht hat, zumindest sich eingesteht, dass Bildung etwas ganz Wichtiges ist. Es ist einfach die Voraussetzung, sein Leben sinnvoll und ideal zu gestalten.

Was halten Sie im Zusammenleben der Menschen in unserem Land, in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell, also im Zusammenleben der Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Kulturenprägung?

Also fangen wir wieder mit den Kindern an, weil mir das so ein Herzensthema ist. Ich wünsche mir, dass Kinder auch in der Verfassung einen Schutz bekommen, analog dem Tierschutzgesetz. Und mir ist es auch ganz wichtig, dass die Kinder die unterschiedlichen Kulturen und Religionen kennen lernen, weil es ihre Zeit sein wird, in der sie mit den Fremden, heute noch Fremden, ihre Zukunft gestalten müssen. Es gibt dafür in der deutschen Gesellschaft noch zu wenig Bereitschaft. Und ich habe das Gefühl, dass von den Fremden mehr kommt: Wenn ich zum Beispiel mit Türken oder Menschen aus dem früheren Jugoslawien spreche, dann erzählen sie, dass sie Einladungen an Deutsche aussprechen, die auch gerne angenommen werden, aber dass sie selbst so gut wie nie in deutsche Familien eingeladen werden.

Sie engagieren sich seit vielen Jahren im interreligiösen und interkulturellen Dialog und in der Begegnung. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen besonders wichtig? Und welche ermutigenden, aber auch welche entmutigenden oder vielleicht frustrierenden Erfahrungen haben Sie bisher gemacht?

Ja, wie kam ich dazu? Die Pfarrerin aus der Markuspfarrei in Gaggenau hat mich gefragt, ob ich Interesse daran hätte, in ihrem „Arbeitskreis Christen und Muslime“ mitzuarbeiten. Und der Gedanke hat mir von Anfang an gefallen. Ich musste mir aber auch eingestehen, dass ich zwar weltweit Kontakte habe, auch im Ausland gearbeitet habe, mit einem Franzosen verheiratet bin, mich aber noch nie um Andersgläubige gekümmert habe. Ich habe sie mit Sicherheit unbewusst respektiert. Inzwischen ist für mich die Zusammenarbeit mit Andersgläubigen eine Bereicherung für mein Leben. Besonders auch die Kulturen der anderen Menschen, die Denkanstöße und die Andersartigkeit haben mein Leben sehr sehr positiv beeinflusst. Und ich wünsche mir, dass sich viele Menschen ohne Ängste auf dieses Experiment einlassen, sich näher mit dem zu befassen, was für uns fremd ist. Ich wünsche mir auch, dass die Gemeinsamkeiten, die es gibt, gesucht und gefunden werden und dass nicht immer auf den Gegensätzen herumgetrampelt wird.

Gibt es auch frustrierende Erfahrungen?

Es gibt frustrierende Erfahrungen, die aber zum Teil in meiner Falscheinschätzung lagen. Ich hatte mir vorgestellt, dass es einfach sei, Menschen zu animieren, miteinander etwas zu tun – besonders im Glauben ohne Kenntnisse deren Glaubensinhalte. Und da habe ich mit Sicherheit viele Fehler gemacht. Inzwischen habe ich aus allen Glaubensrichtungen Berater, die ich mir ausgesucht habe, und diese geben mir gute und sinnvolle Ratschläge, und zwar bevor es zu Missverständnissen kommt.

Sind diese Berater sozusagen die „Türöffner“?

Ja, sie sagen mir beispielsweise, wie man Kontakt zu anderen aufnimmt und wie man sich am besten verhält. Früher bin ich einfach mit meiner Fröhlichkeit und Unbefangenheit auf Leute zugegangen und habe sie häufig überfordert. Oder ich habe ihre Eigenarten nicht genügend respektiert, weil ich von bestimmten Dingen keine Ahnung hatte. Ich habe mich einfach nicht genügend vorbereitet. Und das war frustrierend für mich – und für die anderen sehr wahrscheinlich auch. Aber letztendlich habe ich aus dieser Sache sehr viel gelernt!



„Religion ist vor allem etwas, was Antworten gibt auf die konkreten Herausforderungen der jeweiligen Lebenssituation.“

Interview mit Ibrahim Ethem Ebrem in Heidelberg am 07. November 2011

Wenn Sie die Lebensumstände Ihrer Großeltern vergleichen mit denen, in denen Sie selbst heute leben, wo würden Sie die wichtigsten Unterschiede sehen? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Mann in der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft?

Ich habe meine Großeltern nie kennen gelernt, was damit zu tun hat, dass ich zu der jüngsten zweiten Generation hier in Deutschland gehöre, der sie begegnen können. D.h. meine Eltern sind die ersten meiner Familie, die nach Deutschland gekommen sind, und zwar Ende der 60er Jahre. Auch ist mein Vater mit seinen 75 Jahren sehr viel älter als die übrige zweite Generation hier. Unsere Eltern haben uns sehr spät bekommen, weshalb ich meine Großeltern nie gesehen habe.

Tatsächlich denke ich in Generationskategorien, das ist ganz interessant. Zwischen mir und meiner Frau etwa besteht eine ganze Generation Unterschied, denn ihr Papa gehört zur zweiten Generation hier in Deutschland, genau wie ich. Und meine Frau gehört schon zur dritten Generation. Das finde ich ganz spannend zu sehen.

Mein Vater kam mit einem Holzkoffer hierher; er besaß zunächst nichts anderes. Er hat dann ziemlich früh meine Mutter im Zuge der Familienzusammenführung nachgeholt, aber es dauerte lange, bis sie ihr erstes Kind bekommen haben. Bis heute sprechen meine Eltern nicht wirklich deutsch. Aber trotzdem haben alle vier Kinder das Abitur gemacht. Zwei haben



Ibrahim Ethem Ebrem

Jahrgang: 1984

Geburtsort: Heidelberg

Ausbildung: Studium der Islamischen Theologie und der Religionspädagogik

Wohnort: Heidelberg

Persönlich: verheiratet, zwei Kinder

Engagement: seit 2009 in unterschiedlichen Kontexten im interreligiösen Dialog engagiert; Initiator des „Heidelberger Fastenbrechens“, das mit dem Heidelberger Friedenspreis 2011 der Stiftung Heidelberger Friedenskreuz ausgezeichnet wurde

das Studium abgeschlossen und zwei studieren noch. Daran sieht man, dass für meine Eltern Bildung immer sehr wichtig war.

Wenn Sie das Leben Ihrer Eltern mit Ihrem eigenen vergleichen, wo würden Sie die Hauptunterschiede sehen?

Den Hauptunterschied sehe ich zunächst einmal bei der gesellschaftlichen Teilhabe. Meine Eltern

hatten hier keinerlei Berührungspunkte zur Mehrheitsgesellschaft. Der einzige Punkt war die Schule, und selbst da herrschte eine klare Trennung im Kopf meines Vaters. Zu unserem Klassenlehrer hat er immer gesagt: „Zuhause ich Vater, hier du Vater.“ Was nichts anderes bedeutet hat als: Ich kümmere mich hier um gar nichts. Diese Kinder gehören hier dir, zuhause aber gehören sie mir. Selbst da gab es also eine klare, strikte Trennung, die eine gesellschaftliche Teilhabe, unabhängig von der Sprachbarriere, gar nicht möglich machte. Da besteht wirklich ein großer Unterschied zwischen meinen Eltern und uns Geschwistern. Wir wollen irgendwie teilhaben, irgendetwas bewegen in der Gesellschaft!

Wenn ich daran denke, wie mein Vater Religion verstanden hat oder auch immer noch versteht und wie ich mittlerweile Religion verstehe – da ist im Laufe der Zeit mehr als eine 180-Grad-Wende passiert. Meine Eltern hatten ein striktes Religionsverständnis, welches sie von ihren Eltern mitbekommen und das sie an uns weitergegeben haben – angefangen bei den fünf Säulen des Islam bis hin zu den Glaubensinhalten. So habe ich schon mit fünf Jahren den Koran auf Arabisch lesen lernen dürfen, bevor ich überhaupt das Alphabet in der Schule gelernt hatte. Trotz ihrer konservativen Grundhaltung waren unsere Eltern immer offen genug, all unsere Fragen zuzulassen. Damit haben sie uns die Freiheit gegeben, uns selbst entfalten zu können. Der große Unterschied

erwuchs daraus, dass wir irgendwann anfangen, Fragen zu stellen und auch die Religion zu hinterfragen. Das führte dazu, dass wir Mama, Papa und den Imam nicht mehr als die ausschließlichen Quellen in der Religionsvermittlung ansahen, sondern daneben begannen, nach anderen Quellen zu suchen. Und wir erkannten für uns, dass Religion auch etwas Individuelles ist, das reflektiert werden muss.

Wie erleben Sie sich als Muslim in dieser Gesellschaft? Was bedeutet es für Sie, heute Ihren Glauben in dieser Gesellschaft zu leben, die ja mehrheitlich nicht-muslimisch geprägt ist?

Ich glaube, diese mehrheitliche Prägung war für mich kein bestimmender Faktor. Natürlich habe ich sehr viel von der Kultur, in die ich hineingeboren wurde, mit der Zeit auch in mein eigenes Leben mit hineingenommen. Ich habe mich losgelöst vom Religionsverständnis meiner Eltern. Ich habe gelernt, meine Religion zu hinterfragen und sie nicht allein als eine in sich geschlossene Größe unhinterfragt zu praktizieren. Will heißen, wenn ich mich mit christlichen Freunden unterhalte, dann ist Religion nicht der dominante Faktor, der den Unterschied macht.

Schwierig bleibt, dass ich als Muslim in meiner Identität oft mit meiner Religion identifiziert werde. Das halte ich für sehr gefährlich. Ich musste da für mich selbst lernen, mein Muslim-Sein erst einmal abzulegen, um zunächst nichts weiter als Bürger dieser Gesellschaft zu sein. Und als Bürger dieser Gesellschaft hat man eben viele Identitäten, und eine dieser Identitäten ist mein Muslim-Sein.

Mir war es z.B. immer wichtig, das rituelle Gebet zu verrichten. Allein dies erzeugt manchmal Pro-

bleme: So musste ich etwa meiner Professorin erklären, warum ich genau jetzt ein Gebet verrichten muss, bevor die Zeit dafür vorbei ist. Ich stand also fast immer unter einem Rechtfertigungsdruck oder verspürte diesen zumindest. All das prägte mich natürlich.

Nach dem 11. September 2001, ich war in der neunten Klasse, habe ich den „Fehler“ gemacht, auf einen evangelischen Religionslehrer, den ich immer noch sehr schätze, zu hören und eine Rede zu halten, zusammen mit einem jüdischen und einem christlichen Mitschüler. Fehler daher, da ich nach dieser Rede in der Schule quasi als der Islam-Experte galt. D. h. in den Pausen sind mir manche Lehrer mit dem Koran hinterhergerannt: „Schau doch mal, was da und da steht!“ und: „Das kann doch nicht sein!“ Daraufhin habe ich mich soweit zurückgezogen, dass ich mich selbst in der damaligen Zeit als extrem bezeichnen würde. Ich hatte eine richtige Abneigung entwickelt gegenüber meinen Lehrern: „Warum muss ich herhalten für all das? Was weiß ich, was da steht? Hab ich vielleicht den Koran geschrieben?“ Im Nachhinein aber verstehe ich es: Wenn kein Wissen da ist, wenn mir etwas fremd ist, ich aber mit diesem Fremden umgehen muss, dann greife ich nach allem, was sich bietet. Das Dumme war nur, dass auch mir damals noch niemand eine befriedigende Antwort auf diese Fragen gegeben hatte. Was ich kennen gelernt hatte, war, in die Moschee zu gehen, zu beten und zu fasten, Almosensteuer zu geben und den Koran auswendig zu lernen. Aber sich mit der Religion zu beschäftigen, tatsächlich zu fragen und auch Antwort zu finden, zu lernen und religionsmündig zu werden, dabei hat mir niemand geholfen.

Die Koranschule hat Ihnen da auch nicht weitergeholfen?

Nein, dort geht es nicht um Denken. Aber in dem Moment, in dem dieser Denkprozess einsetzt und man anfängt zu reflektieren – und unreflektierter Glaube ist für mich mit das Gefährlichste, was es geben kann! – in dem Moment ändert sich Einiges: Man lernt seine eigene Religion besser verstehen und lernt zu glauben unter den Bedingungen einer stark jüdisch-christlich geprägten Mehrheitsgesellschaft. So kehrte ich zu den Wurzeln meiner Religion zurück, indem ich zunächst nach Gemeinsamkeiten suchte. Dabei denke ich so, wie Menschen des deutschen Kulturkreises denken, und nicht wie mein Vater. So habe ich versucht, mir auch im Glauben meinen Weg zu pflastern, aus Steinen, mit denen ich groß geworden bin und mit anderen, die ich in der hiesigen Kultur kennen gelernt habe. Ich lebe jeden Tag aus der Religion, mein Glaube ist sozusagen mein Antriebsmotor – auch in einer mehrheitlich nicht-muslimischen Gesellschaft.

Das wird ja auch dann relevant, wenn Sie – Sie sagten, dass Sie zur jüngsten zweiten Generation gehören – jetzt die dritte Generation auf ein Leben in Deutschland vorbereiten. Sie selbst sind Erzieher zweier Kinder. Was ist Ihnen dabei besonders wichtig, was sind die leitenden Werte, die Sie Ihren Kindern vermitteln wollen? Was wünschen Sie sich für ihren Sohn, für Ihre Tochter?

Als jüngste zweite Generation habe ich den Vorteil, mir die dritte Generation schon live ansehen zu können – auch in meiner Frau. Und eben das, was die zweite Generation gemacht hat. Und da sehe ich einige Baustellen, nicht nur religiöse, auch bildungstechnische und integrationstechnische Baustellen.

Und ich denke, dass die zweite Generation einiges falsch gemacht hat, was natürlich auch mit der ersten Generation zu tun hat.

Da ist zum Beispiel die Sprachproblematik. Ich selbst hatte das Glück, dass meine Eltern nur türkisch können. Ich nenne das Glück, weil ich nur einsprachig türkisch aufgewachsen bin, aber das eben richtig! Erst im Kindergarten habe ich dann deutsch gelernt – und das eben auch richtig! Die zweite Generation hier, wie etwa der Papa meiner Frau, hatte das Pech, dass sie die deutsche Sprache von klein auf nicht lernen konnte, da sie oft im Jugendalter von ihren Eltern hierhergebracht und die deutsche Sprache nur unter erschwerten Bedingungen, z. B. bei der Arbeit in der Fabrik, lernten. Deshalb sprechen sie bis heute kein wirklich gutes Deutsch. Somit konnte die zweite Generation zwar gut türkisch, jedoch nur schlecht deutsch. Ihren Kindern jedoch wollten sie beides beibringen. Dabei ist ein Mischmasch entstanden. Und dies setzt sich jetzt in den nächsten Generationen fort, in der die Kinder oft sehr große Sprachdefizite haben und wir uns darüber wundern, warum die dritte und vierte Generation schlechter deutsch spricht als erwartet. Bei meinen Kindern ist es mir deshalb sehr wichtig, dass sie einsprachig aufwachsen, nämlich türkisch. Meine Tochter hat jetzt innerhalb von sechs Monaten in der Kita Deutsch gelernt, das war überhaupt kein Problem. Wir haben damit sehr gute Erfahrungen gemacht.

Zudem ist es mir wichtig, meinen Kindern weiterzugeben, dass Religion vor allem etwas ist, was Antworten gibt auf die konkreten Herausforderungen ihrer jeweiligen Lebenssituation und dass Religion mehr ist als die kultische Forderung, fünfmal am Tag im Auf und Ab ihr Gebet zu verrichten.

Wie sieht der Schatz aus, den Sie mittlerweile selbst in Ihrer Religion erleben? Wie wollen Sie ihn an Ihre Kinder weitergeben? Welche Werte wollen Sie ihnen vermitteln?

Ja, es sind vor allem einmal Werte. Werte, die den Menschen in den Vordergrund rücken. Positive Werte wie etwa Achtung und Respekt vor dem Leben. Dazu gehört zunächst die Achtung gegenüber seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen. Dann gehören dazu Werte wie innere Zufriedenheit. Ich bin der Meinung, dass Zufriedenheit nur über den Gedanken an Gott und den Glauben an Gott zu erlangen ist – wie immer der Glaube an dieses höhere Wesen auch aussehen mag. Ich bin überzeugt, dass ich letztlich nur so meinen Platz in dieser Gesellschaft finden kann. Mein Vater hat mir noch den Koran und das Gebet auf den Tisch gelegt, aber ich mache das bei meinen Kindern nicht. Es ist mir nicht mehr so wichtig, dass sie den Koran auf Arabisch lesen lernen. Wichtig ist mir, dass sie ihn immer besser verstehen lernen, warum etwas gerade so da steht wie es da steht. Dass sie verstehen, wie der Koran entstanden ist und was sie heute damit anfangen können. Der Islam soll ihr Leben bereichern. Ich möchte ihnen Religion nicht als einen Pflock vermitteln, den ich in ihr Leben einramme und zu ihnen sage: „So, das hier ist deine Religion, da herum bewegst du dich!“

Wie begleiten Sie denn Ihre Kinder in diesem religiösen Lern- und Verstehensprozess? Sie lassen Ihren Kindern ja sehr viel mehr Freiheit, als Sie selbst bei Ihren Eltern erfahren haben. Birgt das nicht auch gewisse Risiken?

Das einzige Risiko, das ich darin sehe, ist, dass bei ihnen die freie Entscheidung liegt, woran sie glauben möchten. Und das ist für mich

dann kein Risiko mehr. Der Punkt, an dem ich ankommen möchte, ist der: Du Mensch hast die freie Entscheidung! Ich begleite meine Kinder in ihrer Annäherung an die Religion nur insofern, als ich sie selbst praktiziere und darin meinen Kindern ein Vorbild bin. Ich habe in ihrer religiösen Erziehung keine festen Bestandteile vorgesehen. Die Koranschule wird das sein, was ich meiner Tochter und meinem Sohn vorenthalten werde. Was nicht heißt, dass ich mit meinen Kindern nicht mit dem Koran und der arabischen Sprache umgehen werde. Da soll es nichts geben, was von außen hinzugefügt wird, sondern alles soll aus unserer Lebenspraxis erwachsen. Und das Risiko, dass sich meine Kinder irgendwann frei für oder gegen den islamischen Glauben entscheiden werden, das nehme ich nicht nur in Kauf, sondern darauf arbeite ich hin!

Das ist der große Unterschied. Wenn das mein Vater so wahrnehmen würde, würde er vielleicht denken, dass ich vom Glauben abgefallen bin. Aber das Gegenteil ist der Fall. Ich selbst würde für mich in Anspruch nehmen, inniger und fester zu glauben, als er es gelernt hat.

Wie lässt sich das Ziel Ihrer eigenen Bildung wie das Ihrer Kinder mit der Notwendigkeit vereinbaren, Geld verdienen zu müssen, um die Familie ernähren zu können? – Vielleicht können Sie in die Beantwortung der Frage Erfahrungen einfließen lassen, die Sie in Ihrer langjährigen Begleitung von Familien mit Migrationshintergrund als Bildungsberater und Nachhilfelehrer gemacht haben. Wie sähe Ihrer Meinung nach das ideale Modell einer Vereinbarkeit von Bildung und Beruf einerseits wie Familie andererseits aus? Was würden Sie sich für sich und Ihre Familie wünschen?

Tatsächlich habe ich viele Familien mit Migrationshintergrund mehrere Jahre lang betreut, und oft gab es bei den Problemen Überschneidungen: Einerseits geht es darum, Geld zu verdienen, und andererseits darum, einen gewissen Bildungsanspruch zu erfüllen. Allen Familien, in denen ich war, war die Bildung ihrer Kinder wichtig! Aber alle gaben unterschiedlich viel dafür her. Und ich meine dabei nicht Geld, sondern Herzblut. Am schwersten hatten es die Familien, in denen beide Elternteile gearbeitet haben, im günstigsten Falle in Schichtarbeit, d.h. von sechs bis zwei der eine, von zwei bis zehn der andere.

Ich bin der Meinung, dass man irgendwo immer einen Verlust hat. Es ist einzig die Frage, wo man diesen Verlust verbuchen möchte. Wir in meiner Familie haben diesen Verlust beim Finanziellen einkalkuliert. Wir setzen auf Bildung, die ist uns wichtiger! Es gibt aber genügend Familien, denen die finanzielle Seite wichtiger ist. So war das lange Zeit vor allem in der ersten Generation. Die Kinder wurden mit 16 von der Schule genommen und dann ging's ab in die Fabrik, um Schicht zu arbeiten und Geld zu verdienen.

Und wie sieht das mit der Vereinbarkeit von Studium bzw. Beruf und Familie aus?

Für mich hat sich die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie nie gestellt. Tatsächlich ist es anstrengend und es bedarf vieler Abstriche, v. a. beim eigenen Leben. Man lebt quasi auch für die Familie, aber eben nicht nur. Das eigene Ich ist immer noch genauso wichtig. Das erfordert ein absolutes Zeitmanagement.

Wir wollten früh Kinder haben, weil wir der Meinung sind, dass wir jetzt zwei Kinder – zwei so Wirbelstürme – gut verkraften können.

Später, wenn wir im Beruf stehen und vielleicht Karriere machen, wäre das viel anstrengender für uns.

Ich bin der Meinung: Familie bringt Zeit für das Ehrenamt! Meine Frau besucht das Abendgymnasium und holt ihr Abitur nach. Ich habe mir trotz Familie und Studium immer wieder Freiräume schaffen können. Daneben arbeite ich auch noch. Ich habe eine HiWi-Stelle und bin freier Mitarbeiter der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, außerdem halte ich für die Landeszentrale Seminare und Vorträge. Trotzdem hatte ich Zeit, ehrenamtlich im Moscheevorstand tätig zu sein, eine Jugendgruppe zu leiten, Dialogbeauftragte auszubilden und eigene Projekte anzustoßen. Die Kraft dazu schöpfe ich sowohl aus meinem Glauben als auch aus meiner Familie. Mit Kindern denkt man anders. Ich hätte das früher nie gedacht: Mit Kindern denkt man anders!

Für das Zusammenleben – jetzt nicht nur innerfamiliär, sondern überhaupt – in dieser Gesellschaft: Was scheint Ihnen da besonders essentiell zu sein? Was sollten Ihrer Meinung nach die Menschen, die hier leben, beherzigen, damit das Zusammenleben besser gelingt?

Zunächst brauchen wir eine riesige Portion Verständnis! Verständnis für das Anderssein, für das Fremdsein. Aber auch Verständnis dafür, dass wir alle Menschen sind und immer anderen Menschen begegnen. Dabei dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, dass jeder von uns ein Individuum ist. Wir glauben, denken, fühlen und handeln nicht alle gleich. Damit dieser Umgang gegenseitigen Verständnisses irgendwie Raum greifen kann, müssen die verschiedenen Initiativen und Gruppen viel stärker als bisher aufeinander zu gehen.

Ich initiiere hier in Heidelberg ein Projekt, das sogenannte „Heidelberger Fastenbrechen“. Es geht darum, wildfremde Menschen zusammenzubringen. Muslimische Familien laden zum Abendessen wildfremde nicht-muslimische Bürgerinnen und Bürger zu sich nach Hause ein, und alle lernen sich auf diese Weise kennen. Das setzt voraus, dass die eine Familie dazu bereit ist, etwas Unbekanntes in ihr Territorium zu lassen. Dabei macht die andere Familie die Erfahrung: „Wow, ich werde gerade als Fremder in die Privatsphäre eines Anderen hineingelassen!“ Vielleicht löst das das Bedürfnis aus, vorsichtig zu sein und zunächst einmal bedachtsam etwas kennen lernen zu wollen. Denn ohne Zweifel macht da jemand einen riesigen Schritt auf mich zu. Aber auch ich mache einen riesigen Schritt und traue mich. Es könnte ja sein, dass ich an diesem Abend zum Fastenbrechen selbst gegessen werde (*lacht*) oder was auch sonst passieren mag. – Ich glaube, es bedarf genau dieser zwiespältigen Gefühle, um einen Öffnungsprozess auszulösen hinsichtlich der fremden Menschen und ihrer Lebenswelt, denen ich gegenüberetrete.

Ich war einmal auf einer christlichen Studienwoche in Stuttgart und mein Partner im Zimmer war ein christlicher Student. Ich telefonierte mit meinem Vater und das Erste, was er sagt, war: „Aber sei ja vorsichtig, mein Junge, man kann ja nie wissen!“ Ich: „Was denn, Papa?“ Er: „Ja, das sind doch Christen, oder?“ Ich: „Ja?“ Er: „Ja, die glauben doch anders.“ Ich: „Ja, Papa, ich werde vorsichtig sein.“

Der gerade wiedergegebene Dialog mit meinem Vater macht deutlich, dass es ihm in seinem Leben in Deutschland nie gelang, ein wirkliches Vertrauen aufzubauen.

Ich bin der Meinung, dass wir lernen müssen, echtes Vertrauen aufzubauen, dann werden wir auch gesellschaftlich einen riesigen Schritt weiterkommen.

Mein Vater wird vielleicht nicht mehr vertrauen, das muss er aber auch nicht. Ich denke aber die junge Generation, die Generation, die stärker als ihre Eltern teilhaben möchte, braucht das Gefühl von Vertrauen. Andernfalls weiß sie nicht, warum sie ihre Energie hier einbringen sollte. Auch ich beziehe meine Kräfte von Menschen wie dem Dekan der Katholischen Kirche in Heidelberg, Joachim Dauer. Der vertraut mir einfach freundschaftlich, und ich spüre das. Umgekehrt gibt mir das dann wieder Energie weiterzumachen. Vertrauen ist so eine wichtige Sache!

Ich nehme dieses Stichwort gerne auf: Was ist es, was Sie trägt in Ihrem langjährigen Engagement im interreligiösen Dialog? Wie kamen Sie dazu? Was ist Ihnen dabei besonders wichtig? Und zum Abschluss eine positive Erfahrung und eine negative Erfahrung in diesem Zusammenhang.

Ich kam zum interreligiösen Dialog wie viele andere Muslime. Man befindet sich in einer Moschee, spricht deutsch und steht da. Und

aus dem sprachlichen Defizit der Funktionäre heraus entsteht die Notwendigkeit einer Übersetzung. Sei es als Dolmetscher oder – wenn man sich auskennt – auch direkt als Auskunftgebender. So ist der interreligiöse Dialog für mich auch eine riesige Chance gewesen, meinen Platz innerhalb der Gemeinde zu finden; denn es ist als junger Mensch nicht so einfach, in einer deutschen Moscheegemeinde seinen Platz zu finden, v. a. nicht als selbstständig denkender, mündiger Bürger. Der interreligiöse Dialog bietet der jungen Generation da eine große Chance.

Allerdings finde ich, dass der interreligiöse Dialog hier in Deutschland leider auf einer schiefen Ebene stattfindet. Auf der Seite der Kirchen stehen qualifizierte Theologinnen und Theologen, auf der Seite der Moscheegemeinden Menschen, die nicht dazu qualifiziert wurden, über Theologie zu sprechen. Ich kenne da einen lustigen Cartoon einer interreligiösen Gesprächsgruppe: Da sitzt ein Doktor der Theologie, eine Doktorin der Theologie zusammen mit Ali, dem Schichtarbeiter. Es ist wichtig, dass sich Menschen treffen. Es ist aber genauso wichtig, dass sie sich etwas zu sagen haben. Das sind die Probleme, mit denen der interreligiöse Dialog zu kämpfen hat.

Dennoch sind meine Erfahrungen im interreligiösen Dialog eigentlich durchweg positiv. Ich habe hier in Heidelberg tatsächlich den Willen gespürt, sich kennen lernen zu wollen. Dabei wurden die von mir als notwendig benannten Voraussetzungen, nämlich Vertrauen und Verständnis, mitgebracht. Auf einer solchen Basis kann der interreligiöse Dialog sehr viel bewegen. Er kann aber sicherlich nicht die vielen anderen Probleme unserer Gesellschaft lösen, weil die eben sehr vielschichtig sind.

Etwas Negatives? Für mich wird etwas dann negativ, wenn es nur gemacht wird, weil's gemacht werden soll, und nicht, weil es uns menschlich und gesellschaftlich vorwärts bringt. Aber das hat mit dem interreligiösen Dialog an sich nichts zu tun, sondern eher mit menschlichem Versagen.

Was ich besonders schade finde, ist, dass dieses benannte Ungleichgewicht im interreligiösen Dialog manchen Gesprächspartnern die Energie nimmt weiterzuarbeiten. So hatte auch ich schon manches Mal das Gefühl, ich müsste Theologie studiert haben, um mit einigen Theologen reden zu dürfen. Das war eine negative Erfahrung. Ich finde das schade, denn ich denke, es gibt auf beiden Seiten viele Fragen, die noch zu klären sind!



„Eine Gesellschaft, die keine Solidarität mehr in sich verwirklicht, hat keine Zukunft.“

Interview mit Günter Eitenmüller in Mannheim am 05. Dezember 2011

Was sind die wichtigsten Unterschiede zwischen Ihren Lebensumständen und denen Ihrer Eltern und Großeltern?

Meine Großeltern stammen aus recht unterschiedlichen Regionen, ein Teil aus dem heutigen Tschechien, aus Österreich und der Schweiz, ein anderer Teil hier aus dem Odenwald. Meine Eltern betrieben einen Bauernhof. Und ich bin Pfarrer, wobei es diesen Beruf in meiner Familie auch früher schon gegeben hat. Einer meiner Vorfahren hatte im 18. Jahrhundert als Kirchenrat schon einmal die gleiche Aufgabe hier in Mannheim zu erfüllen, die ich heute wahrnehme – das habe ich allerdings erst sehr spät erfahren.

In meine Berufstätigkeit musste ich sehr viel unternehmerisches Denken einbringen. Das hat meiner Tätigkeit noch einmal einen eigenen Impuls gegeben. Natürlich liegt ein wesentlicher Unterschied meiner Berufstätigkeit im Vergleich zu meinen Eltern darin, dass der körperliche Teil der Arbeit hier deutlich zurückgetreten ist, worin ich nur bedingt einen Vorteil sehe. Ich sehe mich durchaus in Kontinuität zu meinen Eltern. Innovativ mit Problemen umzugehen, sie nicht verwaltend zu begreifen, hat auch in der Ausübung meiner Arbeit große Vorteile gebracht.

Ich halte es überhaupt für eine Illusion, veränderte kulturelle Rahmenbedingungen unter dem Gesichtspunkt persönlicher Leistungstärke zu begreifen. Die Anforderungen verändern sich ein bisschen im Laufe der Geschichte, aber nicht in wesentlichen Punkten. Ich halte unsere Altvorderen



Günter Eitenmüller

Jahrgang: 1947

Geburtsort: Balzenbach im Odenwald

Ausbildung: Studium der Philosophie und Theologie

bis 2012 Dekan in Mannheim

Wohnort: Weinheim

Persönlich: verheiratet, drei Kinder, fünf Enkel

Engagement: seit 1992 im interreligiösen Dialog engagiert, Mitbegründer der „Christlich-Islamischen Gesellschaft Mannheim“ (CIGM), Mit-Initiator des „Forums der Religionen“, der „Meile der Religionen“ in Mannheim u. a.

für mindestens genauso schlau wie uns heute!

Ihre Eltern und Großeltern waren in anderer Weise körperlich gefordert. Hatten Ihre Vorfahren, die als Landwirte gearbeitet haben, vielleicht gar nicht so viel Zeit, über manche Dinge nachzudenken?

Das sehe ich nicht ganz so. Der Zeitfaktor im Sinne von Hektik ist in der Landwirtschaft relativ neu. Erst die Produktionsmethoden industrieller Art haben da eine gewisse

Hektik ins Leben gebracht. Zeit zum Nachdenken gab es mindestens so viel wie heute in theoretischen Berufen. Die Vermutung, dass Menschen, die keine akademische Ausbildung haben, in ihrer Reflexionsfähigkeit geringer anzusiedeln sind, halte ich für einen fatalen Irrtum.

Aber wenn ich den vorgegebenen Rhythmen meiner Arbeit folge – jetzt muss gepflügt, gesät, geerntet werden – dann habe ich gar nicht soviel Spielraum, mir über grundsätzliche Fragestellungen Gedanken zu machen, die mein Leben eventuell verändern könnten.

Das halte ich auch für eine Fehleinschätzung. Ich habe als Junge schon mein Elternhaus verlassen und bin in Wien groß geworden. Die Gespräche und Diskussionen, die bei uns zuhause am Küchentisch geführt wurden, waren thematisch mindestens so differenziert wie die Gespräche, die ich hier in Unternehmerkreisen, mit Bankern oder anderen Personen führe – mindestens!

Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass meine Familie sich sehr unterschiedlich zusammensetzt. Wir haben Wurzeln, die in weite Teile Europas reichen. Diese Unterschiedlichkeit hat vielleicht auch dazu geführt, dass wir immer sehr angeregt und sehr kontrovers diskutiert haben. Es gab nie einen eindeutigen Mainstream in der Familie, sondern es wurde auch über höchst theoretische Fragen gestritten. Es hat die Familie ausgezeichnet, dass wir über persönliche Fragen eigentlich sehr schnell eins waren, aber über kulturelle,

politische Fragen heftig diskutiert haben.

Nun sind Sie berufsmäßig als Christ unterwegs, aber eben nicht nur. Was bedeutet es für Sie, Ihren Glauben in dieser Gesellschaft zu leben?

Ich finde mich in einer bestimmten Glaubenstradition vor. Ich habe diese Tradition nicht gewählt, sondern bin in sie hineingeboren, und ich hatte auch das Glück, sehr frühzeitig mit ganz anderen Traditionen konfrontiert worden zu sein. Zunächst einmal mit der katholischen Welt. Einige Zeit habe ich im Haus eines entfernten Verwandten gelebt, der katholischer Priester und Theologieprofessor in Wien war. Das hat mich geprägt. Deshalb begreife ich mich als Angehöriger dieser Traditionslinie.

So fällt es mir überhaupt nicht schwer, Menschen mit einer anderen Prägung in unserer Gesellschaft ernst und wichtig zu nehmen. Ich habe mich beruflich darauf eingelassen, sozusagen zum Agenten unserer evangelischen Kirche zu werden. Damit habe ich nach meinem Verständnis auch eine bestimmte Interessenslage zu vertreten, und das versuche ich mit Nachdruck. Doch geht der Konfessionalismus bei mir nicht so weit, dass ich blind werde für andere Weltansichten. Ich bilde mir zumindest ein, ein tiefes Verständnis für andere entwickeln zu können.

Nun ist unsere Gesellschaft ja nicht mehr besonders religiös geprägt. Da ist es durchaus ein Markenzeichen, sich heute öffentlich zu seinem Glauben zu bekennen. Gab es für Sie einen Punkt, an dem Sie deshalb auf Schwierigkeiten oder an Grenzen gestoßen sind?

Ja, es gab Situationen, in denen ich mich schlicht geschämt habe, Vertreter dieser Kirche zu sein.

Dann nämlich, wenn Auffassungen sehr seltsam kommuniziert wurden und unsere Kirche gar so verstaubt daherkam.

Aber ich halte unsere Gesellschaft für nicht so areligiös. Es sind nur Religionsformen, für die wir in der Kirche im Allgemeinen keinen Platz haben, weil wir an einer enormen Milieuerengung leiden, die andere religiöse Formen a) nicht versteht und b) nicht zulässt. Wenn ich in Mannheim z.B. ein Eishockey-Spiel der „Adler“ erlebe, dann hat das sehr viel mit Religion zu tun – einer säkularisierten Form von Religion eben.

Ich hatte aber weder ernsthafte Schwierigkeiten, meinen Glauben öffentlich zu bekunden, noch habe ich eigentümliche Reaktionen erlebt. So bin ich beispielsweise zum 100-jährigen Jubiläum der Freireligiösen Gemeinde in Mannheim als Festredner eingeladen worden. An anderen Orten bestehen da außerordentlich spannungsreiche Verhältnisse.

Ich kann die Motivation von Menschen verstehen, die historisch und manchmal auch gegenwärtig sehr negative Erlebnisse und Erfahrungen im Zusammenhang mit Kirche hatten und haben, weil sie versuchen, einen anderen Weg zu gehen.

Welche Erziehungsideale haben Sie verfolgt? Was war Ihnen in der Erziehung Ihrer Kinder besonders wichtig? Was haben Sie sich für Ihre Kinder gewünscht und worin sahen Sie Ihre Aufgabe als Vater oder jetzt auch als Großvater?

Kinder sollten vor allem ein liebevolles Elternhaus erfahren, das ihnen natürlich auch Richtung gibt, aber Richtung durch Vorleben. Theoretischen Erwägungen wird oft eine viel zu große Kraft zugebraut. Kinder schauen ziemlich genau hin, was ihre Eltern, was ihre

Umgebung tut und lässt, daran orientieren sie sich. Kindern etwas vormachen zu wollen funktioniert nur in der Einbildung der Erwachsenen.

Ich halte es für wichtig, sich nicht als autonom zu begreifen, sondern als Teil einer Gemeinschaft, in der man in solidarischer Verbundenheit mit anderen Menschen lebt – auch wenn sie einem nicht so gefallen. Das ist die Art, wie ich selbst groß werden durfte – so etwas sucht man sich ja nicht aus, sondern es ist ein Geschenk.

Es gibt also nichts, wo Sie Ihre Kinder in bestimmte Bahnen lenken wollten? Haben Eltern nicht Vorstellungen, welche Möglichkeiten sie ihren Kindern eröffnen möchten? Können Sie da etwas benennen?

Ich sehe hier keinen Unterschied zwischen meiner Vaterrolle und der Lehrerrolle. Ich habe einen Adoptivsohn, der fünf Jahre seines Lebens als Straßenkind gelebt hat. Er kam zu uns als er acht war und die Pflegeeltern der ersten Familie, in der er aufgenommen worden war, dieser Aufgabe nicht mehr nachkommen konnten. Auch ihm gegenüber habe ich die gleiche Rolle gespielt wie sonst. Eine bestimmte Rolle? Nein! Ich gehe davon aus, dass jeder Mensch in sich ein großes Potential an Entwicklungsmöglichkeiten trägt und nicht in ein Schema gepresst werden sollte. Die Aufgabe des begleitenden Erwachsenen besteht darin, diese positiven Anlagen zu fördern und das, was destruktiv an einem Menschen erscheint, zurückzudrängen.

Die wesentlichen Anlagen bzw. Fähigkeiten bringt jedes Kind selbst mit und es geht darum, diese zu fördern.

Die Kinder sind von Anfang an verschieden. Wenn ich meine klei-

nen Enkel anschau – ich habe auch schon erwachsene Enkel –, da ist jedes anders. Und das betrachte ich nun wirklich als etwas Schönes, dies ein Stück weit mitzuerleben, und ich habe nicht im Geringsten das Bestreben, mich in den nachwachsenden Kindern oder Enkeln selbst zu reproduzieren. Was ihnen gefällt, das schauen sie sich schon ab, und was ihnen nicht gefällt, das werden sie ablehnen oder vielleicht manchmal einfach nicht davon loskommen – ich will das nicht zu idealistisch schildern.

Viel diskutiert wird in unserer Gesellschaft die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Wie sähe Ihrer Meinung nach ein ideales Modell aus?

Das gibt es natürlich nicht, ein ideales Modell. Ich bin sehr froh, dass ich meine Aufgaben hier in Mannheim erst zu einem Zeitpunkt übernommen habe, als meine eigenen Kinder aus dem Größten heraus waren, denn danach habe ich sie sehr vernachlässigt. Wenn meine Frau hier nicht Vieles aufgefangen hätte, obwohl sie auch berufstätig ist, wäre das schlecht gegangen.

Wir haben leider in unserer Gesellschaft die Tendenz, dass sogenannte Leistungsträger immer stärker durch den Beruf absorbiert werden. Das geht übrigens nicht nur zu Lasten von Familie, sondern auch zu Lasten von Geselligkeitsformen über die Familie hinaus wie zum Beispiel in Vereinen. Früher hatten Manager von großen Firmen geradezu die Aufgabe, sich auch im Gemeinwesen zu betätigen, als Teil ihres Aufgabenbereichs.

Wir müssen unser Leben neu organisieren. Ich halte den Ausbau des Krippenwesens für ein ganz wichtiges Element, damit beide Partner, die mit der Kindererzie-

hung betraut sind, Gelegenheit haben, sich auch beruflich zu verwirklichen.

Mit dem Ideal von der Ehefrau für „Kinder, Küche, Kirche“ konnte ich noch nie etwas anfangen, das halte ich auch für eine kleinbürgerliche Organisationsform des Lebens. Wenn man zurückschaut in die Geschichte gab es das eigentlich nie als Standardmodell, abgesehen vom aufkommenden Bürgertum im 19. Jahrhundert, das sich dann ausgeweitet hat.

Wie gesagt, habe ich einen landwirtschaftlichen Hintergrund: Da waren schon immer alle am Erwerbsleben beteiligt. Und das waren vor 200 Jahren noch 90 Prozent unserer Bevölkerung. Und in den städtischen, bürgerlichen Verhältnissen hatten die Frauen selbstverständlich klar definierte Aufgaben – es war eine ständische Gesellschaft, die natürlich auch für die Ehefrauen klare Vorstellungen hatte, was da zu tun und zu lassen wäre. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist nie einfach gegeben, sondern muss unter den spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen je neu gesucht werden.

Was müsste geschehen, damit das Zusammenleben der Menschen in unserem Land besser funktioniert als derzeit?

Unsere Gesellschaft entwickelt sich stark auseinander. Natürlich hat es nie eine homogene Gesellschaft gegeben. Aber wir hatten in den Nachkriegsjahrzehnten die einzelnen gesellschaftlichen Gruppierungen, die Milieus näher beieinander als heute. Diese Ausdifferenzierung geschieht hochgradig über zwei Faktoren: Bildung und Geld.

Ich halte es für wichtig, milieuspezifisch-attraktive Bildungsangebote zu vermitteln und nicht einen bestimmten Bildungstypus allen Milieus überzustülpen. Unser

Bildungssystem ist hochgradig uniform. Das kann nicht gut gehen. Und das zweite: Wir leisten uns eine in meinen Augen entsetzliche Überbewertung von Geld, Verdienst und Einkommen.

Da besteht dringender Korrekturbedarf. Wir müssen danach trachten, unsere Gesellschaft solidarischer zu gestalten! Und jetzt kommt für mich ein Satz mit fast dogmatischem Charakter: Eine Gesellschaft, die keine Solidarität mehr in sich verwirklicht – diese nicht nur empfindet, sondern auch umsetzt! – ist am Ende, sie hat keine Zukunft mehr. Denn Gesellschaft lebt davon, dass man Verantwortung füreinander trägt.

Und wenn ich merke – ich will es an einem Beispiel festmachen –, dass Eltern, die in wohlhabenden Verhältnissen leben, nicht mehr begreifen, wie es um Mitschüler ihrer Kinder bestellt ist, die sich in nicht so wohlhabenden Verhältnissen bewegen, und zwar nicht, weil sie sich verschließen, das ist etwas anderes, sondern weil sie gar nicht merken, dass z. B. die Anschaffung bestimmter Sachen, die man für den Schulbetrieb braucht, nicht finanzierbar ist für eine Familie und dass man dann beim Schulausflug krank spielt, um nicht schambelegt die eigene Armut zugeben zu müssen. Da haben wir in der Zukunft eine unausweichliche, ganz wichtige Aufgabe, wenn wir nicht darauf verzichten wollen, als Gesellschaft zukunftssoffen zu bleiben bzw. wieder zu werden.

Sie sind seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog engagiert. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen dabei besonders wichtig? Und am Ende beispielhaft eine ermutigende bzw. hoffungsvolle und eine frustrierende bzw. entmutigende Erfahrung, die Sie in diesem Kontext gemacht haben.

Ich habe zu Beginn des Interviews schon gesagt, dass ich in einer Umgebung groß geworden bin, die nicht homogen war. Daher war das Anderssein von Menschen für mich von Anfang an nichts Überraschendes, sondern praktisch Gewohnheit. Der interreligiöse Dialog im engeren Sinn, also jetzt vor allem hier mit Muslimen, das war eine Frucht der hiesigen Lebensumstände.

Ich war zunächst in Mannheim Schuldekan und kam dann in die damalige Jungbusch-Grundschule, eine sehr große Grundschule mit fast 500 Schülerinnen und Schülern. Gerade mal zwölf von ihnen waren evangelisch religionsunterrichtspflichtig. Bis dahin hatte ich

irgendwo abseits, sondern mitten in der Stadt stehen sollte – gebaut wurde, bin ich dann mehr oder weniger in diese Thematik hineingerutscht und habe das sehr schnell auch als eine Bereicherung erlebt. Menschen aus diesem Kulturkreis und Leute aus dem östlichen Teil der Türkei haben noch einmal eine andere Lebenswelt nach Mannheim mitgebracht – die meisten Türken, die hier leben, kommen ja nicht aus Istanbul.

Um Eskalation zu vermeiden, hatte ich sehr bald das Bestreben, die „Häuptlinge“ der einzelnen Religionsgemeinschaften in ein persönliches Verhältnis zueinander zu bringen, um sich kennen und

phänomenologisch, Unterschiede zwischen Islam und Christentum? Und der ägyptische Jesuit Samir sah sich im Stande zu sagen: Nein, substantiell gibt es keine Unterschiede. Unterschiede ergeben sich erst durch die Praxis, indem man anderen etwas zumutet, was diese selbst nicht für sich wollen.

Und so ähnlich begreife ich im Grunde unsere Religionsgemeinschaften auch: als im Kern sehr stark verwandt miteinander – nur in der ständigen Gefahr, durch ganz andere Interessen missbraucht zu werden.

Und am Ende beispielhaft eine ermutigende bzw. hoffungsvolle und eine frustrierende bzw. entmutigende Erfahrung, die Sie in diesem Kontext gemacht haben.

Ich will erst das Negative nennen: Ich habe es als sehr belastend erlebt, wie gutwillige, integrationsbereite muslimische Mitbürger durch die Interessenslage ihrer Dachverbände in Rollen hineingezwungen wurden, die sie selbst nicht wollten. Wie also Religion massiv politisiert wurde. Das waren sehr negative Erfahrungen.

Positiv aber stimmt mich, dass ich eine stattliche Anzahl nachwachsender Muslime kennen lernen durfte, die ihren Glauben bewusst leben und gestalten. Das sind Menschen, die in positiver Weise beide kulturelle Traditionen in ihrer Person in einer geglückten Synthese vereinigt haben. Und wenn es in Zukunft viele solcher Menschen geben sollte, dann können wir uns im Grunde glücklich preisen, diese Einwanderer hier in Deutschland zu haben.

Doch möchte ich auch an dieser Stelle illusionsfrei argumentieren. Es gibt die Gruppe der Anderen, die sich nicht integrieren können, aus welchen Gründen auch immer. Hier stellt sich unserer Gesellschaft eine große Aufgabe, bei der die Kirche nicht außen vor bleiben darf!



mit dem Islam kaum Berührungspunkte. Aber hier in Mannheim in diesem sozialen Milieu war es unausweichlich, die fremden Religionen und Kulturen zumindest zur Kenntnis zu nehmen. Und wenn man etwas zur Kenntnis nimmt, muss man es ja auch ein bisschen verstehen. Und so bin ich – eigentlich ganz unbeabsichtigt – in diesen Dialog geraten, denn es gab Konflikte und es gab ansatzweise Gesprächskreise, denen ich mich angeschlossen habe.

Als die große Moschee am Luisenring – eine der ersten, die nicht

wertschätzen zu lernen und ein gewisses Vertrauen aufzubauen, das verhindern soll, dass latente, zum Beispiel soziale, Konflikte sich religiös aufheizen.

Dabei wurde mir immer deutlicher, wie verwandt die Religionsgemeinschaften sind, zumindest in ihren Kernüberzeugungen. Vor sechs Wochen war ich im Libanon und hatte dort Gelegenheit, mit einer ganzen Fülle hervorragender Leute zu diskutieren, unter anderem mit Herrn Samir, einem der Berater des Papstes in Islamfragen. Ihn habe ich gefragt: Gibt es substantiell, nicht

„Ich lebe die christlichen Werte im Alltag – das ist mir wichtig!“

Inge Ganter

„Ich lebe als Muslima in Freiheit und Eigenverantwortung!“

Fürüzan Kübach

Interview mit Inge Ganter und Fürüzan Kübach in Bruchsal am 23. Juli 2012



Inge Ganter

Jahrgang: 1961

Geburtsort: Essen an der Ruhr

Ausbildung: Studium der Sport- und Erziehungswissenschaft

Wohnort: Bruchsal (seit 1996)

Persönlich: verwitwet, zwei Kinder

Engagement: 2004 gemeinsam mit Fürüzan Kübach das Internationale Frauencafé gegründet; seit 1997 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Bruchsal; seit 2008 gewähltes Mitglied im Landesausschuss der Evangelischen Frauen in Baden

Wenn Ihr Euer Leben und die Lebensumstände betrachtet im Vergleich zu denen Eurer Großmütter: Worin seht Ihr die wichtigsten Unterschiede und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Euch als Frauen in der heutigen Gesellschaft?

Inge Ganter: Meine Großmütter sind beide noch im 19. Jahrhundert geboren und ihr Leben war durch die Kriege, durch Verlust

und zum Teil durch Flucht geprägt. Spannend fand ich die Tatsache, dass eine meiner Großmütter nach dem Ersten Weltkrieg als katholische Frau einen evangelischen Mann geheiratet hat, denn das hat unsere Familie sehr geprägt.

Ich sehe Gemeinsamkeiten mit meinen Großmüttern, aber der Unterschied ist, dass ich heute wirklich viel viel freier lebe! Ich als Frau habe die Freiheit zu entscheiden, wie ich mein Leben in die Hand nehme – das ist schon eine extrem große Freiheit.

Fürüzan Kübach: Das Leben meiner Großmütter war sehr verschieden: Die eine Großmutter lebte in der Türkei in sehr ländlichem Gebiet, die andere kam 1963 nach Deutschland und war hier berufstätig. Aber die Unterschiede zu heute sehe ich ganz klar darin, dass der Zugang zu Bildung wesentlich leichter ist als zu Zeiten meiner Großmütter, besonders für Frauen.

In unserer Familie bekamen auch Mädchen zum Teil schon höhere Bildung, und ich glaube, dass die Familien, die sich Bildung leisten konnten, es den Mädchen auch ermöglicht haben. Aber damals war ganz klar, dass diejenigen, die sich finanziell keine Bildung leisten konnten – die weiterführenden Schulen haben ja auch Schulgeld gekostet –, sie auch nicht bekamen. Man musste dann beispielsweise den Betrieb des Vaters weiterführen. Und es wurde auch darauf geachtet, dass man standesgemäß heiratet, und dadurch



Fürüzan Kübach

Jahrgang: 1968

Geburtsort: Lampertheim

Ausbildung: Studium der Sozialpädagogik

Wohnort: Bruchsal (seit 1994)

Persönlich: verheiratet, zwei Kinder

Engagement: 2004 gemeinsam mit Inge Ganter das Internationale Frauencafé gegründet; aktiv in der DITIB-Gemeinde; 2009 den Integrations- und Bildungsverein „Kulterbunt e.V.“ gegründet und seither 1. Vorsitzende; betreut mehrere soziale Projekte in diesem Verein und erhielt den Bürgerpreis 2011; seit 2013 Integrationsbeauftragte der Stadt Bruchsal

hat sich alles noch manifestiert. Im Vergleich dazu haben wir inzwischen wirklich jede Freiheit.

Fürüzan, Du bist Muslima, und Du, Inge, bist Christin. Was bedeutet es für Euch – als Frauen – heute Euren Glauben zu leben?

Inge: Das bedeutet, dass ich in tiefem Gottvertrauen mein Leben so lebe, wie ich es leben kann, dass ich keine Angst habe vor ganz schlimmen Dingen, dass ich die christlichen Feste feiere, dass ich meine Nächstenliebe lebe, dass ich die christlichen Werte im Alltag lebe. Ja, das ist mir wichtig!

Fürüzan: Mir geht es auch so ähnlich wie dir! Ich lebe als Muslima in Freiheit und Eigenverantwortung und entscheide selbst, was in Bezug auf meinen Glauben gut und wichtig für mich ist.

Was ist Euch im Blick auf die Erziehung und auf das Leben Eurer Kinder besonders wichtig? Welche Werte oder Leitbilder leiten Euch? Und was wünscht Ihr Euch für Eure Söhne und Töchter? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter dabei?

Inge: Mir ist wichtig, dass meine Kinder ebenfalls die christlichen Werte lernen und leben. Die Leitbilder, das sind unsere Vorfahren, aber das sind sicherlich auch andere Figuren, die ich nicht wirklich kenne. Da wir in unserer Familie schon immer nach christlichen Werten und christlichen Leitbildern gelebt haben, haben meine Kinder genügend Vorbilder. Und ich wünsche mir, dass sie das erkennen und auch später ihren Kindern so weitergeben können.

Und gibt es da einen Unterschied zwischen Sohn und Tochter?

Inge: Nein, ich denke und hoffe, dass es beide Kinder gleichermaßen erfahren haben. Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen meiner Tochter und meinem Sohn, aber das hat nichts mit dem Geschlecht zu tun: Sie sind einfach unterschiedlich gläubig, sind unterschiedlich mit der Religion aufgewachsen und kommen unterschiedlich mit ihr zurecht.

Aber ich kenne auch von mir selbst, dass es im Leben Phasen gibt, in denen man sich mal mehr und mal weniger mit der Religion auseinandersetzt. Auch meine Kinder haben die freie Entscheidung, wie sie mit dem Thema umgehen und wie sie später leben möchten – dafür habe ich ihnen die Grundwerte weitergegeben, unabhängig vom Geschlecht.

Fürüzan: In der Erziehung meiner Kinder ist mir besonders wichtig, dass sie religiöse Werte schätzen, ob das jetzt muslimisch-christliche sind oder wie auch immer, dass sie einfach Werte, in denen Religionen ja verankert sind, schätzen.

Was ich mir auch für meine Söhne wünschen würde, wäre, dass sie mit Jugendlichen zusammenkommen, denen Religion wichtig ist, dass sie Freunde haben, denen Religion wichtig ist, weil das meiner Meinung nach auch noch mal eine andere Sichtweise ermöglicht.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in unserer Gesellschaft. Wie sähe Eurer Meinung nach das „ideale“ Modell aus?

Inge: Ich glaube, es wäre ideal, wenn sich alle Menschen an der sozialen Arbeit, an der sozialen Aufgabenstellung beteiligen würden. Es sollte eine Verteilung geben von einer gesamtgesellschaftlichen Arbeitszeit auf die verschiedenen Lebensphasen von Familien: Beispielsweise sollte man in der Phase, wenn die Kinder klein sind, halbtags arbeiten können und trotzdem das volle Gehalt erhalten, was später ausgeglichen wird, wenn wieder mehr Zeit zur Verfügung steht und man sich auch in andere gesellschaftliche Bereiche einbringen kann. Es sollte so etwas wie eine Lebensarbeitszeit und eine Lebensaufgabe für

alle geben – gleichermaßen auf Männer und Frauen verteilt.

Also nicht nur Erwerbstätigkeit, sondern auch soziale gesellschaftliche Arbeit, Sorgearbeit?

Inge: Sorgearbeit, Versorgung, aber auch so etwas wie Nachbarschaftshilfe: Vieles könnte auf viele Schultern verteilt werden, wenn in unserer Werthaltung selbstverständlich wäre, dass in allem eine Solidargesellschaft besteht.

Fürüzan: Schwierige Frage, aber ich bin davon überzeugt, dass es ohne diese Hierarchien in der Arbeitswelt wesentlich leichter wäre, Familienstrukturen zu organisieren. Die Bezahlung, das Vorkommen in der Arbeit, die Stellung, die man erreicht – das macht es so schwierig, die Familienzeit aufzuteilen und Elternzeit zu nehmen. Mein Idealmodell wäre, Hierarchien abzuschaffen, damit auch für Frauen die Zugänge zur Arbeit und das Zurückkehren in die Arbeitswelt leichter würden.

Aufgrund des Geldes und der Hierarchien kleben so viele Berufstätige an ihren Stühlen, dass da auch kein Wechsel möglich ist, keine Neuerungen, und für Frauen schon gar nicht.

Inge: Wir müssen erkennen, dass das, was jede und jeder an Begabung und an Kompetenzen an unterschiedlichen Stellen für eine Gesellschaft einzubringen hat, gleich wichtig ist! Das gilt für den Banker genauso wie für eine Lehrerin oder eine Erzieherin.

Meiner Meinung nach würde man auch Leute in Führungspositionen finden, wenn es nicht unbedingt das hundertfache Gehalt dafür gäbe, sondern weil die Motivation dafür aus ihrem Talent für diese Aufgabe kommt und weil sie gut darin sind. Die Belohnung müsste darin bestehen, dass man diese Position hat und es gut

macht – und nicht darin, so un-
anständig hoch, höher bezahlt zu
werden als andere. Die Schieflage,
dass ein Chef Millionen auf die
Seite legt, die er nie verbrauchen
kann, aber ein Arbeiter von sei-
nem Lohn noch nicht einmal die
Familie ernähren kann, ist nicht zu
akzeptieren! Diese Ungleichheit
führt ja nur zu Neid, zu Missgunst
und letztlich zu Betrug, weil man-
cher versucht, noch mehr zu krie-
gen. Deshalb sollte es auch eine
Vermögensobergrenze geben.

*Was haltet Ihr im Zusammenleben
der Menschen in unserem Land,
unserer Gesellschaft für besonders
wichtig und essentiell?*

*Das schließt ja fast schon an das
an, was wir eben diskutiert haben.*

Inge: Ja, das beantwortet die
Frage eigentlich gleich mit. Auf
jeden Fall Solidarität und Toleranz
und die Werthaltung der Gemein-
schaft, dass der Mensch nur als
Gemeinschaft überleben kann.
Das Individuum hat alleine kei-
nen Sinn in der Welt, weshalb es
auch nicht sein kann, dass jeder
nur für sich denkt; im Gegenteil:
Man muss für andere mitdenken
und sich in eine Gemeinschaft ein-
bringen.

Fürüzan: Der Anfang in diesem
Punkt wäre für mich, Zugänge zu
Bildung besonders für diejeni-
gen zu schaffen, die sonst wieder
hinten dranhängen. Gerade der
Bereich der Bildung schafft ja ein
gutes Zusammenleben untereinan-
der, weil die Schere nicht so weit
auseinandergeht.

Inge: Das gehört unbedingt mit
dazu.

*Menschen sollen die Möglichkeit
haben, ihre Begabungen zu entwi-
ckeln und auch zu entfalten, und
die Gemeinschaft sollte die dafür
förderlichen Rahmenbedingungen
bereitstellen.*

Fürüzan: Ich bin mir sicher, dass
es einfach auch Zufriedenheit bei
den Menschen schafft, wenn sie
ihre Ressourcen einbringen kön-
nen und Zugang zu Bildung be-
kommen.

*Ihr engagiert Euch beide seit vielen
Jahren im interreligiösen Dialog,
in der interkulturellen Begegnung,
im internationalen Frauencafé.
Wie kam es dazu und was ist Euch
besonders wichtig? Welche ermu-
tigenden, aber auch welche ent-
mutigenden Erfahrungen habt Ihr
bisher gemacht?*

Inge: Es kam dazu, weil wir bei-
de wussten, dass Bildung wichtig
ist. Das war wirklich so ein Zusam-
mentreffen, bei dem wir festge-
stellt haben, falls die Frauen hier
nicht abgeholt werden aus ihren
Häusern, einfach rausgeholt wer-
den aus ihrer Isolation, dann wird
sich nichts ändern für die Migran-
tinnen, und dann ändert sich auch
für die Kinder langfristig nichts.

Fürüzan: Deswegen kam ja der
Versuch, Begegnungen zu schaf-
fen, eine Plattform zu schaffen, wo
sich Frauen begegnen können. Das
war uns einfach wichtig, und dar-
aus hat sich dann auch der interre-
ligiöse Dialog aufgebaut.

*Ist es so, dass man beim Zusam-
menkommen merkt, was einen
aneinander interessiert und was
man gerne noch mehr vertiefen
möchte?*

Inge: Genau! Wir haben in den
Gesprächen und im Austausch
ganz schnell gemerkt, wie unter-
schiedlich die religiösen Werte
die Frauen prägen, und wir waren
auch neugierig auf das, was sie uns
zu erzählen haben. Und wir haben
bei den anderen Frauen auch die
Neugierde wecken können! Dabei
war es sehr spannend, nicht nur
das Fremde kennen zu lernen, son-
dern auch die Gemeinsamkeiten

herauszufinden. Dieser Prozess ist
noch lange nicht abgeschlossen, es
gibt ja auch ständig neue Themen.

*Sicherlich denkt man auch über
das Eigene nach: Man entdeckt
das Eigene im Gegenüber oder
fängt in der Begegnung mit an-
deren an, darüber nachzudenken,
wer man eigentlich ist oder wie
man bestimmte Dinge sieht.*

Fürüzan: Genau! Man ist nicht
nur auf die anderen, sondern auch
auf sich neugierig und fragt sich,
wie einen die Begegnungen selbst
weiterbringen. Das ist auch das Po-
sitive an der ganzen Sache, dass die
Frauen mit großem Interesse kom-
men, dass es immer weitergeht,
dass es sich nicht erschöpft – und
das jetzt schon seit acht Jahren!

Negativ empfinde ich, dass sich
meine Hoffnung, dass mehr Mus-
limas teilnehmen, nicht erfüllt hat.
Natürlich freue ich mich über alle
Nationalitäten, die teilnehmen, aber
leider nehmen die muslimischen
Frauen, die Muslimas weniger teil
an diesen Begegnungen, besonders
am interreligiösen Dialog.

Inge: Das hängt natürlich auch
mit strukturellen Problemen zu-
sammen; wenn beispielsweise Ver-
anstaltungen mit Übernachtungen
stattfinden, ist das nicht für alle
gleich gut zu realisieren. Das Frauen-
café übernimmt auch einen Beitrag
oder die Kosten für eine Tagung –
also das ist kein Hinderungsgrund.
Aber gemessen am Verhältnis in
der Gesamtbevölkerung stimmt es
schon, wenn wir sechs Christinnen
und drei Muslimas sind.

Fürüzan: Gerade bei Tagungen
mit interessanten Themen wäre es
schon schön, wenn mehr Musli-
mas kämen. Offen sind sie eigent-
lich dafür, aber es ist tatsächlich
eine Frage der Organisation – auch
mit Kindern. Und natürlich stehen
auch die Sprachbarrieren im Raum!

Inge: Entmutigende Erfahrungen –

um zu dieser Frage zu kommen – habe ich wenige gemacht. Im ehrenamtlichen Bereich ist es normal, dass es mal mehr und mal weniger Menschen gibt, die sich engagieren – und natürlich ist es frustrierend, wenn gerade dann, wenn man Hilfe braucht, mal wieder niemand da ist. Aber das ist eher punktuell und ganz schnell wieder vergessen, wenn man mal wieder eine schöne Veranstaltung hatte wie beispielsweise der Ausflug, den wir kürzlich gemacht haben. Also so dauerhaft frustrierende Rückschläge haben wir bis jetzt eigentlich nicht hinnehmen müssen.

Fürüzan: Im Gegenteil, besonders positiv ist zum Beispiel, dass auch die politischen Situationen in den einzelnen Ländern keine großen Auswirkungen auf das Frauencafé oder den interreligiösen Dialog haben.

Weil schon so viel Vertrauen gewachsen ist?

Fürüzan: Wahrscheinlich.

Inge: Hier in der Stadt ist das Frauencafé ein fester Bestandteil geworden und ist wirklich nicht mehr wegzudenken. Als das neue Haus der Begegnung nach der Sanierung eröffnet wurde, waren unsere Räume fest eingeplant – es war klar, dass es weitergehen muss. Überhaupt ist niemand auf die Idee gekommen, uns vorzuschlagen, mal die Räume zu wechseln, obwohl dieser Raum, den wir nutzen, eigentlich das Jugendcafé ist und in erster Linie Jugendlichen zur Verfügung steht. Aber dieser eine Donnerstag im Monat ist ganz ganz fest, und an allen anderen Tagen können wir auch immer andere Räume kriegen. Das ist schon eine tolle Unterstützung.

Ihr habt also einen richtig festen Platz im Stadtbild!

Inge: Ja, das würde ich so sagen. Und es ist total schön, dass jeden Monat mindestens eine neue Frau zu uns findet, auch mit anderem kulturellen Hintergrund – also

nicht unbedingt Deutsche, sondern wirklich ausländische Frauen, junge Frauen.

Und wir haben festgestellt, dass es wichtig ist, immer auch etwas Praktisches einzubauen, etwas, das man miteinander macht: Theaterstücke, Partyspiele, Bastelangebote – das hat immer etwas Verbindendes und man findet eine Ebene, auf der sich irgendwie doch alle beteiligen.

Fürüzan: Und das Schöne ist ja, dass es kein Intellektuellentreff, sondern ganz gemischt ist: Von der sehr bildungsfernen Familie bis zur Akademikerin ist alles da. Unser Frauencafé ist nichts Übergestülptes, sondern kommt tatsächlich aus großem Interesse aus der Bevölkerung heraus.

Wir haben Vertrauen zueinander, die Frauen wissen in etwa, was sie hier erwartet, nämlich nichts Schlimmes, keine Schikane, und auch mit wenig Deutschkenntnissen kann man sich verständigen. Es ist einfach so eine vertrauensvolle Atmosphäre!



„Der Glaube ist für mich ein Zuhause, gibt mir den Rahmen für mein Leben.“

Interview mit Rivka Hollaender in Bühl am 11. Januar 2013

Wenn Du Dein Leben und die Lebensumstände betrachtest im Vergleich zu Deiner Großmutter: Worin siehst Du die wichtigsten Unterschiede? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Dich als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Ich habe meine Großeltern nicht gekannt. Sie sind im Holocaust ermordet worden. Sie haben in der Diaspora in Osteuropa gelebt und waren religiös. Meine Eltern sind Überlebende des Holocaust. Ich bin in Israel geboren, in einem säkularen Land, entstamme aber einer sehr religiösen Familie. Ich habe in Israel meinen Militärdienst gemacht, war Soldatin; habe auch meine Berufsausbildung dort gemacht. Und dann bin ich in der Welt herumgereist. Das unterscheidet mich von meinen Großeltern. Sie sind in ihrer Heimat geblieben bis zur Zerstörung und dann ermordet worden.

Ein Unterschied ist auch: Meine Großeltern haben in und mit einer Großfamilie gelebt. Ich bin in einer Kleinfamilie aufgewachsen. Meine Mutter war die Königin im Haus; sie kümmerte sich um die Erziehung, um die Gesundheit der Familie, um den Haushalt.

Ein Großvater von mir war Kürschner. Er ist viel in der Welt herumgekommen, war auch in den USA. Mein anderer Großvater war Landwirt. Er hat vor allem koscheres Lab für Käse hergestellt und verkauft. Sie waren religiös. Alles im Leben war nach der Religion geregelt. Frauen und Männer hatten ihre Rollen. Meine Mutter war ein Einzelkind, mein Vater hatte noch zwei Geschwister.



Rivka Hollaender

Jahrgang: 1952

Geburtsort: Haifa, Israel

Ausbildung: verschiedene Berufsausbildungen, u.a. als Krankenschwester; Lehraufträge für Judentum und Hebräisch, Dozentin am Jüdischen Lehrhaus Emmendingen
Wohnort: bei Freiburg
Persönlich: ledig

Engagement: Vorstandsmitglied der christlich-jüdischen Gesellschaft Freiburg; leitet das Forum für interreligiöse Zusammenarbeit Freiburg

Du bist Jüdin. Was bedeutet es für Dich – als Frau – heute Deinen Glauben zu leben?

Meine Religion gibt mir den Rahmen für mein Leben und Gemeinschaft. Als Frau habe ich eine wichtige Rolle in unserer Religion. Es gibt viele Beispiele und Vorbilder von bedeutenden Frauen in der Tora: Rivka (= Rebecca) z.B., nach der ich meinen Namen habe. Mir ist wichtig, ein besseres Verständnis dieser Frauengestalten und ihrer Rolle aus der Tora zu gewinnen.

Das gibt mir Selbstbewusstsein. Und dieses eigene Studium der Schrift bedeutet auch, dass ich nicht „Ja und Amen“ zu einer bestimmten Auslegung oder Interpretation sagen muss, sondern die Tora selbst auslegen und Verantwortung übernehmen kann. Und ich kann bestimmten Auslegungen etwas entgegensetzen und sagen: Ich verstehe die Tora aber so ...

In der Tora steht: „Abraham wird Haus und Hof verlassen“, wörtlich eigentlich „Mutterhaus“. Ich habe mein „Mutterhaus“ verlassen, Neues ausprobiert, bin nach meinem „Bauchgefühl“ gegangen und war damit auch erfolgreich.

Ich lebe seit 35 Jahren in Deutschland. Ich bin gekommen, um hierzubleiben und Erfolg zu haben. Als Kind hatte ich einen Traum: Ich wollte leben, wo es Wasser, Schlösser und Wälder gibt. Ich habe das ausprobiert, bin drei Monate durch Europa gereist. Und dann, nach einem Jahr, bin ich gekommen, um hier erfolgreich zu leben, nicht nur um zu bleiben. Es hat mir hier sehr gut gefallen.

Der Glaube ist für mich ein Zuhause, gibt mir den Rahmen für mein Leben. Ich gehe in die jüdische Gemeinde, das ist wie eine Familie. Früher war das so, jetzt hat sich das etwas geändert. Ich lebe meinen Glauben auch hier zuhause, habe eine koschere Küche. Ich halte die koscheren Richtlinien. Hin und wieder gibt es eine Ausnahme, die aber begründet ist und die ich erklären kann. Wichtig ist immer, den Mittelweg zu finden.

Was ist Dir im Blick auf das Leben von Kindern besonders wichtig?

Welche Werte und Leitbilder leiten dich? Was würdest Du Dir für einen Sohn oder eine Tochter wünschen? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter?

Bei uns zuhause war meine Mutter die dominantere. Sie war die Königin, sie hat die Richtung bestimmt. Sie hat sehr konservativ gedacht. Mein Vater ist eher ein Gelehrter, ein Philosoph. Er ist auch offener. Ich war als Kind eher praktisch veranlagt, wollte nicht tanzen, sondern lesen und studieren. Mein Vater hat mit mir diskutiert; er hatte ja keinen Sohn. Meine Mutter wollte eine Frau aus mir machen. Sie war und ist immer noch eine sehr schöne Frau. Als ich später als junge Frau einen Mann mit nach Hause brachte, hat er immer meine Mutter angehimmelt. Als ich älter wurde, habe ich sie nicht mehr als Konkurrenz gesehen. Sie hat andere Talente als ich. Sie arbeitet, seit sie fünfzig Jahre alt ist, als Malerin.

Meine Schwester wurde von meiner Mutter sehr „fraulich“ erzogen. Sie war Balletttänzerin, unterrichtet heute noch Ballett, und sie ist auch Künstlerin. Sie hat zwei Kinder. Die Tochter sieht mir sehr ähnlich und ist mir auch charakterlich ähnlich. Meine Schwester ist nicht so religiös, aber meine Eltern haben die Religion sozusagen durch die Hintertür hereingebracht. Als meine Nichte ihren Militärdienst ableistete, arbeitete sie in der Küche und musste ganz viel über koscheres Essen wissen und lernen.

Religion ist so wichtig und es ist wichtig, sie weiterzugeben. Auch die Medizin kann vieles von der Religion lernen. Tradition und Kultur weiterzugeben ist grundlegend, jedoch nicht in der ultraorthodoxen Weise, aber Tradition und Kultur sind sehr wichtig. Ich habe sieben Jahre als Kindergärtnerin in der jü-

dischen Gemeinde in Freiburg gearbeitet. Ich habe den Kindern das beigebracht und weitergegeben, was mir wichtig ist in der Religion und was ich auch meinen eigenen Kindern weitergegeben hätte. Bis zum Alter von zwölf Jahren gibt es in der Religion keinen Unterschied zwischen Mädchen und Jungen. Beide sollen die religiöse Tradition und Kultur kennen lernen und lernen, die Tora zu lesen und zu verstehen.

Ich als konservative jüdische Frau denke, die Zukunft liegt in den konservativen Gemeinden, und das sind für mich die Gemeinden, die Religion, Tradition und Kultur mit der Gleichberechtigung von Frauen und Männern verbinden. Dazu gehört, dass Frauen vorbeten können und dürfen.

Vieles von dem gebe ich heute den Studierenden an der Evangelischen Hochschule Freiburg mit, wo ich unterrichtete. Wichtig ist mir, eine Brücke zwischen den Religionen zu sein, Vorurteile abzubauen, sich besser verstehen zu lernen. Religion ist immer ein Teil von mir. Sie begleitet mich auf allen Wegen. Es gibt Gebete für alles und alle Lebenslagen. Ein Dankgebet von mir und mein Gebet „Auf allen meinen Wegen“ sind in dem Büchlein „bei Zeiten. spirituelle Anregungen für alle Tage“, das die Evangelische Erwachsenenbildung Baden herausgegeben hat, enthalten. Meine Religion begleitet sehr bewusst mein Leben. Ich schäme mich nicht, das zu sagen.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in der Gesellschaft. Wie sähe Deiner Meinung nach das „ideale“ Modell aus?

Es sollte für alle die gleiche Möglichkeit vorhanden sein zu lernen und zu studieren. Die Ge-

sellschaft sollte auch nicht verurteilen, wenn jemand sich entscheidet, keine Familie und keine Kinder zu haben. Es sollten auch alle die gleichen Chancen kriegen, deshalb finde ich „anonyme Bewerbungen“ gut und richtig. Leute, die wirklich gut sind, sollten alle Chancen bekommen. Und Frauen und Männer sollten das gleiche Entgelt erhalten.

Ich habe damals im Krankenhaus eine Leitungsstelle bekommen, weil ich keine Familie hatte. So etwas finde ich nicht gut. Die Familiensituation sollte keine Rolle spielen, sondern die fachliche Kompetenz. Kindertagesstätten und Kinderbetreuung müssten viel mehr arbeitsplatznah organisiert sein. Denn Frauen wollen Mütter sein und arbeiten. Und Männer sollten nicht nur Geld verdienen, sondern sich auch um die Familie kümmern. Nicht: „Ich bringe das Geld nach Hause und das genügt.“

In meiner Herkunftsfamilie war meine Mutter viel krank, mein Vater hat alles gemacht – und das vor 50 Jahren. Man hat einen Weg gefunden. Es gibt keine Arbeiten, die niedrig sind, sondern jede Arbeit sollte Anerkennung und Wertschätzung bekommen. Zuerst ist jemand Mensch und nicht Titel. Gleichberechtigung sollte überall gelten, auch in Vorständen und in Leitungsfunktionen.

Was hältst Du im Zusammenleben der Menschen in unserem Land, in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Erstens: Menschen sollten zuerst als Menschen angenommen werden, egal welchen Hintergrund oder welche Religion sie haben.

Zweitens: Wir leben heute in einer multireligiösen Gesellschaft. Deshalb sollte jede und jeder bereit sein, etwas über die anderen zu erfahren, damit man nicht so

leicht ins Fettnäpfchen tritt. Man sollte mehr reden und einander die Dinge erklären. Die Vielfalt bereichert eine Gesellschaft und gibt Farbe. In Deutschland gehen die Leute italienisch oder chinesisch essen, gehen beim Türken einkaufen usw. Das macht das Leben interessanter. Wenn man mehrere Sprachen spricht, ist das auch eine Bereicherung.

Ich war neulich in einer pakistanischen Moschee. Da habe ich dem Mann, der uns begrüßt hat, nicht die Hand gegeben. Er aber hat mir die Hand hingestreckt. Da habe ich ihn gefragt, warum er mir die Hand gibt, denn Frauen und Männer geben sich bei frommen Muslimen nicht die Hand. Er sagte, das sei eine Frage des Alters. *(lacht)*

Die Kommunikation sollte offener sein. Man sollte einfach fragen und versuchen zu verstehen, damit man was lernt, und nicht gleich beleidigt sein. Man sollte auch nicht denken: „Huch – das kann ich jetzt nicht fragen.“ So entstehen manche Probleme.

Wenn man in ein anderes Land fährt, sollte man sich vorher kundig machen, wie man sich im zwischenmenschlichen Bereich angemessen verhält, wie man sich anzieht usw. Das ist sehr wichtig. Und wenn man zu Muslimen geht, sollte man eben keinen Wein mitbringen. Und nicht immer nur übers Kopftuch reden. Wichtig ist, mit den Leuten zu sprechen und nicht nur aus den Medien etwas zu erfahren. Über Tradition, Kultur, Riten und Gebräuche der „anderen“ sollte frau / man jeweils etwas von Leuten aus der jeweiligen Kultur und Religion erfahren.

Du engagierst Dich seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog und in der interkulturellen Begegnung. Wie kam es dazu und was ist Dir besonders wichtig? Welche ermutigenden und welche entmutigenden Erfahrungen hast Du bisher gemacht?

Ich bin in Haifa geboren. In Haifa leben Menschen verschiedener Religionen. Unter unseren Nachbarn waren Moslems. Ich wuchs mit ihnen auf, wir spielten und redeten miteinander. Später kam die Begegnung mit Bahais und Christen aus dem Karmeliterkloster hinzu. Ich habe eine Zeitlang in einer Firma gearbeitet, in der die meisten Beschäftigten aus einem arabischen Dorf in Israel kamen. Ich wurde dorthin zu allen Festen eingeladen. Die Menschen haben mich von Anfang an akzeptiert.

Als ich nach Deutschland kam, habe ich eine Zeit in einer Kurklinik als Masseurin, als Bademeisterin und medizinische Fußpflegerin gearbeitet. Unter den Patienten gab es Christen, Muslime und auch wenige Juden. In den Gesprächen habe ich immer wieder festgestellt, wie wenig Kenntnis und wie viele Vorurteile über die anderen Religionen vorhanden sind. Im Grunde sollten die Kinder schon etwas über die anderen Religionen lernen. Ich habe dann Schulklassen in unsere Gemeinde eingeladen. Das waren zunächst überwiegend christliche Kinder, später auch Muslime.

Vor 21 Jahren wurde in Freiburg das abrahamische Forum gegründet. Ich bin damals als Vertreterin des Rabbiners dort hineingekom-

men. Seit zehn Jahren leite ich dieses Forum, dem mittlerweile Menschen aus sechs Religionen angehören. Vor 20 Jahren wurde mir dann ein Lehrauftrag an der Evangelischen Hochschule angeboten. Ich unterrichte dort Judentum und Hebräisch. Zum Bendorfer Forum für ökumenische Begegnung und interreligiösen Dialog e. V. bin ich vor 20 Jahren durch die Vermittlung eines Scheichs gekommen. Seit sechs Jahren bin ich dort im Vorstand.

Was ich insgesamt ermutigend finde: Es gibt viele Menschen, die wollen wissen, hören, mehr erfahren. Ich sehe mich als Brücke, als Brückenbauerin. Das Judentum ist die Wurzel der drei monotheistischen Religionen. Mich freut immer, wenn Vorurteile abgebaut werden.

Was mich traurig macht, ist, dass manche Leute, wenn sie etwas z.B. über das Judentum gelesen haben, meinen, sie wüssten Bescheid, und sagen mir, was ich sage, sei nicht ganz richtig. Aber nicht jeder, der etwas über das Judentum schreibt, hat wirklich ein praktisches und umfassendes Wissen von innen heraus. Manche, z.B. auch solche, die zum Judentum konvertiert sind, denken, sie kennen das Judentum besser als die, die als Juden geboren sind und jüdisch erzogen wurden. Das macht mich traurig.

Ich versuche, fair zu sein und die verschiedenen Seiten zu sehen. Dialog ist wie eine „Brücke“: Nur wenn man aufeinander zugeht und miteinander spricht, kann man Vorurteile abbauen.

„Gott ist das Herz, das pulsierende, das tragende, das fühlende.“

Interview mit Dr. Ahmad Milad Karimi in Freiburg am 29. März 2012

Wenn Sie Ihr Leben und Ihre Lebensumstände heute vergleichen mit denen Ihrer Großeltern, worin sehen Sie die wichtigsten Unterschiede und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Mann in der hiesigen deutschen Gesellschaft?

Der Unterschied, der mir als erstes auffällt, ist, dass sich meine Lebenssituation insofern von der meiner Eltern und Großeltern unterscheidet, als ich in einer vollkommen anderen Gesellschaft lebe. Ich lebe in einer Gesellschaft, in der die Religion des Islam nicht selbstverständlich ist. Meine Eltern und Großeltern hatten ein ziemlich bequemes Leben, für sie war die Wahrheit die Wahrheit der Religion. Diese wurde auch nie infrage gestellt. Sie mussten sich nie fragen, warum sie eigentlich Muslime sind und was das heißt für das Zusammenleben mit anderen Menschen, die vielleicht gar keine Religion haben oder andersgläubig sind.

Mein Leben sieht völlig anders aus. Ich lebe in einer Gesellschaft, die durch und durch multikulturell, partiell auch multireligiös geprägt ist, in der Religion aber überhaupt nicht selbstverständlich ist. So gesehen ist meine ganze Haltung eine vollkommen andere. Das sehe ich auch heute noch, wenn ich mit meinen Eltern und Großeltern diskutiere, wenn ich erlebe, wie sie in dieser Gesellschaft leben und mit vielen Dingen einfach nicht klarkommen.

Meine Rolle als Mann kommt hierbei gar nicht so sehr zum Vorschein. Genderspezifisch sehe ich hier gar nicht so große Unterschiede. Man muss natürlich schon sagen, dass man als Mann in Afgha-



Foto: Andree Kaiser

Dr. Ahmad Milad Karimi

Jahrgang: 1979

Geburtsort: Kabul, Afghanistan

Ausbildung: Studium der Philosophie und Islamwissenschaft

Wohnort: Freiburg im Breisgau

Persönlich: verheiratet, ein Kind

Engagement: gefragter Referent und Teilnehmer bei interreligiösen Podien; 2009 poetische Koranübersetzung im Herder Verlag; 2009 Gründung und Leitung des Salam Kinder- und Jugendbuch Verlags für islamische Literatur; 2010 Gründung und Leitung des Kalam Verlags für islamische Theologie und Religionspädagogik

nistan eine andere Position hatte: Dort galt der Mann schon als das stärkere Geschlecht und war damit auch der, der mehr Verantwortung tragen musste. In Deutschland erlebe ich das sehr anders. Nun bin ich verheiratet und spüre auch hier meine Verantwortung sehr stark gegenüber meiner Familie, dies aber keineswegs deshalb, weil ich ein Mann bin. Mein Geschlecht spielt eigentlich kaum eine Rolle.

Ich spreche das zum ersten Mal so aus, aber ich glaube, das stimmt so. Was hat man mit mir gemacht ...? (lacht)

Ein Stück weit sind Sie in unserer Streitkultur sozialisiert, die es aushält, verschiedene Meinungen nebeneinander stehen zu lassen und die einen ganz großen Wert darauf legt und es sozusagen belohnt, wenn jemand seine eigene Position vertreten kann, selbst wenn sie nicht identisch ist mit der des Mainstreams.

Ja genau, das ist es. Das ist vielleicht auch das, was man Freiheit nennt. Diese Fähigkeit, Spannungen und auch Widersprüche auszuhalten zu können, das ist schon ein Gewinn. Ich finde, dass es ziemlich schön ist, dass es diese Entwicklung in meiner Familie gegeben hat. Nicht weil ich etwas Besseres geworden bin – das ganz und gar nicht –, sondern weil die Entwicklung deutlich ist. Die Denkweise meiner Eltern und v. a. meiner Großeltern ist da eine völlig andere. Sie haben durch ihre Flucht aus Afghanistan alles verloren – aber wirklich alles! Also: Ihren Namen, ihre gesellschaftliche Stellung bis hin zu ihrem Reichtum, ihrer Position in der Familie. Ihre Heimat, ihre Umgebung, ihre Freunde, ihre Familie, alles ist weg und ein Stück weit auch ihre religiöse Bequemlichkeit oder was das auch war. Hier zu sein ist per se ein Negativum und sie versuchen im Schlechten das Gute zu finden.

Meine Haltung ist: Ich finde es unglaublich bereichernd, all das verloren zu haben.

Vielleicht waren Sie nie so stark verwurzelt in Ihrer afghanischen Heimat wie Ihre Eltern?

Ich war 13 Jahre alt und tatsächlich schon ziemlich drin in der afghanischen Gesellschaft, als ich nach Deutschland kam. Und ich habe auch alles sehr bewusst miterlebt und mitgetragen, weil es in meiner Biographie eigentlich keine Kindheit und Jugend gab. So etwas ist mir fremd. Aber ich bewerte das alles als positiv: Wunderbar ist das, was sich seither entwickelt hat, und es ist so, weil ich all das erlebt habe. Und ich merke, dass es etwas Positives hat zu wissen, dass sicher Geglaubtes auch verloren gehen kann. Was ich jetzt daraus mache, das liegt in meiner Freiheit hier.

Sie sind Muslim. Was bedeutet es für Sie, Ihren Glauben in dieser Gesellschaft als Mann zu leben?

Am Anfang bedeutete das für mich in Deutschland ganz und gar nichts. Also während meiner ganzen Schulausbildung seit der achten Klasse bis hin zum Abitur und dem ersten Studienjahr spielte mein Glaube in der Öffentlichkeit keine Rolle und war kein Gegenstand der Betrachtung. Erst mit dem 11. September 2001 wurde ich ein muslimischer Mann in einer deutschen Gesellschaft. Als „Experte“ ständig gefragt und Opfer und Täter zugleich. Ich musste sofort Stellung dazu nehmen. Überall wollte man von mir wissen, wie ich dazu stehe. Dabei hatte ich keine Ahnung, denn ich war damals politisch noch völlig ungebildet. Ich habe dann auch gleich angefangen, Islamwissenschaften zu studieren, weil ich es genauer wissen wollte.

Als Muslim ist es mir wichtig, meinen eigenen Standort hier zu finden. Mir zu erarbeiten: Wie kann ich als Muslim in einer pluralen Gesellschaft den mir adäqua-

ten Ort finden? Was ist eigentlich meine Aufgabe? Was kann ich, genuin als Muslim, für diese Gesellschaft leisten, die meine eigene ist? Vielleicht ist das auch ein Stück weit meine Lebensfrage.

Was ist Ihnen im Blick auf die Erziehung Ihrer Kinder besonders wichtig? Welche Leitbilder? Welche Werte? Was wünschen Sie sich für Ihren Sohn? Welche wesentliche Aufgabe sehen Sie dabei als Vater?

Durch meine ganze Arbeit bin ich nur selten zuhause. Deshalb habe ich latent immer ein schlechtes Gewissen. Dadurch wird mir aber auch klar, welche Rolle ich habe, weil diese Aufgabe meine Frau nicht auch noch schultern kann. Mir ist es sehr wichtig, als Vater meinem Sohn Werte zu vermitteln, die nicht selbstverständlich sind; dazu gehört auch der Glaube. Aber versuchen Sie mal einem zweijährigen Kind etwas von Gott zu erzählen. Etwas genuin vom Islam zu erzählen, das ist ja so schwierig. Ich wüsste nicht, was ich erzählen soll. Ich will ein Beispiel erzählen, was ich meinem Sohn als Vater erfolgreich beigebracht habe: Er hat Angst vor Autos, vielleicht, weil wir ihm das anezogen haben: „Pass auf, da kommt ein Auto!“ Irgendwann waren wir zusammen unterwegs und er klammerte sich an mein Bein, als ein Auto kam. Da sagte ich zu ihm: „Du, immer wenn dein Vater dabei ist, musst du keine Angst haben. Ich bin dein starker Vater.“ Er hat darauf zwar „Ja“ gesagt, aber ich habe gemerkt, dass ich ihn nicht wirklich überzeugt habe. Dann ist mir ein weiterer Gedanke gekommen, und ich habe gesagt: „Ich bin nicht groß und stark genug. Und ich kann als Vater auch nicht immer bei dir sein, aber Gott ist immer bei dir.“ Daraufhin nahm ich das große Frage-

zeichen im Gesicht meines Sohnes wahr. Er fragte dann auch: „Gott, wo ist Gott?“ Ich sagte: „Gott ist in deinem Herzen.“ Er fragte weiter: „Und in deinem Herzen auch, Papa?“ Ich sagte: „Ja, auch in meinem Herzen.“ „Auch in Mamas Herzen?“ „Ja.“ „Und in Großmamas Herzen?“ „Ja.“ ... Augenblicklich hatte er die Omnipräsenz Gottes begriffen, dass Gott im Herzen aller Menschen ist. „Und wenn Dir ein Auto oder andere Angst machende Dinge begegnen, dann musst du sagen: ‘O Gott!’, und du hast keine Angst mehr.“ Und wieder der Zufall so will, kommt in dem Moment ein Auto und das Auto stoppt. Er schaut mich beeindruckt an und fragt: „War das Gott?“ Und ich sage: „Ja, siehst du, Gott liebt dich.“ Ein weiteres Auto kommt, es biegt ab. Er strahlt. Ich war natürlich unglaublich überflüssig bei dem ganzen Geschehen. Er selbst verbindet jetzt alles, was herzlich ist, mit Gott. Wenn wir ihm etwa sagen: „Du musst dich aber von Herzen entschuldigen!“, dann fragt er: „Mit Gott?“, und wir sagen: „Genau.“ Das bewegt mich selbst sehr. Ich weiß nicht, ob das eine väterliche Aufgabe ist. Meine Frau hätte das bestimmt noch besser gemacht. Aber dass mir diese Aufgabe gerade zukommt, unserem Sohn eine gewisse religiöse Ästhetik beizubringen, ist eigentlich eine Einsicht, die sich bei vielen Mystikern und Sufis stark ausgeprägt findet: Gott ist im Herzen. Gott ist das Herz, das pulsierende, das tragende, das fühlende. Und dass ein zweijähriges Kind ein unbestimmtes Gefühl davon entwickelt, das reicht. Mehr kann ich nicht leisten. Also, wenn das alles sein sollte, wäre das schon okay.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in un-

serer Gesellschaft: Wie sähe Ihrer Meinung nach ein ideales Modell aus?

Meine wirkliche Idealvorstellung ist, dass ich zuhause bin. Meine Frau arbeitet und ich darf schreiben und malen, das würde ich unglaublich gerne tun. Das Dumme dabei ist, dass ich ein bisschen schneller bin als meine Frau und sie noch nicht fertig ist mit ihren Sachen. Es wird also schwierig sein, glaube ich, dieses Lebensideal zu leben. Wenn es aber die Gelegenheit gäbe, würde ich alles stehen und liegen lassen, als Schriftsteller arbeiten und zuhause sein bei meinem Sohn und ihm beim Aufwachsen zusehen. Das wäre unglaublich schön. Das ist ein Wunsch, den ich schon sehr lange mit mir trage. Sehr gerne würde ich in Ruhe zuhause arbeiten, und meine Frau kann Karriere machen. Mal schauen, wann sich das realisieren wird. Wenn das Gefühl so stark bleibt, wird es sich irgendwann schon durchsetzen.

Was scheint Ihnen im Zusammenleben der Menschen in unserem Land mit ihren verschiedenen Herkunftsländern besonders essentiell und wichtig zu sein?

Dass sie endlich miteinander reden! Ich meine damit nicht Podiumsdiskussionen führen, nicht drum herum reden, nicht übereinander reden, was Muslime essen dürfen und was nicht, was sie trinken dürfen und was nicht, wie sie sich anziehen etc. Nein, es geht darum, miteinander zu reden, voneinander zu erfahren. Dazu gehört für mich auch, Rollen zu spielen. Also einmal einen Tag mit einem Kreuz zu leben, stundenlang in einer Synagoge zu verbringen. Auch als Muslim eine Synagoge zu fühlen, also etwa ihre Wand zu berühren und danach darüber nachzudenken, was es eigentlich

heißt, ein Jude zu sein. Dies sage ich, weil ich diese Arbeit, auch die Dialogarbeit sehr gerne tue. Ich bin ständig bei irgendwelchen interreligiösen Foren mit dabei und es ist oft unwahrscheinlich langweilig und auch nichtsbringend. Und ich finde, dass die Leute, die eingeladen sind und dann miteinander reden, sich oft insofern nichts zu sagen haben, weil sie sich ohnehin verstehen.

Ich finde, dass wir Muslime auch zu wenig mit Juden in unserer deutschen Gesellschaft arbeiten, denn das ist ein unglaubliches Lehrgebäude für uns Muslime. Sie sind eine bestimmte Minderheit, die auch einiges hier erlebt hat und sich durchaus jetzt – nach den ganzen katastrophalen Ereignissen des 20. Jahrhunderts – etwas aufgebaut hat und dabei sehr klug ist und klug mit Themen umgeht. Zweifellos haben sie sich weit besser organisiert als unsere Verbände. Da können unsere Verbände sich ein gutes Stück davon abscheiden. Es wäre mein Wunsch, dass wir uns vereinen, d.h. miteinander lernen. Das geschieht meines Erachtens kaum auf dieser Ebene. Es gibt z.B. die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, aber da fehlen mir die Muslime. Dabei weiß ich, dass es durchaus den Wunsch gibt, stärker mit Muslimen zusammenzuarbeiten. Es fehlen aber die Muslime, die dazu bereit wären. Selbst wenn man einzelne Personen fände, die dazu bereit wären, wäre deren Mitarbeit nicht durch die mehrheitliche Zustimmung eines muslimischen Verbandes gedeckt.

Welche konkreten praktischen Erfahrungen, die Sie zuvor angedeutet haben, haben Sie im interreligiösen Dialog gemacht? Könnten Sie davon vielleicht beispielhaft berichten, weil das ja Vorbildcharakter haben könnte?

Ja, ich war einmal in der neuen Mainzer Synagoge mit einer Gruppe von Juden und Christen und musste natürlich eine Kippa tragen. Ich saß dort und habe sozusagen am Sabbat-Gottesdienst mitgewirkt. Und ich fing an, die Übersetzung davon zu lesen, was vorne vorgetragen wurde. Als mir auffiel, dass Männer und Frauen getrennt sitzen, fragte ich meinen jüdischen Nachbarn: „Warum ist das eigentlich so?“ Der schaute mich nur fragend an und erwiderte: „Du hast gut fragen, bei euch Muslimen ist es doch genauso.“ „Ja“, sagte ich, „aber was ist die jüdische Antwort?“ Da sagte er sehr unorthodox: „Ja, schauen Sie, wenn diese Dame dort jetzt hier sitzen würde und nach Chanel N°5 riechen würde, dann könnten wir uns doch beide nicht so gut konzentrieren.“ Ich kenne dieses Argument und erwiderte: „Aber finden Sie nicht, dass es viel schlimmer ist, die hübsche Dame jetzt aus der Ferne anzuschauen?“ Da hat er nur gelacht. Bei aller Vertrautheit war dies eher eine Negativerfahrung. Positiv war, dass ich irgendwann feststellte, dass es mich unglaublich langweilte, den Text zu lesen. Ich hörte daraufhin auf und konzentrierte mich aufs Zuhören. Und ich hatte dieselben Gefühle, die ich habe, wenn ich den Koran höre. Es ist unglaublich schön, in einer Synagoge zu sitzen, die Torastimme zu hören, die ich zwar leider noch nicht verstehe, dennoch ist die Art, wie man Gott hier lobpreist, vollkommen bei mir angekommen. Und ich kam da raus und war bereichert.

Christliche Erfahrungen habe ich natürlich auch zahlreiche. Ich verstecke mich immer wieder, wenn ich Zeit habe, im Freiburger Münster in der letzten Reihe und sehe, wie gebetet wird, das ist bereichernd.

Auf der anderen Seite stehen leider zahlreiche negative Erfahrungen mit Podiumsdiskussionen, z.B. in der evangelischen Matthäuskirche in Frankfurt. Dort gab es anlässlich meiner Koran-Übersetzung eine Veranstaltung, bei der ich vom Publikum regelrecht beschimpft wurde. Natürlich nicht von allen. Es gibt ja häufig diese verrückten Leute, die eine negative islamfeindliche Stimmung verbreiten, aber es waren weit mehr als zwei, drei. Also das war so extrem, dass ich gesagt habe: „Irgendwie fühle ich mich unwohl, als Gast in Ihrer Kirche so attackiert zu werden.“ Dabei war das, was ich gesagt habe, nichts anderes als das, was ich immer sage: Dass Gott barmherzig ist und dass Religiosität schön ist und dass ich Jesus liebe. Also all das, was ich immer schon denke. Aber es kam nichts davon an. Da dachte ich bei mir, irgendetwas ist hier doch falsch. Vielleicht machen wir das Falsche. Wir kommen hierher und erzählen etwas vom Islam. Wir müssen es anders machen. Gerade weil mir diese Menschen wichtig sind, die soviel Wut und Unverständnis in sich haben. Wie kann ich sie gewinnen? Sie müssen mich ja nicht lieben. Sie müssen nur verstehen können, dass das, was ich tue, in Ordnung ist. Sie müssen mich tolerieren können. Sie erleben aber wohl soviel Intoleranz und soviel Schlechtigkeit, dass sie einfach – auch wenn ich etwas Gutes sage – denken: Das meint er ja gar nicht so. Dabei kann ich nicht mehr sagen als das, was ich zu sagen habe.

Es ist vielleicht seltsam, sich als Philosoph so sehr für die Praxis einzusetzen, aber ich habe dadurch auch wirklich gute Erfahrungen gemacht, z.B. in der Evangelischen Akademie Hofgeismar bei Kassel, das war sehr schön. Ich durfte dort den Islam vorstellen, dass man den

Islam fühlen und berühren kann. Und alle Teilnehmenden waren bewegt. Wir waren gemeinsam bewegt von allem, was da geschehen ist. Das Herz einer Religion vorzustellen ist vielleicht viel authentischer, als wenn ich irgendwelche Scharia-Gesetze vortrüge, die ohnehin auch für Muslime schwierig sind. Denn das Bewegende – auch in einer Religion – ist ja das Herz. Darüber muss man sprechen.

Sie sind schon lange engagiert und auch mit dem Herzen engagiert im interreligiösen Dialog und der interkulturellen Begegnung. Wie sind Sie dazu gekommen? Was ist Ihnen dabei besonders wichtig? Und zum Schluss eine ermutigende und eine frustrierende Erfahrung, die Sie in diesem Kontext gemacht haben.

Was mich ermutigt hat? Die Not. Es ist unglaublich notwendig, dies zu tun. Und natürlich hat mich die Auseinandersetzung mit dem Koran dazu bewegt. Denn ich habe gemerkt – auch im Rahmen meiner Übersetzung –, dass ich den Koran in vielen Stücken gar nicht verstehe.

Der Koran fordert die Existenz der Juden und Christen und der Atheisten. Ich brauche sie, um mich selbst zu verstehen. Das ist wirklich koranisch. Ich kann die einzelnen Erzählungen und Prophetengeschichten häufig nicht verstehen, weil sie oft fragmentarisch sind. Oft sind, wie wir wissen, nicht einmal die einzelnen Protagonisten genannt. Es wird eine Geschichte erzählt und ich verstehe sie, weil mein Großvater in Kabul mir diese Prophetengeschichte schon erzählt hat. Deshalb weiß ich, um wen es sich handelt. Aber zu lesen ist das im Koran oft nicht. Dass die Frau von Adam Eva heißt, woher weiß ich das eigentlich als Muslim? Wenn ich sage, der Koran ist das einzig Wahre und die ande-

ren Schriften sind irgendwie verfälscht, dann muss ich erst einmal sagen, was genau verfälscht wurde und ob die Frau von Adam wirklich Eva hieß. Koranisch ist das zumindest nicht.

Das könnte allerdings u.U. auch dazu führen, dass die anderen nur die Negativfolie abgeben für das, was ich positiv bewerte. Liegt darin nicht auch eine Gefahr, weil das nicht unbedingt die Wertschätzung gegenüber meinem Gegenüber fördert?

Mir geht es darum, dass der Koran selbst dialogisch angelegt ist. Und zwar so dialogisch, dass er die Präsenz des anderen als Gegenüber fordert. Also, ich muss als Muslim alles tun, dass Juden Juden bleiben und Christen Christen, andernfalls habe ich ein Problem für mich. Und zwar nicht, weil sie Mittel zum Zweck meiner eigenen Interpretation und Hermeneutik sind, sondern weil sie Teil dieser ganzen großen Hermeneutik sind. Weil wir uns nur alle gemeinsam zu dem Einen hinbewegen. Das war für mich wirklich ein erlösendes Erlebnis zu sehen: Wow, jetzt ist das, was ich schon immer gefühlt habe, anscheinend auch hermeneutisch belegt. Ich muss einsehen, dass dort auch Licht und Rechtleitung ist, wie der Koran dies auch bezeugt, also im Evangelium, in der Tora und bei Mose. Und ich finde, dass das, was dort schriftlich und fragmentarisch angelegt ist, sich gerade in unserer globalisierten Welt ziemlich stark zeigt, nämlich dass wir einander brauchen. Daraus beziehe ich im Letzten meine Motivation. Und ich möchte andere dazu ermutigen, weil es auch gelingen kann.

Negative Erfahrungen habe ich leider schon unzählige gemacht. Die negative Erfahrung im interreligiösen Dialog etwa zeigt sich darin, dass entweder wir Muslime es

noch nicht geschafft haben, kommunizierbar zu machen, was uns eigentlich ausmacht, und weshalb ich manchmal selbstkritisch denke, dass es ein Stück weit unser Fehler ist. Auf der anderen Seite betrachte ich es aber auch als äußerst problematisch, dass die anderen, die uns und unsere Schwächen kritisch sehen, von vornherein meinen, alles verstanden zu haben. Sie kennen das sicherlich auch: Zu interreligiösen Veranstaltungen kommen Menschen, die nicht zuhören, wenn ich über die Ästhetik der Gotteserfahrung rede. Am Ende werde ich dann damit konfrontiert, warum Christen in der Türkei verfolgt werden, was ich sehr schlimm finde,

aber das ist nicht mein Thema. Und ich antworte dann auch genau so: „Also, ich habe jetzt über die Ästhetik geredet.“ Dann stehen mehrere auf und sagen: „Wir fordern, dass Sie jetzt dazu Stellung nehmen.“ Und ich sagte: „Ja okay. Was heißt Stellung?“ „Wie Sie das finden.“ „Ja, grauenhaft, was sonst, das ist ja klar, dass das schlecht ist.“ Ich werde also ständig mit Fragen konfrontiert wie: Kopftuch, Frauen etc. Egal worüber ich rede, dazu muss ich immer Stellung nehmen. Das langweilt und das frustriert natürlich mit der Zeit, weil ich weiß, dass ich nach dieser Veranstaltung ausgelaugt bin. Nicht wegen meines Vortrages – da versuche ich immer

über Themen zu reden, die mich selbst sehr packen –, sondern weil ich zuvor schon weiß, mit welcher Negativität ich wieder nach Hause komme und mich ärgere, weil wieder etwas nicht angekommen ist. Das ist schade. Im alltäglichen Leben aber ist zum Glück – oder ich weiß nicht, wie ich das beurteilen soll – Religion kein Thema, bei meinen Kollegen oder wenn ich einkaufen gehe. Mein Freundeskreis ist eher von einer humorvollen, sich selbst ironisierenden Art des Miteinanders geprägt. Mit all meinen Freunden vergeht kein Tag, an dem wir keine interreligiösen Witze erzählen. Das finde ich eine schöne Weise, über sich selbst zu lachen.



„Wir glauben alle an den einen Gott. Aber jeder zeigt seinen Glauben in einer anderen Form.“

Interview mit Adela Kazija in Gaggenau am 23. November 2012

Wenn Sie Ihr Leben und Ihre Lebensumstände betrachten im Vergleich zu denen Ihrer Großmutter: Worin sehen Sie die wichtigsten Unterschiede? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Die Menschen hatten einen einfachen Lebensstil: Sie haben früh geheiratet, gleich mit der Kinderplanung begonnen und sind bis zum Tod zusammengeblieben, aber diese traditionelle Beziehungsbio-graphie wird immer seltener. Viele wollen nicht heiraten, wollen keine Kinder bekommen, obwohl die Familie der Kern der Gesellschaft ist. Die Familienstruktur wirkt sich auf die gesamte Gesellschaft aus. Deshalb legt der Islam so viel Wert auf den Schutz der Familie.

Träger dieser Keimzelle sind Mann und Frau gleichermaßen. Jeder von beiden hat vor Allah seine eigene Verantwortung. Der Verfall der Familie bedeutet unweigerlich den Verderb der Gesellschaft. Deshalb ist die erste Aufgabe eines muslimischen Herrschers die Stabilisierung der Individuen und die Gesunderhaltung der Familie in jeder Beziehung. Der Schutz der Familie in einer Zeit, in der sie den Anforderungen des modernen Lebens ausgesetzt ist, ist nur durch die Rückbesinnung auf die ursprünglichen religiösen Werte möglich.

Was ich noch wichtig finde, ist, dass in der heutigen Zeit die jüngere Generation die Eltern und ältere Menschen mehr respektieren sollten. Verachtung für die Eltern ist eine Sünde. Im Koran steht: „Und dein Herr hat bestimmt, dass ihr



Adela Kazija

Jahrgang: 1979

Geburtsort: Foca, Bosnien

Ausbildung: Ausbildung als Hafiza

Wohnort: Gaggenau (seit 2010)

Persönlich: verheiratet, zwei Kinder

Engagement: engagiert im inter-religiösen und interkulturellen Dialog

nur Ihm dienen und zu den Eltern gütig sein sollt. Wenn nun einer von ihnen oder beide bei dir ein hohes Alter erreichen, so sag nicht zu ihnen 'Uff' und fahre sie nicht an, sondern sag zu ihnen ehrerbietige Worte. Und verhalte dich ihnen gegenüber aus Barmherzigkeit freundlich und gefügig, und sag: 'Mein Herr, erbarme Dich ihrer, wie sie mich aufgezogen haben, als ich klein war.'" (Qur'an 17:23-24) Allahs Prophet, Allahs Segen und Frieden auf ihm, sagte: „Sei gut, freundlich, respektvoll, gehorsam und fürsorglich zu deinen Eltern.“

Sie sind Muslima. Was bedeutet es für Sie – als Frau – heute Ihren Glauben zu leben?

Meine Eltern sind Muslime und sie haben mich im Islam erzogen, aber dass ich in meinem Glauben weiterlebe war meine eigene Entscheidung. Ich habe im Islam Glück und Frieden gefunden. Islam bedeutet der Glaube an Gott und den Propheten, die Wegweisung und die Verantwortlichkeit des Menschen – das war immer in meinen Gedanken und spielt in meinem Leben immer eine große Rolle, denn der Glaube ist das Leben des Herzens und der Seele, der Balsam der Glückseligkeit und der Angelpunkt des Erfolgs im Diesseits und Jenseits. Er gewährt nämlich dem Herzen die Ausgeglichenheit und der Seele die Zufriedenheit.

Was ist Ihnen im Blick auf die Erziehung und das Leben Ihrer Kinder besonders wichtig? Welche Werte leiten Sie? Was wünschen Sie sich für Ihren Sohn? Ihre Tochter? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter dabei?

Jeden Eltern wird empfohlen, ihre Kinder gut und richtig zu erziehen. Das wünsche ich auch für meine Kinder. Ein glückliches Zuhause, Komfort, Fürsorge und Liebe, die Bereitstellung der Notwendigkeiten des Lebens und eine gute Ausbildung sind einige der Aufgaben, die Eltern erfüllen müssen. Prophet Mohammed, Friede sei mit ihm, sagte: „Wer nicht gut zu jungen Menschen ist, ist nicht einer von uns.“ Die beste Lehre, die ein Elternteil seinem Kind geben kann, ist die Lehre von guten Manieren und Charakter. Meine Methode ist, ein gutes Vorbild zu sein, denn das ist das Haupterziehungsmittel für die Kinder. Das

Wort muss gleich der Tat sein. Das Kind sollte jeden Menschen so behandeln, wie es selbst behandelt zu werden wünscht.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in der Gesellschaft. Wie sähe nach Ihrer Meinung das „ideale“ Modell aus?

Bildung spielt im Islam eine un-
gemein wichtige Rolle. „Iqra!“
(Lies) – so lautete das erste Wort,
die erste Botschaft, die der Prophet
Mohammed, Friede sei mit ihm,
von Gott erhielt. Im Koran heißt es
in Sure 96:

„Lies im Namen deines Herrn,
Der erschuf.

Er erschuf den Menschen aus
einem Blutklumpen.

Lies; denn dein Herr ist allgütig,
Der mit dem Schreibrohr lehrt,
lehrt den Menschen, was er
nicht wusste.“

Im Koran schließen sich Glaube
und Bildung nicht aus. Im Gegen-
teil: Bildung im weitesten Sinne
wird an genauso vielen Stellen er-
wähnt wie der Glaube. Jeder Mus-
lim, Junge oder Mädchen, Mann
oder Frau, sollte sich so intensiv
wie möglich der eigenen Bildung
widmen.

Der Prophet Mohammed sagte:
„Das Streben nach Wissen ist eine
Pflicht für jeden Muslim, Mann
oder Frau.“ Wissen und Bildung
sollen das Leben der Menschen be-
reichern, unterstützen und weiter-
entwickeln.

Die Weiterentwicklung im beruf-
lichen Leben des Menschen ist sehr
wichtig, aber das Familienleben
und die Erziehung sollten wir nicht
vernachlässigen. Wir als Frauen

können aber alles insgesamt erledigen und sind dabei sehr zufrieden.

Was halten Sie im Zusammenleben der Menschen in unserem Land und in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Oft sehen wir nur Unterschiede zu anderen Kulturen und Religionen. Dabei gibt es viel mehr Gemeinsamkeiten, als wir denken. Wir glauben alle an den einen Gott. Aber jeder zeigt seinen Glauben in einer anderen Form.

Damit das Zusammenleben gelingt, brauchen wir den Dialog, der uns hilft, einander besser zu verstehen, Unterschiede und Gegensätze zu respektieren und voneinander zu lernen. Es gibt sehr alte geschichtliche Berührungspunkte und Ähnlichkeiten zwischen Christentum, Judentum und Islam. Daran kann teilweise angeknüpft werden, um Wege für ein friedliches Miteinander zu finden, und es ist sehr wichtig, dass wir erkennen können, dass ein friedliches Zusammenleben ein Lebensstil sein kann.

Für die Integration und ein besseres Zusammenleben in einem Land sind das Erlernen der Landessprache, die Treue zur Verfassung und das Annehmen der Werte dieses Landes sehr wichtig. Natürlich gehören auch Respekt für Vielfalt, für andere Religionen, für andere Lebensweisen und Respekt vor dem Ursprung aller Menschen dazu, dass wir zusammen an der Vision einer besseren und gerechteren Welt arbeiten können.

Sie engagieren sich seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen besonders wichtig? Welche ermutigenden, hoffnungsvollen und

auch welche frustrierenden, entmutigenden Erfahrungen haben Sie bisher gemacht?

Ich lebe seit zwei Jahren in Deutschland und lerne noch immer die deutsche Sprache. Deswegen habe ich nicht viel Erfahrung, aber es ist mir sehr wichtig, anderen Ziele und Essenz meines Glaubens zu erzählen. Islam bedeutet Hingabe, aber auch Frieden und Sicherheit. Islam hat das Ziel, die Menschen zum Glück und zur inneren Ruhe zu führen. Toleranz, Liebe und Gleichheit sind die wichtigsten Elemente des Islam.

Natürlich konzentriere ich mich als Frau auf die Stellung der Frauen im Islam, besonders der Frauen mit Kopftuch. Viele Menschen denken, das Kopftuch sei das Zeichen für die Unterdrückung der Frau, aber das entspricht nicht der Wahrheit. Das Kopftuch ist nicht zwangsläufig ein Unterdrückungsmerkmal, sondern hat oft schlichtweg eine Schutzfunktion für die Frauen – vor Witterung ebenso wie vor Belästigungen. Es gibt Frauen, die sich als einzige in der Familie ganz bewusst und aus religiösen Motiven für ein Kopftuch entscheiden. Und sie sind glücklich, weil das ihre Wahl ist. Doch wenn man sie sofort als unterdrückte Frauen diskreditiert, nimmt man ihnen jede Möglichkeit, sich für einen offenen, pluralistischen Islam einzusetzen.

Oft werden die Muslimas in der Gesellschaft nur nach dem Aussehen beurteilt, aber wenn man sie näher betrachtet und sie besser kennen lernt, wenn man sie in ihren Belangen, Zielen und Wünschen ernstnimmt und sie unterstützt, dann entdeckt man ihre wahren Gesichter, ihre Stärken, ihre Bildung, ihren Mut, ihren Fleiß und ihre Fähigkeiten.

„Täglich für Dankbarkeit und die Möglichkeit, plötzlich zu lächeln, offen zu sein, ist für mich Verheißung und An-Spruch meines Glaubens zugleich.“

Interview mit Ulrike Krumm in Karlsruhe am 22. Januar 2013

Wenn Sie Ihr Leben und Ihre Lebensumstände betrachten im Vergleich zu denen Ihrer Großmutter: Worin sehen Sie die wichtigsten Unterschiede? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Meine Großmutter väterlicherseits war mindestens eine halbe Generation älter als meine Großmutter mütterlicherseits. Die eine wurde im Alter depressiv, die andere dement. Das hat mich schon früh dazu gebracht, mich mit beiden Frauen und ihren jeweiligen Rollen auseinanderzusetzen und nach ihrer Wirkung auf mich zu fragen. Beider Leben wurde durch das Leben ihrer Ehemänner, durch Familie und Krieg geprägt. Keine von ihnen übte einen Beruf aus. Ihre Gestaltungsmöglichkeiten bewegten sich in anderen Räumen als die meinen. Meine eine Großmutter war Pfarrfrau, die andere Frau eines erfolgreichen Geschäftsmannes. Inwieweit sie sich selber über ihre Ehemänner definierten, weiß ich nicht – das wären niemals Gesprächsthemen gewesen. Sicherlich wurden sie aber von außen so definiert und identifiziert. Ich selbst habe andere Freiräume, dadurch aber auch andere Verantwortungen. Ich muss mich wahrscheinlich mehr vor inneren Foren verantworten als vor äußeren. Ich nehme die Unterschiede zu meinen Großmüttern deutlich wahr, vermutlich deswegen, weil es nicht nur um Unterschiede geht, sondern auch um Gemeinsamkeiten. Eine „gute Mutter“ zu sein habe ich als Rollenanspruch gleichsam mit der



Ulrike Krumm

Jahrgang: 1963

Geburtsort: Essen

Ausbildung: Studium der Theologie

Wohnort: Karlsruhe

Persönlich: verheiratet, drei Kinder

Engagement: seit Dezember 2004 im interreligiösen Dialog als „Christliche Vorsitzende der Christlich-Islamischen Gesellschaft“ tätig; seit 2010 im „Arbeitskreis Migrationsbeirat“ der Stadt Karlsruhe engagiert

Muttermilch eingesogen. Die Spannung zwischen familiärem und beruflichem Engagement täglich zu leben, ist wohl der entscheidendste Unterschied zu meinen Großmüttern. Die durch die Herkunftsfamilie(n) geprägten Muster und Erwartungen beeinflussen mich dabei mehr als die der offenen Stadtgesellschaft, in der ich lebe.

Sie sind Christin. Was bedeutet es für Sie – als Frau – heute Ihren Glauben zu leben?

Als Pfarrerin reicht es mir nicht zu sagen, ich hätte ja den Glauben zu meinem Beruf gemacht. Ich meine sogar, dass sich mir die Frage, ob und wie ich meinen Glauben leben kann, prinzipiell nicht viel anders stellt als anderen. Christlicher Glaube als Lebensvollzug bedeutet für mich vor allem, Freiheit zu gewinnen und Vertrauen. Das Gehen auf dem „Hochplateau“ des Lebens ist reich, aber auch anstrengend. Umgehen mit Zeitdruck, mit Arbeitsfülle und Konfliktsituationen ist Alltag. Christlicher Glaube bedeutet für mich die Befreiung von den Mächten, die die Seele vom Frieden wegführen wollen. Diese Freiheit ist selbst Inhalt des Glaubens – längst nicht immer des Schauens. Mit eigenen Bedürfnissen, Defiziten und Engführungen zurechtzukommen und täglich für Dankbarkeit und die Möglichkeit, plötzlich zu lächeln, offen zu sein, ist für mich Verheißung und An-Spruch meines Glaubens zugleich.

Was ist Ihnen im Blick auf die Erziehung und das Leben Ihrer Kinder besonders wichtig? Welche Werte leiten Sie? Was wünschen Sie sich für Ihre Kinder? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter dabei?

Ich habe gelernt, welche Herausforderung es für Jugendliche heute ist, ihren eigenen Weg zu finden. Als Mutter kann ich nur begleiten, so weit es mir erlaubt ist, loslassen, mich interessieren und lieben. Trotzdem werde und wurde ich von meinen drei Kindern vermutlich als eine ziemlich



ehrzeigige Mutter erlebt. Ich wünsche mir, dass für sie ihr Leben mehr wird als reine Bedürfnisbefriedigung. Sie sollen lernen, dass es bedacht werden will und dass es Entscheidungen zu treffen gibt. Sprachfähigkeit, Gesprächsfähigkeit und Strukturiertheit sind für mich wichtige Werte – genauso wie die Möglichkeit von Vertrautheit, Nähe, Zärtlichkeit und das Gefühl, es sich gemeinsam schön machen zu können, gemeinsam etwas zu erleben. Das braucht Zeit und Gedanken – die Erwartung, beides zu geben, habe ich an mich. Und natürlich will ich, dass meine Kinder ihre Potenziale ausschöpfen, aus ihren Gaben etwas machen. In der Familie geht es darum, gemeinsam leben zu lernen, immer wieder. Ich möchte authentisch sein, ohne mich aufzudrängen, und ich wünsche mir für alle meine Kinder, dass sie das Vertrauen behalten, ihr Leben und

auch ihre Welt verantwortlich und im Vertrauen auf Gottes Segen gestalten zu können.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in der Gesellschaft. Wie sähe nach Ihrer Meinung das „ideale“ Modell aus?

Angesichts der Vielfalt der Lebensentwürfe und Erfordernisse glaube ich nicht, dass es ein einziges ideales Modell gibt. Für die Schulausbildung halte ich ein flächendeckendes Ganztagesmodell für sinnvoll, so lange den Familien auch andere Optionen bleiben. Kinder und Jugendliche sollten auch außerschulische Aktivitäten wahrnehmen und darin soziale Strukturen erleben bzw. aufbauen können. Der Weg der Orientierung an Kompetenzen und Grundlagen des Lernens mehr als an einer Fülle von Faktenwissen kann gerade im G8-Modell der Gymnasien noch

deutlicher in die Lehrpläne eingezeichnet werden.

Die Gemeinde, in der ich arbeite, liegt im Universitätsviertel in der Nähe des Campus. Ich habe den Eindruck, dass viele Studierende ihre Studienzeit gar nicht mehr als eigenständige Lebenszeit und Lebensphase wahrnehmen können, sondern nur als Vorbereitungszeit für Beruf und eventuell Karriere. Menschenbildung und Begegnung mit Persönlichkeiten, von denen ich in meiner Studienzeit noch manche erleben und auf meinen Weg mitnehmen konnte, kommen eher zu kurz. Wo und wie werden junge Menschen darauf vorbereitet, in einer zukünftigen Leitungsposition auch ethisch verantwortliche Entscheidungen treffen zu müssen? Junge Familien, mit denen ich z.B. anlässlich einer Taufe ins Gespräch komme, erzählen mir davon, wie sehr die Vereinbarkeit von Beruf und Fa-

milie im konkreten Fall von der Person ihres Chefs abhängt – also von menschlichen Entscheidungen. Ich glaube, es gibt heutzutage eine Fülle von Möglichkeiten, die nur richtig ausgeschöpft und kommuniziert werden müssten. Da ich selbst die großen Vorteile, aber auch die Herausforderungen eines „Heimarbeitplatzes“ genieße, halte ich die Weiterentwicklung der Telearbeitsplätze für eine sinnvolle Sache.

Was halten Sie im Zusammenleben der Menschen in unserem Land und in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Für absolut dringend halte ich, dass „an den Rändern des Lebens“ investiert wird. Pflegekräfte in den Heimen müssen Wertschätzung erfahren, damit sie Wertschätzung weitergeben können. Ich erlebe, wie schwierig es für alte und hilfsbedürftige Menschen werden kann, wenn kein Angehöriger in der Nähe ist, der mitdenkt und sich kümmert. Genauso wichtig ist, dass die Arbeit für Männer und Frauen in Kindertageseinrichtungen attraktiv gestaltet wird. Inklusio-

sion bedeutet für mich, Vielfalt in jeglicher Hinsicht als Bereicherung darzustellen und Hierarchien abzubauen. Konsequenterweise gesehen wird Inklusion aber auch immer eine besondere Option für Schwache bedeuten müssen. Ich glaube, dass noch immer zu schnell zwischen „normal“ und „nicht normal“, zwischen dem breiten Strom der Gesellschaftskonformen und den wenigen „Abweichlern“ unterschieden wird. Für ganz wichtig halte ich, dass Menschen ihre eigenen Standpunkte und Überzeugungen kennen und so bejahen, dass sie sie ins Gespräch mit anderen bringen können. Wir brauchen die Freiheit, unsere eigenen Gewissheiten durch Begegnungen mit anderen zu prüfen und zu schärfen sowie die Standpunkte anderer probeweise einzunehmen und zu verstehen. So geben wir uns und einander die Möglichkeit, gemeinsame Ziele auszumachen und Wege dorthin zu beschreiten.

Sie engagieren sich seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen besonders wichtig? Welche ermu-

tigenden, hoffnungsvollen und auch welche frustrierenden, entmutigenden Erfahrungen haben Sie bisher gemacht?

Zur Arbeit in der interreligiösen Begegnung bin ich eher zufällig gekommen. Besonders wichtig, aber auch besonders schwierig finde ich, wirklich ein Klima wechselseitigen Interesses zu schaffen. Dazu braucht es viel Zeit, um das nötige Vertrauen aufzubauen. Ermutigend sind für mich Erfahrungen großer Gemeinschaft über Grenzen hinweg. Sie können sich ganz zufällig, beispielsweise mitten in einer Sitzung ergeben, besonders aber auch dann, wenn man ein gemeinsames Ziel teilt oder einfach etwas zusammen macht. Ermutigend ist, dass ich sehr gute Bekanntschaften machen durfte mit Menschen, mit denen mich mein Leben und mein Beruf sonst niemals zusammengebracht hätten. Eher enttäuschend wirkt es sich aus, wenn die eigenen Bilder im Kopf wichtiger sind als die konkrete Begegnung. Und wenn sich das Gefühl von Ungleichgewicht in Bezug auf Geben und Nehmen verfestigt.



„Kirche für andere zu sein ist für mich von ganz zentraler Bedeutung.“

Interview mit Detlev Meyer-Düttingdorf in Karlsruhe am 09. Mai 2012

Wenn Du die Lebensumstände, in denen Du heute lebst und arbeitest, vergleichst mit denen Deiner Großeltern oder auch Eltern, worin siehst Du die wichtigsten Unterschiede? Und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Dich als Mann in der heutigen Gesellschaft?

Zentral fällt mir meine Rolle als Vater ein. Ich pflege im Moment meinen Vater; er ist schon 85 Jahre alt und lebt im Betreuten Wohnen in meiner Nähe. Da erlebe ich schon sehr stark, wie unterschiedlich ich meinen Vater in seiner Vaterrolle erlebt habe und wie ich mich nun selbst in der Vaterrolle sehe. Manchmal verwende ich die Begriffe „aktiver“ oder „passiver Vater“. Meinen Vater habe ich eher als passiven Vater erlebt, der wenig präsent war in der Familie; eben viel für den Beruf da war, und da viel Kraft, Nerven und Zeit investiert hat. Mit seinen Arbeitsthemen und Lebensthemen war er präsent am Abendbrottisch. Aber als Lebensbegleiter habe ich ihn wenig erlebt. Wenn, dann in den Ferien, wenig am Wochenende.

Ich selbst verstehe mich ganz anders in meiner Rolle als Vater: sehr aktiv. Mir war es vom Zeitpunkt der Geburt meiner Tochter Lena an wichtig, nur halb zu arbeiten und mir mit meiner Frau die Erziehungsarbeit zu teilen. Wir haben klar geregelt, wer wann für Lena zuständig ist und wer Aufgaben wie Wickeln, Spielen, Besuch der Krabbelgruppe und Kochen übernimmt. All das war immer auch mein Part. Das sehe ich, wenn ich über mich als Mann nachdenke, schon als gravierenden Unterschied zwischen damals und heute.



Detlev Meyer-Düttingdorf

Jahrgang: 1962

Geburtsort: Bad Krozingen

Ausbildung: Studium der Religionspädagogik, Gemeindeglied, Zusatzstudium Management in Social Organizations

Wohnort: Schwetzingen

Persönlich: lebt in einer Patchworkfamilie mit drei Kindern

Engagement: 1991-2005 in der Flüchtlingsarbeit und als Initiator des „Café International“ in Hockenheim aktiv; seit 2001 an der Entwicklung interkultureller Fortbildungen beteiligt und als Referent für Interkulturelle Bildung der Evangelischen Landeskirche in Baden aktiv; Initiator der Weiterbildung „Integration und Versöhnung“ und des Kirchenkompassprojektes „Fit durch interkulturelles Training“

Auch mein Beruf hat einen hohen Stellenwert für mich. Ich arbeite gerne, mit viel Spaß und Lust und sehe mich hier durchaus in einer Linie zu meinem Großvater und Vater. Mein Großvater hat bei Rodia als Entwickler gearbeitet, und

es wird heute noch in der Familie erzählt, wie wichtig er dort war. Auch über meinen Vater als Zollbeamter gibt es viele Geschichten in der Familie, die sich um Beruf und Arbeit ranken. Hier sehe ich mich schon in einer Linie der Kontinuität, wobei für mich gleichwertig daneben andere Werte wie Freizeit, Familie und Freunde stehen.

Du bist Christ, Detlev. Was bedeutet es für Dich – als Mann – heute Deinen Glauben zu leben?

Für mich heute ist Mannsein und Glaube eine Suchbewegung. Es gibt Dinge, die für mich von ganz zentraler Bedeutung sind, so mein Glaube an Gott, der seinen Platz in meinem Leben hat im Gebet, der Bibel, dem Wort Gottes. Für mich stellt sich in den letzten Jahren manchmal die Frage: Wie gestalte ich meine Spiritualität? Wo fühle ich mich wohl, in welchem Gottesdienst? Da bin ich mit anderen Männern im Gespräch und auf der Suche nach geeigneten guten Formen, die zu mir passen.

Kirche für andere zu sein ist für mich von ganz zentraler Bedeutung. Auch mit Menschen ins Gespräch über den eigenen Glauben zu kommen, auf einem Weg zu sein mit Menschen. Ich hasse eigentlich Gespräche, die an der Oberfläche bleiben und versuche schon von mir aus, immer wieder in die Tiefe zu gehen. Dabei bleibt natürlich offen, ob meine Hauptmotivation dafür in meinem Christsein oder meinem Typsein liegt – da verschmilzt sicherlich beides.

Ich bin seit über zehn Jahren als Notfallseelsorger bei der Feuerwehr tätig. Und wenn ich dort

bin, kommen immer wieder Kameraden zu mir und sprechen über Sorgen, Nöte, Glaubens- oder Kirchenfragen. Im Freundeskreis ist es ähnlich. Ich kann bei mir darum keine Trennung zwischen dem Alltags- und dem Glaubensmenschen machen.

Was ist Dir im Blick auf das Leben und die Erziehung Deiner Kinder besonders wichtig? Welche Werte und Leitbilder leiten Dich? Was wünschst Du Dir für Deinen Sohn, für Deine Tochter? Und welche Aufgabe siehst Du dabei als Vater?

Ich lebe in einer Patchwork-Familie. In unserem Zusammenleben ist die Frage der Offenheit und Ehrlichkeit etwas ganz Wichtiges. Dabei setzen wir uns über alltägliche wie auch über grundsätzliche Dinge auseinander. Natürlich ist auch das Für-andere-Dasein etwas, was ich an meine Kinder weitergebe und vermittele.

Ich versuche auch zu vermitteln, dass es außer Leistung, Schule, Benotung und Bewertung von Menschen noch andere wichtige Werte im Leben gibt, die daneben wie manchmal auch konträr dazu stehen und dass diese Werte in guter Weise ausgewogen sein müssen.

Mir war es wichtig, meinen Kindern möglichst große Freiräume zuzugestehen im Sinne einer Selbstgestaltung des Lebens. Gleichzeitig war es mir beispielsweise wichtig, dass sich meine Kinder konfirmieren lassen. Ich war sehr froh, dass sie diese Frage für sich mit einem Ja beantwortet haben, aber es ist mir nicht leicht gefallen, ihnen hierbei die volle Entscheidungsfreiheit zu überlassen.

Wie gut sind Beruf und Familie in Deinem Leben vereinbar? Wie sähe Deiner Meinung nach das ideale Modell aus?

In meiner Vita war die Zeit, in der ich nur halb gearbeitet habe, die beste Zeit. Da konnte ich mir recht gut einteilen, wie viel Zeit ich für die Familie da sein wollte, wie viel Zeit ich für die Arbeit einsetze und wie viel ich für mich selbst brauche. Nur, von einem halben Gehalt in meiner Berufsgruppe kann man keine Familie ernähren, weshalb ich jetzt ganz arbeite. Bei der Landeskirche wird auf familiäre Bedürfnisse viel Rücksicht genommen; das schätze ich sehr.

Mein nicht ganz realistisches Ideal wäre allerdings, mit dem Gehalt einer halben Stelle auszukommen. So fehlt mir die Zeit für mich selbst im Moment ziemlich.

Was hältst Du im Zusammenleben der Menschen unserer pluralen Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Da fällt mir eine Reihe von Dingen ein, vor allem nach über zehnjähriger Tätigkeit im interkulturellen Bereich. Derzeit lege ich sehr viel Gewicht auf das Individuum und seine Entwicklung. Als besonders wichtig erachte ich, dass ich mich als Person gut in der Gesellschaft orientieren kann. Das heißt für mich sowohl, mich gut in andere Menschen einfühlen zu können, wie auch, mich selbst gut positionieren zu können. Dies bedeutet, dass ich mir klar darüber bin, dass ich aufgrund meiner Herkunft und aufgrund meines Status auf eine gewisse Weise lebe und dementsprechend Verständnis habe für andere Positionen und Situationen von Menschen um mich herum. Dazu gehört für mich, dass ich sehe: Ich bin hellhäutig, ich bin Vollverdiener, ich bin Mann und gehöre damit zu einer privilegierten Gruppe von Menschen in unserem Land. Deshalb habe ich nicht die Sorge um mein Einkommen, ich habe nicht die Sorge, dass ich

in der S-Bahn wegen meiner Hautfarbe kontrolliert werde oder dass ich nachts in einer Tiefgarage aus Angst vor einem Überfall bei jedem Schatten oder jedem Geräusch erschrecken müsste, weil ich eine Frau bin.

Eine gute Verortung der individuellen Bedürfnisse ist für alle Menschen notwendig, die gut miteinander leben wollen. Zu einer pluralen Gesellschaft gehört für mich: die Möglichkeit zur Selbstvergewisserung bei gleichzeitiger Fähigkeit, den Blick nach außen zu richten – und dies verbunden mit der Toleranz und Akzeptanz für die Unterschiedlichkeit von Menschen. Wir können nur dann etwas verändern, wenn wir uns unserer Stellung und der damit verbundenen Wirkung innerhalb der Gesellschaft bewusst werden.

Die plurale Gesellschaft muss sich entlang dieser Prinzipien dann selbst finden. Wenn wir als plurale Gesellschaft Zukunft gestalten wollen, ist es wichtig, dass wir nicht auf eine Separierung einzelner Gruppen hinwirken, also etwa Stadtteile für bestimmte Bevölkerungsgruppen ausweisen oder deren Entstehen zumindest zulassen. Vielmehr muss es darum gehen, dass wir Stadtteile und Städte so entwickeln, dass dort ein Zusammenleben von ganz unterschiedlichen Menschen möglich ist.

Du engagierst Dich schon lange in der interkulturellen und interreligiösen Begegnung und im Dialog – auch beruflich. Wie kamst Du zu diesem Thema, was ist Dir dabei besonders wichtig? Welche ermutigenden und hoffnungsvollen oder auch frustrierenden und entmutigenden Erfahrungen hast Du gemacht? Vielleicht kannst Du dazu jeweils ein Beispiel nennen.

Zum interkulturellen Thema bin ich über die Flüchtlingsarbeit mei-

ner Kirchengemeinde gekommen. Ich habe über lange Jahre in Hockenheim Flüchtlinge aus unterschiedlichen Nationen betreut. Es war eine sehr intensive Arbeit, und es gab auch viele Tränen wegen gescheiterten Asylverfahren und Abschiebungen. Viele Flüchtlinge habe ich über einen längeren Zeitraum begleitet, dabei sind auch viele Freundschaften entstanden. Leider mussten wir auch zwei Suizide von Flüchtlingen miterleben, die Trauernden begleiten und die eigene Trauer bewältigen. Das hat mich politisch stark geprägt. Gleichzeitig war das eine sehr intensive und schöne Zeit, von der mir viele schöne Erinnerungen geblieben sind.

Der berufliche Einstieg ins Thema kam dann mit der Aufgabe, eine interkulturelle Bildungsarbeit für die Landeskirche aufzubauen und über Fort- und Weiterbildungen Menschen in der Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund zu schulen, ihre interkulturelle Kompetenz zu stärken und aufzubauen.

Wichtig dabei ist mir die politische Note in dieser Arbeit. Die interkulturelle Kompetenz von Lernenden und Lehrenden hat immer eine persönliche Note, gleichzeitig aber agieren wir in der interkulturellen Arbeit immer auch in einem politischen Kontext. Ich kann also keine Fortbildung anbieten, ohne dass dabei politische Themen auf dem Tisch liegen. Themen wie etwa das Kopftuch, die dann automatisch mit einfließen. Und natürlich werden wir durch die politische Debatte in Deutschland in diesem Bereich immer wieder geprägt. Deshalb ist es mir wichtig, diese politische Dimension immer im Blick zu behalten. Ich versuche auch den Gedanken des „Gewinners“ bzw. „Verlierers“ im interkulturellen Bereich immer

mit zu transportieren. Also das Bewusstsein dafür, welche Rolle wir als „Einheimische“, die wir in der Regel die Kultur mit ihren Normen und Werten vorgeben, spielen und damit gleichzeitig eine Dominanz schaffen. Und welche Rolle die Menschen haben, die als „Zugewanderte“ zu uns kommen und damit zunächst einmal nicht über Dominanz verfügen, sondern in ihren Normen und Werten von der in Deutschland vorherrschenden Kultur dominiert werden. Das ist kein einfacher Ansatz. Er stößt auch auf Widerstand und löst Diskussionen oder Irritationen bei Menschen aus. Ich merke dennoch, dass es wichtig ist, diese politische Note dabei zu haben.

Als positiv habe ich erlebt, wie unglaublich wissbegierig Menschen sind, im interkulturellen Bereich etwas zu lernen. Ich finde es faszinierend, dass sich ganz viele Menschen, v. a. Hauptamtliche in Kitas, Schulen und Kirchengemeinden, Zeit nehmen, um eine Fortbildung zu diesem Thema zu besuchen. Sie sind mit Spaß, Freude und großer Neugierde bei der Sache: Ich will da etwas Neues entdecken. Ich bin bereit, mich auch einmal in Frage stellen zu lassen. Ich mache bei diesen Lernprozessen sehr gute Erfahrungen. Oft sagen mir Menschen nach einem oder zwei Tagen Seminar: „Es war mir nicht bewusst, dass ich solch eine Kulturbrille auf habe und dass ich, wenn ich diese mal absetze, Dinge ganz anders sehe.“

Etwas Negatives fällt mir jetzt gar nicht ein. Ich merke, dass durch den Regierungswechsel in Baden-Württemberg die gesellschaftliche Situation im Südwesten wie die damit verbundene politische Frage nach der Gestaltung einer pluralen Gesellschaft in Deutschland offener und integrativer angegangen wird und die

Frage nach Integration deutlicher in die öffentliche Debatte kommt. Wir haben da, meinem Empfinden nach, gerade gute gesellschaftliche Voraussetzungen, um in dieser Thematik zu arbeiten und weiter voranzukommen.

Schwer umzugehen ist hingegen mit dem Phänomen des Alltagsrassismus in der so genannten bürgerlichen Mitte. Rassismus wird in Deutschland ja immer noch mit einer bestimmten Klientel in Verbindung gebracht oder in ein Milieu, wie etwa das der Springerstiefel, abgeschoben, wo es allerdings nicht ausschließlich beheimatet ist. Spreche ich aber bei Akademikerinnen und Akademikern Alltagsrassismen an, wird dies sehr brisant.

Wenn ich beispielsweise jemanden kennen lerne, der kenntlich durch seine Hautfarbe nicht „zu uns“ gehört und ihn frage: „Wo kommen Sie her?“, dann mag das zwar eine gut gemeinte Frage sein, die aber ganz klar zum Alltagsrassismus gehört. Mein Gegenüber hört diese Frage zum hundertsten Mal, ist meinerwegen in Mannheim geboren, versteht sich als Mannheimer, fühlt sich zugehörig und will nicht jedem immer wieder als Erstes erzählen, woher er „eigentlich“ kommt.

Insgesamt hat sich in dem Bereich der interkulturellen Arbeit in den vergangenen zehn Jahren unglaublich viel getan, das stimmt mich hoffnungsvoll. Das gilt für die kommunalen Kontexte genauso wie für Firmen und Einrichtungen. Für mich ist es eine schöne Vorstellung, in die Zukunft unserer Kinder zu blicken und zu denken, dass für sie das Zusammenleben mit anderen Religionen und Kulturen irgendwann einmal völlig selbstverständlich sein wird. Hoffentlich hat meine Generation dann dazu einen wesentlichen Beitrag geleistet.

„Mich faszinierte das sogenannte Alte Testament schon immer, weil es prallvoll von Leben ist.“

Interview mit Michael Müller* im Markgräflerland am 22. Januar 2012

* Name auf Wunsch des Interviewpartners geändert

Bei der ersten Frage möchte ich Sie bitten, sich einmal in Ihrer eigenen Geschichte und Biographie in die Vergangenheit zu begeben und sich in Erinnerung zu rufen, was Sie über die Lebensumstände Ihrer Großeltern und Eltern wissen und diese dann mit den Lebensumständen zu vergleichen, in denen Sie selber leben. Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie heute?

Da muss man ich weit ausholen. Meine Großeltern leben nicht mehr. Meine Eltern leben noch, und ihr Leben ist ländlich geprägt. Mein Vater hatte eine kleine Firma, die er aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste, woraufhin er Abteilungsleiter in einer Fabrik wurde. Meine Mutter war Hausfrau und hat manchmal halbtags, manchmal ganztags in einem Altenheim oder einer Fabrik gearbeitet. Es ist die Generation der 50er Jahre, die nach dem Krieg alles wieder aufgebaut hat und andere Wertmaßstäbe vertrat: „Arbeiten, arbeiten, arbeiten“ und „alles unter Dach und Fach bringen“. Und die Kinder – na dafür gibt's die Schule. Meine Eltern erlebte ich während ihrer Berufstätigkeit fast ausschließlich in Bezug zur Arbeit. Das galt auch für meine Großmutter mütterlicherseits, die mit im Haus lebte.

Über die Lebensgeschichte Ihrer Großeltern wissen Sie gar nichts?

Alle, väterlicherseits wie mütterlicherseits, sind am Kaiserstuhl auf-



M. M.

Jahrgang: 1959

Geburtsort: Freiburg i. Breisgau

Ausbildung: Ausbildung zum Gärtner

Wohngegend: Markgräflerland

Persönlich: ledig; 1997 Konversion zum Judentum

Engagement: seit 1997 im interreligiösen Dialog engagiert; Initiator, Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied von Chawurah Gescher e. V., einer egalitären jüdischen Interessensgruppe

gewachsen, aber ich habe leider nicht viel von ihnen mitgenommen. Den Vater meiner Mutter kenne ich nur von Bildern. Meine Oma musste mit Hilfe von Verwandten das Haus und die Felder bestellen und meine Mutter großziehen. Die Eltern meines Vaters wohnten in einem anderen Ort, sie hatten eine Odyssee über die Schweiz hinter sich, bis sie im Kaiserstuhl landeten, aber das ist eine eigene Geschichte. Aus beruflichen Gründen lebe ich heute ca. 50 Kilometer

vom Kaiserstuhl entfernt im Markgräflerland. Früher war ich noch viel weiter weg.

Natürlich bin ich in besonderem Maße durch mein Elternhaus geprägt, und ich musste schauen, dass ich meine Schule und die Ausbildung schaffe. Es war für mich wichtig, eine Arbeitsstelle und ein eigenes Einkommen zu haben, ein eigenes Leben aufzubauen und unabhängig zu sein von den Eltern.

Die Herkunftsgeschichte meiner Familie ist recht breit gefächert und irgendwie auch zersplittert. Die Konfessionen sind übrigens auch interessant: Meine Mutter ist katholisch, mein Vater evangelisch, und ich bin konvertiert zum Judentum.

Wie religiös war Ihr Elternhaus?

Mainstreammäßig. Mein Vater war gelernter Malermeister und hatte ab und an auch Aufträge, auf Friedhöfen die Schrift auf Grabsteinen auszubessern. Und da gab es dann Bemerkungen in den 50er Jahren, was er auf dem streng katholischen Friedhof zu suchen hätte. Meine Eltern mussten auch unter der Woche heiraten, weil der katholische Pfarrer das nicht anders wollte. Sie sind dazu nach Freiburg zu einem Pater gegangen, der bereit war, eine interkonfessionelle Hochzeit durchzuführen. Das war natürlich prägend für meine Eltern. Und auch bei mir war das immer im Hinterkopf.

Als ich zum Judentum übertrat, durften das die Nachbarn nicht erfahren. In einem solch kleinen Dorf ist es noch immer sehr wichtig,

was die Nachbarschaft sagt. Ich glaube, ich hätte eher bunte Haare tragen können und einen Ring durch die Nase – da wäre ich weniger aufgefallen. Bis heute reden meine Eltern mit wenigen Ausnahmen nicht darüber.

Sie sind Jude. Was bedeutet es für Sie, heute als Mann Ihren Glauben in dieser Gesellschaft zu leben?

Ich habe den jüdischen Glauben ja selbst gesucht und bin nicht Jude durch Geburt. Da muss man natürlich zunächst einmal fragen, warum ich das überhaupt wollte. Ich bin zwar in der Schule katholisch erzogen worden, aber damit konnte ich in meinem Erwachsenenwerden nichts richtig anfangen. Mich faszinierte das sogenannte Alte Testament schon immer, weil es prallvoll von Leben ist. Und das andere Testament, das war für mich irgendwie so adaptiert, so lieb, sehr idealistisch, aber das Leben ist nun mal nicht so.

Hinzu kam später die Sichtweise wie ich Gott „betrachte“, wie er für mich begreifbar und erfahrbar wurde und ist. Nicht als „alter Mann mit Bart über den Wolken schwebend“ und nicht als „Person“ oder „Mensch“, sondern als „unsichtbares Wesen, das in allem wirkt“ – bis in die kleinsten Bausteine eines Atoms hinein.

Natürlich hat es lange gedauert, bis ich den Entschluss gefasst hatte – zunächst zum Entsetzen meiner Eltern, aber allmählich haben sie es akzeptiert. Ich bin ja innerlich wie auch äußerlich noch immer derselbe geblieben.

Meinen ersten Kontakt hatte ich zur jüdischen Gemeinde in Freiburg. Da habe ich dem Rabbiner gleich gesagt: „Also, ultraorthodox werde ich nie!“ Das war wahrscheinlich nicht gut. Der Rabbiner in Freiburg war und ist bis heute orthodox, und dann sollten natür-

lich die Kandidaten auch so sein. Ich habe aber trotzdem gelernt und geschaut, wie weit ich komme. Bei mir ging das sieben Jahre lang mit vielen Rückschlägen und absonderlichen Begebenheiten.

1997 war es dann so weit. Vor drei Rabbinern mussten ein paar andere Kandidaten und ich verschiedene Fragen beantworten, unsere Beweggründe darlegen, hebräisch lesen, Segenssprüche aufsagen, und, nachdem sich die Rabbiner beraten hatten, in die Mikwe, das jüdische Tauchbad, gehen. Danach bekamen wir ein Zertifikat. Das war seltsam. Ich fühlte mich so wie auf einem Schiff. Das eine Land sieht man von sich weggehen und auf ein anderes Land steuert man zu.

Nach einigen Stationen in verschiedenen Gemeinden habe ich eine eigene Gruppe gegründet. Mittlerweile ist es eine kleine Gemeinde geworden, die sogar vom Landesverband der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden – zumindest für die nächsten zwei Jahre – etwas Unterstützung bekommt. Es war am Anfang natürlich ein bisschen Klinkenputzerei, bis man die Leute gefunden hatte. Die erkennt man ja nicht, und auch in der Synagoge tauchen sie nicht auf. Dann kriegt man Hinweise und trifft mal den einen oder die andere. Man verabredet sich zwanglos als kleine Gruppe und irgendwann verfestigt sich das und man bespricht, wie man es weiter halten will und wie es werden soll. Das ist sozusagen mein Kind.

Sie kommen auch ohne Rabbiner und ohne Kantor aus?

Ich ja. Aber ab und zu ist es schon gut einen zu haben, als Orientierungshilfe, Berater und Seelsorger. Gerade hatten wir Besuch von einem Rabbiner, und natürlich wird dann auch diskutiert, wie es

vorangehen soll mit der Gruppe, was der Einzelne für Bedürfnisse hat usw. Es ist wichtig, dass ab und zu eine Korrektur und eine Stimme von außen kommen. Letztlich liegt es aber an uns, wie wir diese umsetzen.

Als Mitbegründer einer jüdischen Gemeinschaft stellt sich sicherlich auch die Frage: Wie bringe ich die Glaubenstradition, dir mir lieb ist, der nachwachsenden Generation nahe? Vielleicht kann man das in Ihrer Situation als unverheirateter Mann ohne Kinder so übersetzen: Welche Leitbilder sind Ihnen so wichtig, dass Sie sie gerne weitergeben wollen? Und welche Aufgabe sehen Sie dabei für sich als Jude in Ihrer Gemeinde und darüber hinaus?

Das machen wir sozusagen im Kollektiv. Wichtig ist, dass die Kinder und Jugendlichen aufgeklärt sind, dass sie eine bestimmte Bandbreite an Sichtweisen mitbekommen und immer alles hinterfragen. Natürlich sollten bestimmte Grundwerte vermittelt werden: Ehrlichkeit, soweit dies möglich ist; Rechtschaffenheit im Sinne von Aufrichtigkeit. Ein gewisser Pluralismus auch gegenüber anderen Religionen. Im Bild gesprochen: Wir Juden sind eine Blüte auf einer großen Wiese, auf der es verschiedene Blumen gibt. Wenn es nur Margaritten gäbe, wäre das langweilig und monoton und oben drein angreifbar von bestimmten Insekten, Pilzen und anderen Einflüssen. Das setzt voraus, dass man den Lebensraum des anderen achtet und gemeinsam die Strahlen der Sonne genießt, die niemandem gehören und von denen alle leben.

Stehen Sie in Ihrer Gemeinde schon in der praktischen Situation, dass Sie Kinder in die jüdische Tradition einführen?

Ja, wir haben ein paar Kinder in der Gemeinde, und wir achten sehr darauf, dass sie ins Gemeindeleben eingebunden werden. Meist kümmert sich jemand um sie, macht mit ihnen ein eigenes Programm und übt Dinge ein, die sie dann in einem bestimmten Teil des Gottesdienstes vortragen können.

Die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellt sich bei Ihnen im engeren Sinn nicht. Sehr wohl stellt sich aber auch für Sie die Frage nach der Vereinbarkeit Ihres religiösen und Ihres beruflichen Interesses. Wie vereinbaren Sie das in Ihrem Leben? Und wie sähe Ihrer Meinung nach ein ideales Modell aus?

Als ich meine orthodoxere Phase hatte, habe ich mir schon viele Gedanken darüber gemacht, was der Rabbiner zu bestimmten Dingen sagen würde: Ich musste ja zum Beispiel manchmal auch am Samstag arbeiten. Aber was sein muss und auch für andere wichtig ist, das mache ich dann eben. Wenn ich Licht brauche, dann drücke ich den Lichtschalter. Soll ich etwa im Dunkeln herumlaufen? Das ist dann die Art, wie ich es lebe: lebbar und erlebbar.

Als sehr gesetzestreu kann man das nicht bezeichnen. In der jüdischen Richtung, in der ich mich jetzt bewege, sollen die Gebote ja keine Form von Zwang sein. Man soll die Dinge hinterfragen: Ist das jetzt angemessen oder nicht? Ist etwas veraltet? Mache ich etwas nur, weil es die anderen machen? Als damals alle Juden noch in einer Straße gewohnt haben, hat einer auf den anderen aufgepasst. Ähnlich wie heute noch in Mea Shearim, da ist der Druck natürlich noch größer. Wenn einer ein jüdisches Gebot nicht befolgt, gibt es gleich Zettelchen an der Hauswand: Der Nachbar Soundso tut dies oder unterlässt das! Er gilt dann schon als liberal.

Haben Sie Ihren Arbeitgeber über Ihre Religionszugehörigkeit in Kenntnis gesetzt?

Ja, er weiß es. Wenn ich Zeit für die Gemeinde oder insbesondere für die Feiertage brauche, nehme ich Urlaub. Auf Diskussionen lasse ich mich möglichst gar nicht ein. Meine Religion interessiert ihn eigentlich gar nicht – Hauptsache, ich funktioniere. Dennoch macht er sich Gedanken: Wenn es ab und zu ein Mitarbeiteressen gibt, bekomme ich statt der Wurst ein Käsebrod hingestellt, und bei Betriebsfeiern wird immer auch ein fleischloses Gericht angeboten.

Manche Leute sagen allerdings manchmal gedankenlos Dinge oder erzählen gewisse Witze, und wenn ich darauf etwas sage, muss ich bei den Reaktionen oft schlucken. So einen kleinen Hammer gibt es immer mal wieder, dann merke ich, dass doch nicht alles so normal ist und lande wieder von Wolke sieben auf Wolke drei ...

Wie ich es mir idealer vorstellen würde? Gut wäre, wenn sich Firmen beraten lassen würden, was sie z.B. bei ihren muslimischen Mitarbeitern beachten sollten. Und wenn Gastfreundschaft auf der Agenda eines Betriebs steht, sollte die auch innerhalb des Betriebs umgesetzt werden und nicht nur gegenüber den zahlenden Gästen.

Aufgrund der Geschichte des deutschen Judentums erlebe ich oft eine Befangenheit. Und ärgerlicherweise tragen manche Leute auch eine bestimmte Form ihres Judeseins vor sich her, wie so ein heiliges Ding. Damit bekommen sie so eine Art Heiligenschein und einen Unberührbarkeitsstatus. Es gibt da prominente Personen, die das deutsche Judentum jedoch nicht so darstellen, dass es repräsentativ wäre. Von diesen Personen aber schließt man dann, dass die anderen auch so seien. Dabei

gibt es natürlich auch Taxifahrer und nicht allein Psychologen oder Rechtsanwälte unter Juden.

Besonders schräg wird es, wenn die eigenen Leute so etwas propagieren. Da gab es vor einigen Jahren einmal ein Interview über die Basler Gemeinde, bei dem der Sprecher doch tatsächlich sagte: Herr Soundso übt einen nicht typisch jüdischen Beruf aus. Ja, was ist denn ein typisch jüdischer Beruf?

Oder diese seltsamen Vermischungen: Der eine ist „Deutscher“, der andere ist „Jude“ – wobei sie beide einen deutschen Pass besitzen. Oder die sogenannte „jüdische Literatur“ – ja gibt es dann auch eine katholische oder evangelische Literatur? Das ist manchmal ein wenig schräg. Denn was jüdische Autoren schreiben, hat oft nichts mit dem Judentum zu tun, aber es wird trotzdem in dieser Weise klassifiziert, nur weil der Autor Jude ist. Das macht die Sache nicht normaler.

So sehe ich es auch als problematisch an, dass zu den interreligiösen Treffen nur Leute kommen, die auch den Willen haben, aufeinander zuzugehen. Andere erreicht man da selten. Hier sehe ich nur ein geringes Fortkommen im interreligiösen Dialog.

Was scheint Ihnen für das Zusammenleben von Menschen verschiedener religiöser Zugehörigkeit in unserer Gesellschaft und in unserem Land besonders wichtig und essentiell zu sein? Und wenn es Ihrer Einschätzung nach der interreligiöse Dialog allein nicht sein kann – welche anderen Formen eines Sich-aufeinander-zu-Bewegens könnten Sie sich vorstellen?

Von außen kann man da höchstens Impulse geben. Weniger aufgesetzte Dinge, sondern vielmehr ein größeres Miteinander wäre

mir ein wichtiges Anliegen. Wir sollten versuchen, nicht immer alles zu politisieren. Jeder Mensch, egal welche Religion er hat, hat Bedürfnisse. Auf dieser Ebene sollten wir öfter zusammenkommen. Am geeignetsten wäre da wohl ein Kochkurs für interreligiöse Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Man kocht und kommt dabei über alle möglichen Themen ins Gespräch. Das Stichwort „interreligiös“ sollte man dabei unbedingt weglassen, weil sonst wieder nur bestimmte Leute kommen.

Berührungängste könnte man dadurch abbauen, dass man sich in alltäglichen Dingen näher kommt und anfängt, voneinander zu lernen. Durch den akademischen Oberbau wird alles oft zu kompliziert. Der Austausch über die jeweils spezifische religiöse Prägung kann ja später durchaus dazukommen, aber an erster Stelle sollte der Austausch unter Menschen stehen.

Sie sind seit vielen Jahren aktiv in der interreligiösen Begegnung und im Dialog. Wie kamen Sie dazu? Warum ist Ihnen dies ein Anliegen? Und zuletzt: Welches entmutigende oder frustrierende Erlebnis haben Sie in diesem Kontext schon gemacht und welches Erlebnis hat Sie beflügelt?

Ich habe einen „wunderbaren“ Familienhintergrund: Mutter katholisch, Vater evangelisch, ich jüdisch. Das prägt. Und wie gesagt: Mir ist es wichtig, dass man als

Mensch zusammenkommt. Deshalb habe ich mich für den interreligiösen Dialog interessiert. Enge war nie mein Ding. Ich bin von Natur aus sehr neugierig: Was lohnt, es sich anzugucken, und was ist einfach mal nett zu sehen, aber nicht unbedingt notwendig für meinen weiteren Weg?

Ich habe selbst auch schon Workshops geleitet, bei denen ich, zusammen mit Christen und Muslimen, Pflanzen in den Religionen betrachtet habe. Dabei haben wir uns gefragt: Was kennen wir selbst? Wo gibt es Gemeinsamkeiten? Was weiß der eine vom anderen? Und später sind wir zusammen in die Natur gegangen, um die Pflanzen vor Ort zu betrachten. Da war dann auch die verschleierte Muslima mit dabei und Christen aus England oder sonst wo her. Und am Ende waren alle Beteiligten sehr froh über diese bereichernde Erfahrung.

Das sind Dinge, die jeden interessieren können. Man muss nicht immer mit seinem gesamten Gepäck auf die Leute draufstürzen. So wie ich es oft selbst als unangenehm empfinde, entweder als Außenposten Israels angesehen zu werden oder aber als das zoologische Phänomen eines Juden, den man einmal anfassen darf, oder gar als einer von denen, die Christus ans Kreuz geschlagen haben – höchstpersönlich wohlgermerkt! Obwohl ich an dem Tag gar nicht dort war ...

Negativerlebnisse gibt es meist dort, wo sich die Leute nicht gut vorbereitet haben: Wenn zu bestimmten Anlässen von den Veranstaltern zum Beispiel Wein ausgeschenkt wird, dabei aber vergessen wird, dass ein Teil nur Traubensaft trinkt. Oder wenn man Gottesdienst feiert und eine Thorarolle da ist, dass manche Leute – als ob sie die Krätze bekommen könnten – sich keine Kopfbedeckung aufsetzen.

Was war in diesem Kontext das schönste Erlebnis, das Sie hatten?

Einmal hatte ich ein „Aha-Erlebnis“: Bei einer Veranstaltung gab es einen Tanz, und ich hatte den Platz neben einer Muslima, die ja keine Männer berühren darf und sich deshalb unwohl fühlte. Wir haben dann eine nichtmuslimische Frau zwischen uns genommen und so das Problem gelöst. Inzwischen sind die Muslima und ich per Du. Ich darf sie sogar ohne Kopftuch sehen und wir gratulieren uns wechselseitig zu den jeweiligen Feiertagen des anderen. Ich fand es sehr schön zu sehen, wie sie im Laufe der Zeit aufgrund ihrer gewonnenen Erfahrung eine Entwicklung durchlaufen hat!

Manchmal gelingt eine Verständigung auch über Sprachgrenzen hinweg, man versteht sich und begegnet sich mit Respekt und Anerkennung, unabhängig davon, was der andere auf dem Kopf hat oder nicht.

„Macht mit!
Habt keine Scheu!
Es lohnt sich!“

Brigitte Olsen

„Wenn jeder einen kleinen
Schritt macht, dann
können wir etwas bewegen!“

Aselefech Demissie

Interview mit Brigitte Olsen und Aselefech Demissie in Bruchsal am 08. Mai 2012



Brigitte Olsen

Jahrgang: 1950

Geburtsort: Karlsruhe

Ausbildung: Diplom-Sekretärin

Wohnort: Bruchsal

Persönlich: verheiratet, zwei Kinder

Engagement: engagiert im interreligiösen Dialog

so wie wir das heute machen, um uns mit anderen Frauen zu treffen oder Fortbildungen und Vorträge zu besuchen, das wäre damals nicht möglich gewesen.

Meine Großmutter ist oft in die Kirche gegangen. Sobald dort etwas angeboten wurde, hat sie mitgemacht. Es war ihr sehr wichtig, ihren Glauben zu leben, sowohl in der Familie als auch mit der Gemeinde – aber doch ganz anders als wir heute leben. Alles war sehr streng, die Feiertage wurden genau eingehalten, es wurde dreimal am Tag gebetet, beim Frühstück, beim Mittagessen und beim Abendbrot. Da meine Großeltern eine Landwirtschaft betrieben, wurde auch um entsprechende Wetterlagen und um gute Ernte gebetet.

Und Dein Leben heute im Verhältnis zu deiner Großmutter? Wie schätzt Du das ein?

Brigitte: Ich lebe heute wahrscheinlich viel freier. Ich kann mir auch viel mehr erlauben, zum Beispiel mich weiterzubilden oder ehrenamtlich was zu machen. Ich bin auch in der Kirche engagiert, aber anders, als meine Großmutter es war. Es ist alles viel offener geworden. Deshalb schätze ich es schon sehr, heute als Frau zu leben.

Danke. Und Du, Aselefech? Wie geht es Dir mit dieser Frage, wenn Du an Deine Großmutter denkst und an Dein Leben heute?

Aselefech Demissie: Das Leben ist unterschiedlich. Ich komme aus



Aselefech Demissie

Jahrgang: 1971

Geburtsort: Addis Abeba, Äthiopien

Ausbildung: Ausbildung zur Hotel-Fachfrau / Managerin

Wohnort: Bruchsal (seit 1992)

Persönlich: verheiratet, ein Kind

Engagement: engagiert im interreligiösen Dialog

Äthiopien, aus einer anderen Kultur. Es war ein anderes Leben. Die meisten Menschen in Äthiopien arbeiten in der Landwirtschaft und es leben auch die meisten Menschen auf dem Land. Ich denke, das hat – wie alles eben – seine Vor- und Nachteile. Wenn man auf dem Land aufgewachsen ist, hatte man nicht die Möglichkeit, in die Schule zu gehen. Die Frauen hatten damals keinen Beruf und waren für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig. Meine Großeltern waren sehr hilfsbereite und freundliche Leute, die allen geholfen haben, die Hilfe benötigten.

Ich kann das bestätigen. Meine Großeltern waren herzensgute

Wenn Ihr Euer Leben und die Lebensumstände betrachtet im Vergleich zu denen Eurer Großmütter: Worin seht Ihr die wichtigsten Unterschiede, und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Euch als Frauen in der heutigen Gesellschaft?

Brigitte Olsen: Wenn ich an meine Großmutter denke, dann stelle ich sie mir als recht einfache, aber sehr herzliche Frau vor. Die Familie war ihr besonders wichtig. Einen Beruf hatte sie nicht; sie war im Haushalt, auf dem Feld und im Garten usw. tätig. Sie wäre nie alleine irgendwo hingegangen, das war ja nicht statthaft in diesen Jahren. Und sich mal frei zu nehmen,

Menschen und ich hatte eine sehr harmonische Kindheit. Mein Großvater war der Dorfälteste, und jeder, der ein Problem hatte und Rat und Hilfe brauchte im Dorf, kam zuerst einmal zu meinem Großvater. Ich erlebe das auch so bei meinen Eltern. Ich finde es schön, das von Generation zu Generation weiterzugeben. Ich engagiere mich im sozialen Bereich und unterstütze die dortige Dorfschule und ihr Solarenergie-Projekt.

Meine Großmutter war eine sehr liebe Frau und sie hatte ein gutes Leben. Ihr Leben war glücklich; sie lebte mit der Familie und für die Familie, und auch ihr Glaube gehörte dazu. Im Vergleich zu meinem Leben ist da ein großer Unterschied. Ich bin in der Stadt aufgewachsen und hatte die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen. Man wünscht sich, Karriere zu machen. Ich treffe meine eigenen Entscheidungen.

Ich weiß nicht, was mein Großvater damals alles verboten hat, aber die Frauen hatten akzeptiert, dass sie für den Haushalt zuständig waren und die Männer ihre Berufe hatten. Aber das ist jetzt in Äthiopien auch anders geworden. Früher lebte man in Fürsorge für die ganze Nachbarschaft – das ist heute auch nicht mehr so.

Ich lebe anders als meine Großmutter: Ich entscheide mein Engagement danach, ob es etwas bringt und ob es mir Spaß macht. Das ist der Unterschied, den ich sehe. Früher dachten die meisten Frauen, sie müssten bestimmte Dinge tun, durch Kultur und Tradition bedingt. Ich aber kann selbst entscheiden, ob mir etwas gut tut oder nicht.

Ihr seid beide Christinnen, aber unterschiedlicher Prägung. Was bedeutet es für Euch – als Frauen – heute Euren Glauben zu leben?

Aselefech: Ich bin in zwei Traditionen aufgewachsen, orthodox und evangelisch. Durch meine Eltern bin ich früh mit dem christlichen Glauben in Berührung gekommen. In meiner Kindheit bin ich viel mit ihnen in die Kirche gegangen. Für meine Eltern war der christliche Glaube immer sehr wichtig. Ich bin in diesem christlichen Elternhaus aufgewachsen und kann heute für mich sagen, dass der christliche Glaube auch für mich eine sehr große Bedeutung hat. In meiner Kindheit war ich orthodox geprägt, und es war sehr schön für mich, Gott von Anfang an zu kennen. Ich bin dankbar, dass mir meine Eltern den Glauben als Grundlage mitgegeben haben. Mit 19 oder 20 fing ich an, mich selbstständig mit dem Glauben zu beschäftigen. Was ist das richtige Leben und was bedeutet Glauben? Und dann habe ich mich zusammen mit meinem Mann, der evangelisch ist, für die evangelische Kirche entschieden. Ich lebe in engem Vertrauen mit Jesus, „gebe“ ihm mein Leben und versuche, wie er auch ein Vorbild für andere Menschen zu sein, meinen Glauben nicht nur am Sonntag, sondern auch im Alltag zu leben.

Ohne meinen Glauben oder ohne Gott kann ich mir mein Leben nicht vorstellen. Für mich ist Glauben richtig. Mit Gott zu leben, Gottes Wort zu lesen, ihn anzubeten, ihn zu loben, gibt mir Kraft.

Brigitte: Ich bin von meinem familiären Hintergrund her gläubig geprägt; man ging zur Kirche, wir Kinder wurden im Glauben erzogen – vielleicht ein bisschen strenger, als ich meine Kinder erzogen habe. Ich bin als Kind immer zum Kindergottesdienst gegangen, und zwar ohne zu fragen oder zu hinterfragen. Es war einfach gewünscht und man hat es gemacht. Als ich dann älter wurde, habe ich natürlich auch kritisch gefragt und viel diskutiert. Für

meine Großmutter galt, dass man einfach glaubt und nicht nachfragt – aber für mich war das nicht genug. Es gab auch eine Zeit, in der ich mich weniger mit dem Glauben beschäftigt habe, aber das änderte sich wieder, als meine Kinder geboren wurden. Als sie im Kindergarten waren, besuchten sie auch den Kindergottesdienst, und dann fing ich an, mich in der Gemeinde zu engagieren. Schließlich merkte ich, dass ich in der Kirchengemeinde ein gutes Zuhause habe und dass Glauben für mich wichtig ist. Ich wollte natürlich auch meinen Kindern ein Vorbild sein, und in unserer Gemeinde habe ich Menschen gefunden, mit denen man sehr gut Glauben leben kann. Das Ehrenamt in meiner Gemeinde wurde mir wichtig.

Was ist Euch im Blick auf die Erziehung und auf das Leben Eurer Kinder besonders wichtig? Welche Werte oder Leitbilder leiten Euch? Und was wünscht Ihr Euch für Eure Söhne und Töchter? Welche Aufgaben haben Mütter und Väter dabei?

Brigitte: Uns war sehr wichtig, die Kinder zur Selbstständigkeit zu erziehen, ihnen ein Vorbild zu sein, soweit es ging, ihnen Dinge an die Hand zu geben, Möglichkeiten und Wege zu zeigen, über die sie später selbst entscheiden können. Es war uns auch wichtig, dass unsere Kinder schulisch gut ausgebildet werden. Dass sie tüchtige, selbstbewusste Menschen werden und so ihr Leben meistern können – das ist ja in unserer Zeit nicht immer einfach. Und wichtig war mir, dass sie ein Studienfach und einen Beruf finden, mit dem sie später auch glücklich sind.

Gab es einen Unterschied zwischen Sohn und Tochter?

Brigitte: Ja, schon. Unsere Tochter ist sehr kommunikativ,

kann sehr gut mit Menschen umgehen und hat sich auch nach dem Abitur eine Richtung ausgesucht, bei der sie mit vielen Leuten zusammenkommt. Es ist ihre Stärke, gut mit Menschen umzugehen, und manchmal denke ich, wir haben unseren Kindern doch schon einiges mitgegeben. Wir finden uns immer mal in unseren Kindern wieder, und wir sehen, dass so Manches sehr gut gefruchtet hat.

Unser Sohn ist ein pragmatischer Typ, nicht ganz so mitteilsam wie unsere Tochter, aber auch er hat seinen Weg gefunden.

Was ich mir für meine Kinder wünsche, ist, dass sie ein glückliches Leben haben, dass sie Partner haben, mit denen sie sich verstehen, und ich wünsche mir auch, dass sie die Religion, unseren christlichen Glauben, nicht ganz vergessen. Wir haben ihnen dafür die Grundlage mitgegeben, aber sie sind freie Menschen und entscheiden selbst, wie sie leben wollen.

Wie ist das für Dich, Aselefech?

Aselefech: Ja, für mich ist es ein bisschen schwierig, wie ich am Anfang gesagt habe. Mein Mann und ich sind vor 20 Jahren nach Deutschland gekommen, meine Tochter kam später. Mein Mann und ich haben beide in unserer Heimat weiterführende Schulen besucht und Abitur gemacht. Mein Mann hat studiert. Ein Studium hätten wir uns auch für unsere Tochter gewünscht, was hier leider nicht geklappt hat – auch aus gesundheitlichen Gründen. Aber ich bin dankbar, dass sie eine Ausbildung gemacht und einen Beruf erlernt hat. Ich habe durch meinen Glauben gelernt: Geduldig sein und andere anders sein lassen – auch wenn das nicht meinen Vorstellungen entspricht. In der Erziehung unserer Tochter war

meinem Mann und mir wichtig, dass sie die Entscheidungen für ihr Leben selbst treffen kann. Sie hat sich auch selbst für den Glauben entschieden, ist getauft und folgt Jesus, was eine große Freude für mich ist.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in unserer Gesellschaft. Wie sähe Eurer Meinung nach das „ideale“ Modell aus?

Aselefech: Auf der ganzen Welt, überall ist Bildung wichtig. Frauen und Männer sollten im Beruf die gleichen Chancen haben. Frauen sollten von sich aus den Willen haben, sich zu bilden! Ich sehe zum Beispiel bei Scheidungen, dass Frauen ohne Beruf benachteiligt sind – solche Fälle erlebe ich in Bruchsal in der Integrationsarbeit. Aber Bildung allein macht Menschen auch nicht glücklich. Das muss alles zusammenpassen. Das ist nicht nur Bildung, da sind auch Familienleben, Gemeinschaft und Liebe, die mehr Wert haben.

Wenn beide Eltern ganztätig berufstätig sind, spielt das eine große Rolle für die Kinder. Dann ist die gemeinsame Zeit natürlich begrenzt. Innerhalb einer Familie sollte man sich entscheiden, ob ein Elternteil, Mutter oder Vater, für einige Zeit zu Hause bleibt und die Kindererziehung übernimmt. Ich finde es zu früh, Kinder mit einem Jahr schon in die KITA zu geben. Also muss man andere Wege finden. Kinder brauchen von Anfang an eine sichere Bindung, Liebe, Geborgenheit und ein Gefühl der Sicherheit. Was wir in Kinder investieren, solange sie klein sind, bekommen wir später zurück. Letztlich muss jeder selbst entscheiden, ob er voll und ganz für sein Kind da sein möchte oder in die Arbeit geht.

Brigitte: Das sehe ich genauso. Ich finde es wichtig, dass junge Leute sehr gut ausgebildet sind, aber man darf natürlich auch den sozialen Aspekt, dieses Familienleben, für andere da sein, nicht nur an sich selber denken, nicht vergessen! Beides zu haben wäre das Ideale für junge Familien, aber wie bekommt man alles unter einen Hut?

Viele junge Frauen möchten Familie gründen, aber sie haben es auch schwer, später wieder in den Beruf einzusteigen. Diesen Balanceakt zu schaffen zwischen Familie und Beruf ist nicht ganz einfach, und ich denke, dass wir noch nicht das richtige Modell gefunden haben. Natürlich müssen von staatlicher Seite Voraussetzungen geschaffen werden, dass man als Frau Familie haben und in den Beruf gehen kann. Aber auf der anderen Seite brauchen die Kinder auch die Mutter bzw. die Eltern.

Ich habe meine Kinder von Anfang an zuhause erzogen und fand das in der Zeit völlig in Ordnung für mich. Heute sehe ich das auch ein bisschen anders, ich denke, wenn man lange studiert oder eine lange Ausbildung hinter sich hat, möchte man natürlich auch in den Beruf gehen. Vielleicht ist es dann eine ganz gute Lösung, die Kinder zum Beispiel einen halben Tag lang in Betreuung zu geben. Aber ob man so richtig glücklich dabei wird – ich weiß es nicht.

Was haltet Ihr im Zusammenleben der Menschen in unserem Land, unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essentiell?

Brigitte: Ich halte Solidarität untereinander und das Kümmern umeinander – schauen, wie es dem anderen geht – für besonders wichtig. Ich glaube, man darf nicht die Augen verschließen vor Dingen, die in unserer Gesellschaft



nicht so gut laufen. In Bezug auf unsere ausländischen Mitbürger ist es ganz wichtig, dass wir uns öffnen – dann funktioniert der Prozess auch umgekehrt. Wir sollten friedfertig miteinander umgehen und völlig unbelastet Kontakte knüpfen, ohne Ängste oder Bedenken zu haben. Wenn ich einfach nur den Menschen sehe, der mir gegenüber steht, egal welche Religion, welche Hautfarbe, welche Kultur er hat, dann merke ich ganz schnell, wie viele Punkte und Gemeinsamkeiten es gibt, die uns zusammenbringen können. Das halte ich für den Frieden in unserem Land für sehr wichtig!

Natürlich ist auch wichtig, dass die Leute Arbeit und Auskommen haben. Das gehört ja auch dazu, wenn man ein gutes Zusammenleben haben möchte.

Aselefeh: Ich denke, es kommt sehr darauf an, wie und wo jemand wohnt. Eine kleine Stadt hat Vorteile im Vergleich zu einer Großstadt, um mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen. Der Kontakt mit den Menschen ist sehr intensiv, kommt schnell und verläuft sich nicht.

Ich hatte überhaupt keine Probleme, schnell Kontakt zu Einheimischen zu bekommen. Ich erlebe die Deutschen offen und ohne Angst vor der fremden Kultur – ja, wir leben gut zusammen. Ich habe viele gute deutsche Freunde und Bekannte, was vielleicht daran liegt, dass ich offen bin. Manchmal frage ich mich selbst: Wo bin ich Migrantin?

Wenn es keinen Kontakt zwischen Migranten und Einheimischen gibt, kann man beiden Seiten nur empfehlen, offen zu sein,

keine Angst vor Fremden und vor neuen Dingen zu haben und v. a. sich zu informieren.

Wichtig ist, sich zu begegnen, damit man informiert wird und die Angst verliert. In der Begegnung kann ich auch überprüfen, ob stimmt, was ich gehört oder gelesen habe. Ich kann Fragen stellen, und wenn ich Antworten habe, habe ich keine Angst. Und es kommen neue Fragen, die beantwortet werden können.

Dann kommen wir doch gleich zur nächsten Frage: Ihr engagiert Euch beide seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog, in der interkulturellen Begegnung. Wie kam es dazu und was ist Euch besonders wichtig? Welche ermutigenden, aber auch welche entmutigenden Erfahrungen habt Ihr bisher gemacht?

Aselefech: Das sind viele Fragen auf einmal. Ich bin über das internationale Frauencafé zum interreligiösen Dialog gekommen. Ich bin Christin. Es gab immer Themen über den Glauben. Gerne halte ich auch Vorträge über verschiedene Themen, zum Beispiel, wie die Christen in Äthiopien Ostern feiern und das Weihnachtsfest.

Für mich ist Glaube, wie ich zu Anfang gesagt habe, richtig, und deshalb bin ich auch in diesem Dialog aktiv. Dabei geht es mir nicht darum zu missionieren, sondern sich gegenseitig zu informieren. Glaube ist für mich das tägliche Leben mit Jesus, und das gebe ich auch weiter. Seit ich in Deutschland bin, gehe ich regelmäßig in die Kirche und fühle mich wie zu Hause. Ich bin dankbar, dass ich die Gemeinde in Bruchsal habe.

Bei uns in Äthiopien gibt es auch Muslime – und im Unterschied zu hier leben dort die Muslime und Christen zusammen. Das ist historisch bedingt; wir sind Nachbarn, wir besuchen uns gegenseitig an Feiertagen, wir essen zusammen. Der Islam ist nicht fremd für mich! In Äthiopien war ich jedoch nie in einer Moschee, aber hier in Deutschland schon, und es war schön zu sehen, wie sie beten und wie eine Moschee von innen aussieht. Und mit dem Judentum ist das genauso.

Wie gesagt: Information ist wichtig. Wenn ich im Interreligiösen Dialog über das Christentum rede, höre ich oft den überraschten Ausspruch: „Ah, Sie sind Christin!“ Meistens werde ich für eine Muslima gehalten. Darüber kann ich lachen. Ohne Angst suche ich nach den Gemeinsamkeiten, nach gleichen Meinungen und gleichem Glauben, und so kann ich viele Kontakte knüpfen. Meine Erlebnisse im interreligiösen Dialog sind alle positiv!

Brigitte: Ich bin über das internationale Frauencafé zum interreligiösen Dialog gekommen. Das internationale Frauencafé ist mir sehr wichtig, weil ich von den anderen Frauen und von der anderen Religion sehr viel gelernt habe. Auch meine eigene Religion habe ich dabei besser kennen gelernt und hinterfragt. Insgesamt finde ich es einfach spannend, mit den Menschen zusammenzukommen, von den Frauen zu erfahren, wie sie ihre Kultur, ihre Religion leben. Es ist ein sehr gutes Miteinander, völlig frei von Ängsten und Bedenken. Man geht sehr offen miteinander um, und man freut sich immer, sich in der Stadt oder im internationalen Frauencafé zu begegnen. Man möchte etwas voneinander wissen, und ich finde, es ist sehr ermutigend, da weiterzumachen.

Der interreligiöse Dialog ist so spannend; miteinander zu reden und zu diskutieren hat unserer Gruppe sehr viel gebracht. Auch bei den interreligiösen Tagungen, die jährlich immer unter einem anderen Motto stattfinden, bekommt man so viel mit, lernt immer wieder neue Menschen kennen und hört ganz hervorragende Referentinnen, die einfach was zu sagen haben.

Manchmal bin ich etwas entmutigt, wenn ich höre, dass wir noch so ganz am Anfang stehen. Ich denke immer, wir haben schon einige Schritte getan, aber anscheinend ist doch noch ganz viel zu tun. Ich habe mich gefragt, ob ich mehr tun muss oder ob ich gar nichts mehr tun soll, weil ich nichts erreiche. Aber ich glaube, wir müssen noch mehr tun, müssen dranbleiben und müssen einfach auch den anderen Menschen mitteilen: Macht mit! Habt keine Scheu! Es lohnt sich! Es bleibt uns letztlich

auch keine andere Wahl. Wir leben in einem freien Land, wir sind inzwischen ein Migrationsland, und um ein friedliches Miteinander zu gestalten, müssen wir aufeinander zugehen und gut miteinander umgehen.

Aselefech: Es ist wichtig, offen miteinander umzugehen und gegenseitige Vorurteile abzubauen, Berührungsängste zu mindern, und doch dabei selbstbewusst den eigenen Glauben zu vertreten. Es ist aber auch wichtig, sich mit anderen wichtigen Themen wie Integration und Immigration zu beschäftigen. Wenn ich gesund bleibe, will ich auf alle Fälle weitermachen!

Und was ist das Beglückendste? Was trägt Euch? Was verlockt und könnte auch andere, die vielleicht etwas zurückhaltender sind, verlocken?

Brigitte: Die Begegnung mit anderen Nationen, Religionen, Kulturen. Mein Wissensdurst. Ich möchte mehr erfahren über den Islam und über das Judentum. Ich möchte einfach einen Teil mitgestalten in diesem interreligiösen oder interkulturellen Leben – das ist für mich eine Antriebsfeder. Außerdem habe ich jetzt viele Freundinnen, die meinen Weg begleiten.

Aselefech: Was bleibt von uns, wenn wir nichts mitmachen und diese Schritte nicht tun? Als Mensch allein kann man nichts erreichen, zusammen aber schon. Auch wenn es ein kleiner Schritt ist, so hilft doch jeder kleine Schritt weiter. Ich bin mit Freude dabei, andere Kulturen, Traditionen und Religionen zu erfahren und anderen von meinem Glauben zu erzählen. Wenn jeder auch so einen kleinen Schritt macht, dann können wir etwas bewegen!

„Noch heute staune ich, wie die Fügung Gottes so manches geregelt hat!“

Interview mit Werner Ross in Rheinfelden / Baden am 22. Januar 2012

In meiner ersten Frage möchte ich Sie auffordern, in Ihrer Biografie zurückzugehen und sich zu fragen: Worin unterscheiden sich meine Lebensumstände von denen meiner Großmutter bzw. meines Großvaters? Wo würde ich die Hauptunterschiede sehen? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für mich, so wie ich mein Leben heute in dieser Gesellschaft lebe?

Das ist sehr schwierig, da ich von meinen vier Großeltern nur meine Großmutter mütterlicherseits kennen gelernt habe. Ihr Mann war Konditormeister und sie hatten eine eigene Konditorei in Preußisch Holland, dem heutigen Paslek in Polen. Alle anderen näheren Familienangehörigen habe ich nie kennen gelernt, auch meinen Vater nicht: Er ist ein Vierteljahr vor meiner Geburt vor Leningrad gefallen. So kommt es, dass ich auch keine weiteren Geschwister habe, sondern allein mit meiner Großmutter und meiner Mutter aufgewachsen bin.

Die Umstände, unter denen meine Großeltern und Eltern damals in Preußisch Holland gelebt haben, waren nicht vergleichbar mit der Situation, in der sie sich nach dem Krieg vorfanden. Die Familie war vermögend, und mein Großvater als erfolgreicher Konditormeister gehörte zu den Ersten, die ein Auto in Preußisch Holland hatten. Und dann wurden wir 1947 von dort ausgesiedelt. Mit einem der letzten Transporte kamen wir jedoch nicht wie erhofft nach West-, sondern nach Ostdeutschland. Dort fanden wir uns als „Umsiedler“ wieder in einer kleinen Dachwohnung mit einem einzigen Raum ohne Wasser- und Heizungsanschluss.



Werner Ross

Jahrgang: 1941

Geburtsort: Elbing / Westpreußen (heute: Elblag / Polen)

Ausbildung: Lehre als Fernmeldemechaniker, Studium der Theologie

Wohnort: Weinheim

Persönlich: 1969 Ausweisung aus der DDR; 1971 Ordination zum Pfarrer der Ev. Landeskirche in Baden, Vater von vier Kindern

Engagement: seit Beginn der 90er Jahre engagiert im christlich-muslimischen Dialog; seit 1999 Vorsitzender des Christlich-Islamischen Vereins Hochrhein e.V.

Die Lebensumstände meiner Mutter und Großmutter haben sich durch ihre Umsiedlung also völlig verändert. Und auch für mich war das eine ganz neue Situation. Ich machte zunächst eine Ausbildung zum Fernmeldemechaniker, erwarb dann in der Abendschule das Abitur und begann ein Theologiestudium in Jena und Berlin. Zu Studienbeginn wurde uns in Jena

gesagt: „Was Sie hier anfangen, ist kein Beruf auf Zukunft hin. Denn in 10, 20, 30 Jahren wird das Thema Religion abgeschafft sein.“ Als ich 1969 nach meiner Zwangsausweisung im Westen gelandet war, tat sich hier wieder eine ganz andere Welt auf, und als Pfarrer hatte man hier einen ganz anderen Status inne. Noch heute staune ich darüber, was sich daraus alles entwickelt hat und wie die Fügung Gottes so manches geregelt hat, was ich mir am Anfang so nicht hätte vorstellen können.

Sie haben – nicht nur von Beruf – als Christ in zwei deutschen Gesellschaften gelebt. Was bedeutet es für Sie heute, Ihren Glauben öffentlich in unserer Gesellschaft zu leben?

Der Glaube ist für mich wichtig, weil er mich trägt und mir Orientierung gibt für mein Leben. Leitend war für mich dabei schon immer die Auseinandersetzung mit Anderen: In der DDR mit dem Marxismus und dem dialektischen Materialismus, in der Bundesrepublik Deutschland dann mit Fragen der Dritten Welt, mit Fragen der Friedensbewegung und der Kriegsdienstverweigerung und in der letzten Zeit sehr stark die Auseinandersetzung mit dem Islam. Das hat mich immer wieder dazu gezwungen, meine eigene Position zu hinterfragen und Brücken zu anderen zu schlagen. Bis heute scheint es mir essentiell zu sein, Brücken zu anderen Menschen zu bauen, um Schritte auf andere Menschen zuzugehen, die dann auch wieder zu mir selbst zurückführen, so dass eine wechselseitige Begegnung entsteht.

Wenn Sie auf die Erziehung Ihrer Kinder zurückblicken, was ist Ihnen da besonders wichtig gewesen? Welche Werte, welche Leitbilder wollten Sie vermitteln oder haben Sie in ihrer Erziehung geleitet? Was war Ihr größter Wunsch für Ihre Kinder?

Wir haben vier Kinder, zwei eigene und zwei angenommene Kinder. Also, es ist für mich ein bisschen schwierig gewesen. Ich habe ja nie einen Vater kennen gelernt. Von daher stellte sich mir später die Frage, wie ich diese Rolle selbst in meiner eigenen Familie ausfüllen kann.

Für mich war es immer wichtig, dass man sich selbst Freiräume schafft und auch Anderen Freiräume zugesteht. Die Kinder sollten sich entfalten können, sie sollten nicht angebunden werden, sondern befähigt werden, ihre eigenen Wege zu suchen und dabei experimentieren zu können. Und so ist es dann auch geschehen, dass alle früh aus dem Haus gegangen sind. Es ist eine große Herausforderung für Eltern, ihre Kinder wirklich in Verantwortung ins Leben zu entlassen und nicht zu versuchen, sie an sich zu binden und zu klammern.

Sind Sie bis heute Gesprächspartner Ihrer Kinder?

Ja, das hat sich bis heute vielleicht noch stärker entwickelt, als dies anfänglich der Fall war. Nachdem ich mich von meiner Frau trennen musste, die sehr lange krank war, was die Familie sehr belastet hat, bekam ich das Sorgerecht für die Kinder übertragen und bin in den Schuldienst gegangen, um mehr Zeit für sie zu haben. Das war sicherlich nicht einfach, aber ich wusste: Wenn sich die Kinder wirklich entfalten können sollen, dann muss dieser Weg gegangen werden, und so habe ich die Verantwortung übernommen.

Ließen sich in Ihrem Leben Beruf und Familie vereinen? Wie sähe Ihrer Meinung nach das „ideale“ Modell aus?

Eine Person, die für mein Leben von Bedeutung ist, ist Paul Schneider. Er ist für seinen Glauben, für seine Überzeugung einen Weg gegangen, der zur Folge hatte, dass er ins Konzentrationslager gekommen ist und schließlich in Buchenwald ermordet wurde. An seinem Schicksal lässt sich sehen, wie schwierig und kompliziert es sein kann, wenn man den Beruf des Gemeindepfarrers wirklich ernst nimmt, wenn man von Überzeugungen lebt, von denen man meint, dass sie richtig sind, und wie belastend dies für die jeweilige Umwelt und die Familie sein kann, wenn man diese Überzeugungen umsetzt. Bei Paul Schneider war es so, dass die Kinder keineswegs begeistert und einverstanden waren mit dem Weg, den der Vater gegangen ist, und dass sie später ihrer Mutter Vorhaltungen machten: „Warum ist er diesen Weg so rücksichtslos gegangen, unter dem wir alle leiden mussten?“

Ich denke, es ist im Pfarrdienst immer eine Schwierigkeit, dass man auf der einen Seite für eine Gemeinde da ist und dieser Arbeit gerecht werden möchte und gerecht werden soll, damit aber zeitmäßig sehr stark eingebunden ist, und auf der anderen Seite gleichzeitig die familiäre Situation da ist. Selbst an „freien Tagen“ hat man nicht wirklich freie Tage. Wie ist das, wenn jemand an der Tür klingelt? Macht man auf oder ist man dann nicht da, weil man eben auch seine freie Zeit haben will und braucht? Hier die richtige Balance zu bewahren ist keine einfache Aufgabe und wird sicherlich nicht immer zur Zufriedenheit aller Seiten zu regeln sein.

Wenn Sie jetzt die gesamte gesellschaftliche Situation vor Augen haben: Was scheint Ihnen da besonders wichtig und essentiell zu sein für ein gutes Zusammenleben der Menschen mit ihren verschiedenen Herkünften in unserer Gesellschaft?

Vielfalt und Vielschichtigkeit sind etwas ungemein Bereicherndes. Und wenn dies nicht nur im Blick auf die Vergangenheit gilt, sondern auch in unsere Gegenwart hineinragt und bei uns gegenwärtig wird, dass Menschen aus anderen Ländern, mit anderen Kulturen und Religionen hierher kommen, sich hier niederlassen und hier arbeiten, dann bereichern sie uns damit, wie wir umgekehrt auch sie bereichern können. Im Grunde genommen geht es um Austausch, der so wichtig ist. Wozu ein „Nur so kann es gehen!“ führt, das haben wir im Nationalsozialismus erlebt, wo es eine einzige Doktrin oder Ideologie gab, die vorgegeben war und nach der alles ausgerichtet war. Eine solche Vereinheitlichung kann nur in die Irre führen. Was wir brauchen ist eine Vielschichtigkeit!

Eine fremde Kultur und eine andere Religion sind nichts, wovor man Angst haben muss, vielmehr lernt man sich selbst durch sie noch einmal ganz anders kennen. Ich merke, dass ich dadurch meine eigene Religion, meinen eigenen Glauben neu hinterfragen muss. Weil ich von anderen in Frage gestellt werde, muss ich neue Antworten suchen. Meine Erfahrung war schon früh: So kann ich weit besser Wege finden, als wenn ich einfach bloß mit dem Strom schwimme!

Sie sind nun schon viele Jahre im interreligiösen Dialog aktiv. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen besonders wichtig gewesen und geworden? Und können Sie zum

Abschluss zwei Erfahrungen schildern – eine ermutigende und eine frustrierende, die Sie in diesem Kontext gemacht haben?

Viele Dinge im Leben sucht man sich nicht aus, sondern sie kommen auf einen zu und dann stellt sich die Frage, ob man sie aufnimmt oder ob man an ihnen vorbei geht. So war das bei mir auch bei der Frage des christlich-islamischen Dialogs. Als für die Moschee in Rheinfelden ein Minarett gebaut werden sollte, gab es viele, auch unschöne Diskussionen. Das war für mich der Anlass, verschiedene Leute einzuladen: aus den christlichen Kirchen, aus dem kommunalen Umfeld – Schulen, Volkshochschule, Rathaus – und aus der Moscheegemeinde. Daraus ist dann 1997 der „Christlich-Islamische Verein Hochrhein e.V.“ entstanden.

Es war eine Situation, die ich nicht gesucht habe, die sich aber ergeben hat und in der sich ab einem bestimmten Punkt dann die Frage stellte, packt man's an oder packt man's nicht an. Und da waren dann andere, die das mitgetragen haben. Allein kann man so etwas auch nicht machen. Und so ist das dann gekommen, dass wir hier eine Arbeit aufgebaut haben, die sehr viel verändert hat!

Zur Frage, was es an Positivem und Negativem gibt – ich denke, dazu muss man sagen, dass immer beides zusammen hängt: Das ist wie bei einer Münze: Sie hat bekanntlich zwei Seiten, es ist aber die gleiche Münze und es kommt darauf an, welche Seite ich gerade anschau.

Natürlich gibt es negative Dinge. Als ein neuer Imam in Unkenntnis einer anders lautenden Vereinba-

rung entschied, Lautsprecher auf dem Minarett zu installieren, war das keine gute Situation und ein Vertragsbruch – also eine negative Erfahrung. Die Vorstände der Moscheegemeinde haben jedoch sofort dafür gesorgt, dass die Lautsprecher wieder abmontiert wurden, und haben sich sogar persönlich beim Oberbürgermeister entschuldigt. Ich denke, das ist das Positive an der Sache, denn es macht deutlich, dass man miteinander reden und aufeinander zugehen kann. Dass man sich erinnern kann an das, was gültig ist. Und dass man sich an Rechtsvorschriften hält.

Das ist das, was ich mit dieser Münze meine. Es kommt darauf an, von welcher Seite ich eine Sache betrachte und welche Seite ich je nach Situation nach oben kehre.



„Es sind diese überlieferten, spirituellen und moralischen Anschauungen und Lebensformen, die mein Selbstverständnis als Jüdin bestimmen.“

Interview mit Ruth Rürup-Braun in Karlsruhe am 17. Februar 2013

Was sind die wichtigsten Unterschiede zwischen Ihren Lebensumständen und denen Ihrer Eltern und Großeltern? Welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Frau in der heutigen Gesellschaft?

Großmutter Thekla war eine selbstbewusste, selbstständige Geschäftsfrau; nicht zuletzt bedingt durch den Ersten Weltkrieg, aus dem ihr Mann krank und gebrochen zurückkehrte und bald darauf an den Kriegsfolgen verstarb. Ihr Selbstbewusstsein zeigte sich auch in ihrer Heirat: Sie schloss die Ehe aus eigenem Entschluss – und nicht vermittelt durch die Eltern – mit einem Mann, der gerade aus dem Osten, aus Oberschlesien nach Mannheim eingewandert war und nichts mitbrachte denn seine Fähigkeiten als Uhrmacher. Nach dem Tod ihres Mannes führte sie ihre beiden Kinder zur Lehre bzw. zum Studium der Jurisprudenz in Heidelberg.

Die wichtigsten Unterschiede zwischen ihr und mir sind vor allem eine Folge der Vertreibung meiner Familie: Ich bin weder in Deutschland geboren noch aufgewachsen.

Meine Kindheit und meine Jugendzeit sind verwurzelt in der sich langsam entwickelnden israelischen Gesellschaft der 1930er / 1940er Jahre, die sich damals auf dem Weg zu einem eigenen Staat befand. Das bedeutete vor allem ein Leben in einem nicht gefestigten gesellschaftlichen und staatlichen Rahmen, ein Leben in der Vielfalt von Sprachen, Kulturen, Traditionen, der Herkunftsstaaten und der Lebensweisen. Das bedeutete auch – als Folge dieser vorgegebenen



Ruth Rürup-Braun

Jahrgang: 1936

Geburtsort: Ramat-Gan, Israel

Ausbildung: Studium der Innenarchitektur

Persönlich: verheiratet, zwei Kinder

Wohnort: Karlsruhe (seit 1960 in Deutschland)

Engagement: seit vielen Jahren bei verschiedenen Aktivitäten des Internationalen Begegnungszentrums (ibz) in Karlsruhe, beim Interreligiösen Frauennetz in Baden und im interreligiösen Dialog engagiert

offenen Bedingungen – in diesen Jahren einen ausgeprägten gesellschaftlichen Zusammenhalt trotz aller Unterschiede und eine gelebte Solidarität im Alltag. Die gemeinsame Erfahrung von Verfolgung und Vernichtung bestimmten diesen Zusammenhalt. Nicht zuletzt war auch die Wahrnehmung und Begegnung mit der ganz anderen, der palästinensischen Gesellschaft ein existenzieller Hinweis, eine Aufforderung, das Fremde, das Nicht-Identische

wahrzunehmen, zu verstehen und vielleicht mit dem Eigenen zu verbinden.

So gesehen liegt der Hauptunterschied zwischen meiner Großmutter Thekla und mir in der verinnerlichten Erfahrung von elementarer Ungewissheit auf der einen Seite, zugleich jedoch in der sehr vitalen Bereitschaft, aber auch Notwendigkeit, mit dieser Zukunfts-Ungewissheit leben zu müssen, sie aktiv gestalten zu wollen, ein Leben sich vorstellen zu können, das viel weniger in festen Konventionen und bürgerlichen Sicherheiten gelebt werden kann, das letztendlich aber auch lebendiger und deshalb offener ist, ein Leben, das im Nicht-Identischen gelebt werden kann.

Sie sind Jüdin. Was bedeutet es für Sie – als Frau – heute Ihren Glauben zu leben?

„Emuna“ – dieser Begriff bedeutet im Hebräischen sowohl Vertrauen als auch Glaube – drückt mein Gebunden-Sein mit dem Judentum eindeutiger und lebendiger aus als das deutsche Wort „Glauben“. Es sind diese überlieferten, spirituellen und moralischen Anschauungen und Lebensformen, die mein Selbstverständnis als Jüdin bestimmen.

„Emuna“, Vertrauen, schließt das Schicksalhafte von Geburt und Herkunft mit ein, wie dies auch die Erinnerungskultur im Judentum mittels der Aufforderung „Zahor!“ („Gedenke!“) ausdrückt. Dieses Moment des „Sich-Erinnerns“ verbindet Vergangenheit und Zukunft aus dem Grundvertrauen, aus dem

Glauben. So verbindet sich auch meine eigene Erinnerung mit dem Schabbatgebet:

Führ uns zurück zu dir,
und wir wollen
zurückkehren zu dir,
erneuere unsere Tage
wie ehemals.
Amen!

Welche Erziehungsideale haben Sie verfolgt? Was war Ihnen in der Erziehung Ihrer Kinder besonders wichtig? Und worin sahen Sie Ihre besondere Aufgabe als Mutter?

Ich meine, Erziehung kann eigentlich nur verstanden werden als die Grundsteinlegung eines Hauses, und zwar im Sinne eines Zusammenlebens von Eltern und Kindern in diesem Haus, das den Kindern den Weg weist, ihnen die größtmögliche freie Entfaltung gewährt im Einklang mit ihren Begabungen und Interessen, ein Zusammenleben im Rahmen gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme. Von diesen Vorstellungen ausgehend wünsche ich meinen Töchtern, dass sie die Erfahrung von Achtsamkeit, Freundschaft, Liebesfähigkeit und Anteilnahme an ihrer Umgebung als Werte verinnerlicht haben und in ihrem eigenen Alltag, in ihrem Leben mit Leidenschaft und Fantasie werden verwirklichen können, dass sie Flügel und festes Schuhwerk für dieses Leben haben mögen.

Die Aufgabe der Eltern besteht nach meinen Vorstellungen „nur“ im Zuhören, im begleitenden Interesse und in der lebendigen, auch tatkräftigen Zugewandtheit – dafür brauchen Mütter und Väter Zeit und Muße.

Bildung und Ausbildung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind viel diskutierte Themen in der Gesellschaft. Wie sieht nach Ihrer Meinung das „ideale“ Modell aus?

Beruf und Familie sind unter den konkreten Lebensbedingungen in der Bundesrepublik nur schwer vereinbar, wenn man diese Verhältnisse insgesamt vor Augen hat; hiermit meine ich die völlige Durchkapitalisierung des Lebens aller in diesem 21. Jahrhundert. Dieser widersteht bisher – wie die israelische Soziologin Eva Illouz dargestellt hat – nur noch die kleine Familienzelle. Die eindeutigen, gleichzeitig vielfältigen Gründe für die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie sind ein Hinweis dafür, dass es „ideale“ Lösungen nicht geben kann.

Zwei Grundvoraussetzungen jedoch könnten – wenn sie gegeben wären – sehr hilfreich sein, um die Aufgabe der Eltern und die Anforderungen des Berufs in einen besseren Einklang zu bringen. Die eine Voraussetzung sind Kitas, Kindergärten und Schulen. All diese Einrichtungen sollten Kindern und Eltern ein Ganztagesangebot anbieten. Die zweite Voraussetzung betrifft die Arbeitsplätze. Alle Arbeitgeber müssten die Arbeitszeiten und Arbeitsabläufe flexibler – im Sinne von kinderfreundlicher – organisieren, und zwar für Mütter und Väter!

Eine sehr große Erleichterung für die Eltern könnte es auch sein, wenn Kitas und Kindergärten grundsätzlich organisatorisch Teil der betrieblichen Einrichtungen wären.

Was halten Sie im Zusammenleben der Menschen in unserem Land und in unserer Gesellschaft für besonders wichtig und essenziell?

Grundlegend für das Zusammenleben in unserer Gesellschaft ist das eindeutige Bekenntnis und das klare Bewusstsein davon, dass wir in einer offenen Einwanderungsgesellschaft auf der Grundlage von gegenseitiger Wertschätzung und dem Bewusstsein interkultureller Bereicherung leben; dies bis hin zu der Erkenntnis, dass dieses Zusam-

menleben ein lebendiges Zeichen unserer Gegenwart der sogenannten Globalisierung ist.

Weiter ist die Verwirklichung des gesetzlich schon verbrieften Rechts der Gleichheit von Mann und Frau in allen Lebensbereichen wichtig. Beides bedeutet zugleich eine grundlegende Stärkung des demokratischen Selbstbewusstseins aller Mitglieder unserer Gesellschaft.

Sie engagieren sich seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog. Wie kamen Sie dazu und was ist Ihnen besonders wichtig? Welche ermutigenden und auch welche entmutigenden Erfahrungen haben Sie bisher gemacht?

Seit vielen Jahren bin ich bei verschiedenen Aktivitäten des Internationalen Begegnungszentrums (ibz) in Karlsruhe tätig. Der Schritt zum interreligiösen Dialog war so gesehen mehr oder minder gegeben; vor allem aufgrund meiner Überzeugung, dass angesichts der – auch häufig gewalttätigen – religiösen Auseinandersetzungen der lebendige Dialog die einzig dauerhaft positive Perspektive für eine verständige Annäherung darstellen kann. In diesem Sinne habe ich die Erfahrung machen können, dass die Begegnungen, an denen ich teilgenommen habe, die Tür der Verständigung einen kleinen Spalt geöffnet haben. Die offenen, gleichzeitig vertrauten Zusammenkünfte unter uns Frauen waren ermutigend.

Bereichernd, spannend und notwendig fände ich es, wenn wir uns in den Begegnungen stärker als bisher auch offen den Unterschieden und Widersprüchen stellen würden, die ohnehin vorhanden sind und unser Zusammenleben beeinflussen, ja, sogar negativ bestimmen können; auch, vielleicht sogar weil wir bisher häufig nicht in die respektvolle Diskussion der Differenzen, der Vorurteile usw. eintreten.

„Wer bin ich? Wo komme ich her? Was trage ich mit mir? Und was kann ich mit anderen teilen?“

Interview mit Dr. Abraham Steinberg in Bühl am 19. Januar 2012

Wie betrachten Sie Ihre eigenen Lebensumstände im Vergleich zu denen Ihrer Großeltern? Worin liegen für Sie die wichtigsten Unterschiede? Und welche Bedeutung haben diese Unterschiede für Sie als Mann heute in Ihrer Wahlheimat Deutschland?

Die Frage ist schwierig, weil ich vom Leben meiner Großeltern sehr wenig weiß. Meine Großeltern mütterlicherseits sind in Polen geboren und aufgewachsen. Ich habe sie nie kennen gelernt, weil sie in der NS-Zeit ermordet wurden. Das trifft nicht nur auf meine Großeltern, sondern auf die gesamte Familie meine Mutter zu. Sie ist die einzige Überlebende ihrer Familie.

Mein Großvater war in Polen Richter im Rabbinatsgericht, einem überregionalen rabbinischen Gerichtshof. Meine Großmutter hatte einen Tante-Emma-Laden, in dem ihre Töchter gearbeitet haben. Meine Mutter wurde dann Mitglied einer zionistischen Bewegung, der sog. Hashomer Hatzair, was sie vor ihren Eltern verheimlichte, da die streng orthodoxen Juden in Polen in einer Auseinandersetzung mit der säkularen zionistischen Bewegung standen. Die Mitglieder von Hashomer Hatzair kamen fast alle aus religiösen jüdischen Familien, die sich klammheimlich in der Region, in der sie lebten, organisiert hatten. Sie waren entschlossen, Polen den Rücken zu kehren, nach Palästina zu emigrieren und dort einen Kibbuz zu gründen. Auch meine Mutter hat Polen sehr früh verlassen, um nach Palästina zu gehen, weshalb sie als Einzige am Leben blieb.



Dr. Abraham Steinberg

Geburtsort: Z'fat (Safed), Israel

Ausbildung: Studium der Geschichte und der Politikwissenschaft

Wohnort: Bühl

Persönlich: zwei Kinder, zwei Enkel, Lebenspartnerin

Engagement: seit 1982 interreligiös engagiert, u. a. als Initiator von Schulpartnerschaften

Von meinem Großvater weiß ich nur, dass er eine Zeit lang als Dajan, d. h. als Richter am rabbinischen Gerichtshof, in Amerika gearbeitet hat, und zwar in der Zeit, als sehr viele Juden von Osteuropa nach Amerika emigrierten. Er hatte eine Tochter dabei, aber irgendwann kehrten die beiden wieder nach Polen zurück. Das wurde ihnen zum Verhängnis, weil bis auf meine Mutter die ganze Familie ausgerottet wurde.

In Palästina lernte meine Mutter meinen Vater kennen. Die Vorfahren meines Vaters lebten ursprünglich in Z'fat, in Zafet. Mein Vater war ein religiöser Mensch und ging

regelmäßig zur Synagoge. Er war aber kein streng orthodoxer Jude. Als seine Eltern und seine Geschwister nach Amerika, ins sog. Jüdische gelobte Land, auswanderten, blieb er allein in Palästina zurück. – Ich sage immer Palästina, weil sich das alles ja noch vor der Gründung des Staates Israel abspielte. – Damals gab es unter der jüdischen Bevölkerung in Palästina die Bewegung „Hashomer“ (die Wächter); das waren Juden, die mit offizieller Erlaubnis der englischen Besatzungsmacht Waffen tragen durften und neu gegründete jüdische Kibbuzim oder Moschawim, also jüdische Siedlungen vor der Gründung des Staates Israel, bewacht haben. Und bei dieser Tätigkeit hat mein Vater meine Mutter kennen gelernt.

Über das Leben meiner Großeltern väterlicherseits weiß ich auch sehr wenig, weil sie in Amerika lebten. Meine Großeltern kamen ein einziges Mal zu Besuch nach Israel. Ich war damals in der Armee, wo es entsetzlich streng zugeht. Mein Vorgesetzter aus der Pilotenschule rief mich zu sich und sagte: „Wenn du deine Großeltern sehen willst, dann kannst du am nächsten Schabbat zu eurem Dorf in der Scharonebene fahren und deine Großeltern besuchen.“ Als ich ihn bat, freitags fahren zu dürfen, um den Skandal zu vermeiden, am Schabbat Auto zu fahren, sagte er nur: „Nein, das ist ausgeschlossen!“ Daraufhin ging meine Großmutter zum Ortsrabbiner, der sehr weise reagiert hat: „Frau Steinberg, womöglich ist es das einzige

und letzte Mal, dass sie ihren Enkel in die Arme schließen können. Für die Verletzung des Schabbat-Gesetzes durch das Autofahren wird, glaube ich, der liebe Gott in einem solchen Fall Verständnis haben.“

Und auch die Lebenssituation meiner Eltern ist mit der meinen nicht zu vergleichen. Ich führe ein viel, viel freieres Leben als sie. Wenn man in den vierziger, fünfziger Jahren in dieser winzig kleinen jüdischen Gemeinschaft in Israel-Palästina aufgewachsen ist und darüber hinaus in unserem Dorf, wo die Dorfbewohner zum größten Teil religiöse Menschen waren, da trug jeder – auch ich als Kind, ganz zu schweigen von meinen Eltern – ein gewisses Korsett.

Meine Eltern hatten ein schweres und hartes Leben. Meine Mutter hatte ja niemanden mehr aus ihrer Familie, und so war es nur verständlich, dass sie ihre eigenen Kinder über die Maßen, bis hin zur Hysterie, behütet hat. Sie stürzte sich regelrecht in die Arbeit. Es wurde gearbeitet bis zum Umfallen, vermutlich, um keine Zeit zum Reflektieren und Nachdenken zu haben. Uns Kindern wurde sehr viel Druck gemacht beim Lernen, weil Wissen ja Kraft und Macht bedeutete. Besonders in einem Fach mussten wir exzellieren, und zwar in Bibelkenntnis. Da mein älterer Bruder bereits mit fünf Jahren in Richtung Musik schlug und natürlich der beste Geiger Israels werden sollte, und da meine jüngere Schwester noch ein kleineres Kind war, war vor allem ich der Empfänger dieses Drucks. So saß ich zweimal, manchmal auch dreimal in der Woche mit meiner Mutter zusammen; wir lasen dann miteinander in der Bibel und diskutierten darüber. Damals war es eine Qual für einen Jungen, der lieber Fußball spielen und Faxen machen wollte. Heute bin ich dieser Frau

sehr, sehr dankbar. Denn sie hat mir damit eine Basis und einen starken kulturellen Hintergrund geben: Wer bin ich? Wo komme ich her? Was trage ich mit mir? Und was kann ich mit anderen teilen? Das hat mich auch auf die Fährte gebracht, dass ich kein Mathematiker oder Physiker geworden bin und letztendlich auch kein Musiker, sondern Historiker.

Wann sind Sie nach Europa übersiedelt?

Das war in den späten 70er Jahren. Nach meinem ersten Studiengang wurde mir eine Stelle im Büro des israelischen „Ministerpräsidenten“ angeboten, die eigentlich dem Auswärtigen Amt assoziiert war. Dort habe ich zunächst eine Ausbildung gemacht und ging dann in den sog. Auslandsdienst. Als ich nach Israel zurückkam, wollte ich diese Tätigkeit nicht mehr fortsetzen. Deshalb habe ich dann mein bereits begonnenes Studium abgeschlossen und bekam anschließend das Angebot, in den Sinai zu gehen. Die Israelische Naturschutzgesellschaft hatte im Sinai, unweit vom Katharinenkloster am Mosesberg, Pläne, ein Schulungszentrum zu bauen. Dort traf ich meine heutige Lebensgefährtin, eine deutsche, katholische Religionslehrerin mit *missio canonica* und allem drum und dran. Wir sind nicht verheiratet und haben keine gemeinsamen Kinder. Meine beiden Söhne stammen aus meiner ersten Ehe. Aber als ich vor 33 Jahren meine jetzige Lebensgefährtin Monika kennen gelernt habe, war ich schon von meiner israelischen Frau geschieden. 33 Jahre – das ist schon fast eine Lebensgeschichte!

Sie leben nun schon mehrere Jahrzehnte in Deutschland. Was bedeutet es für Sie, als Jude in dieser Gesellschaft Ihren Glauben zu leben?

Natürlich kommt man mit vielen Vorurteilen Deutschland und den Deutschen gegenüber hierher – auch wenn man weiß, dass es eine Bundesrepublik gibt, die nach dem zweiten Weltkrieg gegründet wurde, auch wenn man weiß, dass die Bundesrepublik Deutschland enge Beziehungen zu Israel pflegt, und auch wenn man schon eine ganze Reihe enger Kontakte zu Deutschen in Israel hatte usw. Aber ich hatte diese Kontakte eben immer in Israel, und es ist eine völlig andere Dimension, hierherzukommen. Hier habe ich sehr schnell gemerkt, dass die Deutschen, ob jetzt evangelisch oder katholisch, allgemein, fast keine Ahnung vom Judentum hatten. Und dann begann etwas, das bis heute andauert. Zunächst fragte mich der damalige katholische Pfarrer im Bühler Tal, ob ich bereit wäre, bei seiner Erwachsenenbildung etwas über das Judentum zu erzählen. Das hat sich bald herumgesprochen. Daraufhin fragte mich der katholische Dekan in Karlsruhe, ob ich bereit wäre, ein Seminar über das Judentum im Alltag zu halten. Dann kam die Volkshochschule und dann die Evangelische Erwachsenenbildung. Das ging von einem zum anderen, und mit einem Mal konnte ich mich vor derlei Anfragen kaum noch retten. Ganz offensichtlich gab es hier einen Bedarf: Die Leute waren neugierig. Sie wollten etwas über das Judentum wissen und hatten irgendwie Scheu, mit den wenigen, damals noch lebenden deutschen Juden zu sprechen oder ihnen etwas näher zu kommen. Und da kam ich als Israeli, als ein ganz offener Mensch – da war die Hemmschwelle niedriger. Und dann wurde ich vom Evangelischen Stift in Tübingen gebeten, Seminare zu halten. Danach kam das katholische Stift, dann der Rektor der Fachhochschule für Religionspädagogik in Pasing. Außerdem ging ich immer auch in Schulen; ins-

besondere von 9. und 10. Klassen wurde ich eingeladen. Von Schulen habe ich nie Geld verlangt. Ich habe höchstens gesagt: „Ich hätte gerne eine Flasche Rotwein, einen trockenen bitte!“

Daneben habe ich immer wieder im Auftrag verschiedener Reiseorganisationen Gruppen auf biblischen Spuren durch Israel geführt. So verdiente ich meinen Lebensunterhalt. Aber die Art, wie das organisiert war, hat mir immer weniger gefallen, und so begann ich, selbst Reisen anzubieten. Meine jüdische Identität habe ich dabei nie versteckt!

Noch einmal ein Blick zurück: Wenn Sie an die Erziehung Ihrer beiden Söhne denken, was war Ihnen da besonders wichtig? Welche Werte wollten Sie ihnen vermitteln? Welche Leitbilder waren für Sie prägend? Und welche Rolle als Vater war Ihnen besonders wichtig?

Da gab es einige Dinge, auf die ich sehr viel Wert gelegt habe. Und ich weiß, dass meine Kinder heute sehr dankbar dafür sind. Mir war es immer wichtig, dass sie Menschen mit anderer Hautfarbe, mit anderer Religion und mit anderer Denkweise mit Respekt behandeln. Das hat bei meinen Söhnen Früchte getragen. Es ist heute eine Genugtuung für mich, wenn ich sehe, wie mein Sohn, der in Israel lebt, mit der arabischen Bevölkerung im nächsten Dorf umgeht. Mein Enkel geht in eine sog. arabisch-jüdische Schule, in der arabische und israelische Kinder in derselben Klasse sitzen. Sie haben eine arabische und eine israelische Lehrerinnen, und es wird arabisch und hebräisch gesprochen.

Es gibt einen jiddischen Spruch: Sei ä Mensch! In allem was du tust, in allem, was du machst – sei ä Mensch! Vergiss das nie! Obwohl es manchmal Nachteile bringt, ein Gutmensch zu sein, auf lange Sicht bringt es nur Vorteile.

Worauf ich auch sehr viel Wert gelegt habe, war, meinen Kindern ein Gespür dafür zu vermitteln, wie wichtig Geschichte ist, auch für die eigene Identität. Dazu habe ich sehr viel, auch in Israel, mit meinen Kindern unternommen. Und auch das hat – mit begrenzter Haftung! – Früchte getragen. Mein Sohn, der in Amerika lebt, ist Professor für Geschichte.

Womit ich nicht sehr weit gekommen bin, ist, ihnen ein Gefühl dafür zu geben, was biblische Texte vermitteln. Wie wir biblische Texte im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert verstehen und wie wir sie interpretieren können. Das ist mir nicht gelungen, nicht zuletzt deshalb, weil ich in Israel große Gegner zu den Ansichten hatte, die ich meinen Kindern zu vermitteln suchte. Mein Hauptgegner war die rabbinische Autorität, der in Israel alles untergeordnet ist. Das hat dazu geführt, dass der eine Sohn sich bis heute nicht um seine Religion kümmert. Der andere, der in Amerika Professor geworden ist, findet langsam den Weg zu seinen jüdischen Wurzeln zurück.

Sie haben in Ihrem Leben immer die Vereinbarkeit von Familie und Beruf praktiziert. Wie sah das ganz praktisch bei Ihnen aus? Und wie sähe Ihrer Meinung nach ein „ideales“ Modell aus?

Das ist sehr, sehr schwierig, denn bei mir hat das nicht so gut funktioniert. Als ich damals als relativ junger Mensch in eine sehr verantwortungsvolle Position kam, war ich furchtbar ehrgeizig. Ich wollte meinen Vorgesetzten beweisen, dass ihre Entscheidung, mir diese Position zu geben, nicht falsch war. Darum habe ich wahnsinnig viel in meine Arbeit investiert. Daran ging meine Familie zu Grunde. Deshalb ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie in meinem Leben ein neuralgischer Punkt.

Dennoch blieb ich mit meiner ehemaligen Frau immer in engem Kontakt: Bis heute ist sie meine Mitarbeiterin in Israel in meiner dortigen Reisetätigkeit. Alle Entscheidungen, die für die Kinder getroffen werden mussten, haben wir immer gemeinsam getroffen. Es gab keinen Krieg zwischen uns, bis heute nicht. Auch in einer solch schmerzhaften Situation gilt der Leitspruch: Sei ä Mensch!

Meine Familie besteht heute aus zwei erwachsenen Söhnen und zwei Enkeln, die ich so oft wie möglich besuche. Und ich habe meine Lebensgefährtin. Als wir uns vor 33 Jahren kennen gelernt haben, hab ich ihr gesagt: „Monika, eines musst du wissen: Ich habe zwei Söhne. Diese Söhne können nichts für die Situation, die entstanden ist. Und wenn wir zwei eine Beziehung miteinander eingehen, musst du wissen, dass meine Kinder immer an erster Stelle stehen werden. Immer! Wenn es da etwas gibt, wo ich reinspringen muss für die Kinder, dann werde ich das machen. Ohne Wenn und Aber.“ Das war eine schwierige Situation für Monika, aber sie hat das akzeptiert.

Die Kinder kamen immer gerne zu uns und sie kommen immer noch und bringen ihre Frauen mit. Monika kennt meine erste Frau Roseline, und wenn sie Grund hat, sich zu beklagen, dann beklagt sie sich bei ihr. Und Roseline sagt: „Ja, erzähl es mir, ich kenne ihn auch. Ja, so ist er halt.“ Und so geht es ab und zu sehr lebhaft bei uns zu!

Wenn wir jetzt von der innerfamiliären auf die gesellschaftliche Ebene wechseln. Was scheint Ihnen in Bezug auf das Zusammenleben der Menschen in unserer Gesellschaft besonders wichtig und essentiell zu sein?

Wichtig scheint mir zu sein, dass Menschen sich informieren. Wir leben heute in einem Land, in dem es religiös und kulturell sehr unterschiedliche Strömungen gibt. Und wenn wir über die Hauptströmungen Christentum, Judentum, Islam sprechen, dann lässt sich, vor allem auch im Blick auf den Islam, sagen, dass die Menschen darüber nicht wirklich Bescheid wissen. Ich habe das Gefühl, dass es hier ein sehr verzerrtes Bild gibt. Es gibt nur den einen Islam. Dabei gibt es im Islam wie im Judentum und Christentum viele verschiedene Schattierungen.

Ich finde, vieles davon lässt sich korrigieren, was zwangsläufig auf lange Sicht zum Abbau bestimmter Ressentiments führen wird. Aber bislang fehlt es noch auf allen Seiten an Wissen. Auch die Juden hier wissen ganz wenig über Muslime. Man kennt nur einige Vorurteile und Slogans über den Anderen, eben dieses „seichte Stammtischgeschwätz“.

Es wird zwar viel über Integration geredet, aber zur Integration gehört das Wissen. Auch bei den Muslimen gibt es das Manko, dass sie sich nicht, wenigstens etwas, über das Christentum informieren. All das ist ein Hindernis auf dem Weg zur Integration. Integration bedeutet ja nicht, seine Identität aufzugeben. Ich bin heute in Deutschland integriert: sprachlich – wenn auch nicht hundert Prozent grammatikalisch –, gesellschaftlich, und, und, und. Ich fühle mich integriert in Deutschland, aber das heißt bei Leibe nicht, dass ich meine jüdische Identität zugunsten einer christlichen Gesellschaft aufgegeben hätte.

Sie engagieren sich schon seit vielen Jahren im interreligiösen Dialog. Was ist Ihnen dabei besonders wichtig? Und zum Schluss schildern Sie doch bitte eine entmutigende und eine ermutigende Erfahrung,

die Sie in diesem Zusammenhang gemacht haben.

Mein Engagement erlebe ich als eine Art „Berufung“. Sicherlich ist das ein großes Wort, mit dem man vorsichtig umgehen muss, aber ich erlebe es bis heute so, beispielsweise wenn ich von Religionslehrern angerufen werde und in Schulen gehe. Mittlerweile habe ich bereits drei Schulpartnerschaften zwischen Deutschland und Israel auf den Weg gebracht, und diese Partnerschaften florieren. Über die Jahre sieht man auch die Resultate, und das gibt ein ungeheuer gutes Gefühl. Jeder will ja auf seine Art Spuren hinterlassen. Und wenn ich als Israeli und Jude ausgerechnet hier in Deutschland, wo ich es besonders wichtig finde, solche Spuren hinterlassen kann, dann erlebe ich das als eine Art „Berufung“.

Zu meinen guten und schlechten Dialogerfahrungen: Ich habe viele gute Erfahrungen gemacht. Aber ich fange mit einer schlechten an: Im vergangenen Jahr wurde ich von einer bekannten Organisation hier im Badischen gebeten, einen Vortrag über das Judentum zu halten. Ich sollte über das Judentum im Alltag sprechen, über die Mitzwot (613 Gebote und Verbote der Tora, zu denen auch die 10 Gebote gehören), über Kaschrut (jüdische Speisegesetze) und darüber, warum die Juden Tefillin (Gebetsriemen um Arm und Kopf) tragen, wozu die Mesusa (Pergamentrolle mit jüdischem Glaubensbekenntnis am Türpfosten einer jüdischen Wohnung) dient, warum Frauen und Männer getrennt in der orthodoxen Synagoge sitzen und was letztendlich die jüdische Religion ausmacht. Der Vortrag hatte ein großes Publikum, danach kamen Fragen und es entstand eine schöne Diskussion. Irgendwann stand eine ältere Dame im Publikum auf und sagte: „Ja, Herr Abraham, es ist alles wunderschön, was sie uns erzählen,

aber die Juden haben doch Jesus umgebracht, nicht wahr!“ So etwas ist wie ein Schlag auf den Kopf. Ich habe darauf zu der Frau gesagt: „Wen meinen Sie denn mit ‚die Juden‘? Ich kann Ihnen versichern, meine Familie war es nicht! Also wir hatten damit nichts zu tun.“

So eine Erfahrung ist schon niederschmetternd: Man gibt sich Mühe, man denkt, wir leben im 21. Jahrhundert. Aber auch heute muss man noch damit rechnen, dass eine solche antijudaistische Denkweise bei bestimmten Menschen nicht herauszubekommen ist.

Ähnlich verhält es sich beim Thema „Juden und Geld“. Auch da habe ich schon manches erlebt. Das macht deutlich, dass es immer noch viele antijüdische Gefühle in Deutschland gibt und dass man immer wieder auf Menschen mit solchen Gefühlen trifft. Ich habe für mich mittlerweile einen gesunden Umgang mit solchen Menschen gelernt und bin nicht mehr so schnell gekränkt.

Schöne Erlebnisse habe ich viele, ganz viele! Vor allem sind das die Begegnungen mit jungen Menschen hier aus Deutschland, mit denen ich nach Israel gefahren bin. Oft erwächst daraus der Wunsch, die Beziehungen und Kontakte nach Israel zu vertiefen, was dann zur Entstehung von Schulpartnerschaften geführt hat und immer noch führt. Diese Schulpartnerschaften funktionieren bestens. Inzwischen entstehen auch Kontakte zwischen den Eltern der israelischen und der deutschen Schülerinnen und Schüler, die sich gegenseitig besuchen.

Da kommen die Israelis hierher und im Gegenzug fahren Deutsche dorthin, das läuft gut. Für mich ist es schön zu sehen, dass das kleine Bäumchen, was ich mit gepflanzt habe, wächst und Früchte trägt. Das ist ein tolles Gefühl und es macht mich glücklich!

II Theologische Fachbeiträge

■ Dr. Reinhild Traitler

Geschlechterkonstruktion im Christentum

Vorbemerkung: Zur Problematik des Begriffes „Gender“

Um ihr Zusammenleben möglichst friedlich und reibungslos zu gestalten, nehmen alle Menschen täglich viele Einteilungen vor. Die Einteilung in zwei Geschlechter ist wohl die elementarste und auch notwendigste, weil mit ihr wichtige Verhaltensregeln verbunden sind. Einmal nicht ganz sicher zu sein, wer da vor uns geht, ob es ein Mann ist oder eine Frau, irritiert wohl die meisten Menschen. Normalerweise wissen wir es ja: Kleidung, Haartracht, die Art der Bewegung und die Gestik, alles, was Menschen von frühester Kindheit an trainiert haben, geben uns die richtigen Hinweise. Wenn es einmal unklar ist, sind es die Geschlechter-Konventionen, die die Biologie vermuten lassen – oder vielleicht auch verwirren?

„Gender“ – dieser früher in der Sprachwissenschaft zur Bezeichnung des grammatikalischen Geschlechts benutzte Begriff wurde in den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in die Diskussion über „Intersexualität / Transsexualität“ eingeführt. „Gender“ sollte die sozialen Geschlechtsmerkmale und Geschlechterrollen bezeichnen, die sich – so die Annahme – unabhängig vom biologischen Geschlecht ausbilden und eine soziokulturelle „Konstruktion“ darstellen.

Nun fallen bei den meisten Menschen biologisches Geschlecht (sex), Gender-Identity (das Bewusstsein davon) und Gender-Roles (die damit verbundenen sozialen und kulturellen Verhaltensweisen) zusammen. Es gibt aber auch Menschen, deren biologisches Geschlecht nicht eindeutig ist oder aber nicht übereinstimmt mit ihrer „Gender-Identity“, ihrem Bewusstsein, als Mann oder Frau in der Welt zu sein. Forschungen über Sexualität und der Gender-Diskurs der letzten Jahrzehnte haben dabei klargemacht, dass die Skala der Geschlechtsidentität differenzierter ist, als es die Heteronormativität, d. h. die bipolare Zugehörigkeit „Mann“ und „Frau“, suggeriert. Postmoderne Denker/innen wie die US-amerikanische Philosophin Judith Butler haben sogar die These

aufgestellt, dass nicht nur „Gender“, sondern auch das biologische Geschlecht „sex“ eine kulturelle Interpretation des Körperlichen ist und sozial konstruiert wird.¹

Gender-Studien haben in den letzten Jahrzehnten die sozialen Bedeutungen der Geschlechterrollen erforscht, wie sie zustande gekommen sind und welchen Bedeutungswandel sie heute erfahren. Immer mehr geht es dabei um Fragen der Zuschreibung von Geschlechtsidentität und um die sprachlich-diskursiven Formen und Verfahren, in welchen Geschlechterdifferenz und -beziehungen „konstruiert“, „repräsentiert“ und „praktiziert“ werden.² Dabei hat sich herausgestellt, dass die normative Geschlechteridentität und die herrschende Geschlechterordnung stark von religiösen Vorstellungen geformt und reproduziert (worden) sind und auf diese auch wiederum einen Einfluss ausgeübt haben: Wenn die Metaphorik des Göttlichen exklusiv in männlichen Bildern dargestellt / hergestellt wird, kann daraus die Vergöttlichung des Männlichen und die Legitimierung der Machtansprüche durchaus irdischer Männer erwachsen. Aus diesem Grund ist es nötig, sich mit der theologischen und anthropologischen Basis zu befassen, auf der die erst langsam im Wandel begriffene christliche Geschlechterordnung beruht.

1. Biblische Schöpfungsgeschichten und Geschlechterordnung

In einem Communiqué zur ökumenischen Kampagne 2012 der christlichen Hilfswerke der Schweiz zum Thema „Mehr Gleichberechtigung heißt weniger Hunger“ schreibt die Schweizerische Bischofskonferenz, dass sie „die Kräfte unterstützt, die in Übereinstimmung mit dem christlichen Menschenbild für die gesellschaftliche Gleichberechtigung von Mann und Frau eintreten“. Die Bischöfe lehnen aber die „Genderideologie“ und die „extremen Formen des Feminismus ab, welche die Differenz der Geschlechterrollen allein als Konstrukt des Subjekts und der gesellschaftlichen Konvention verstehen und den Boden der biblischen

¹ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

² Gudrun-Axeli Knapp, in: Regina Becker-Schmidt / Gudrun-Axeli Knapp, *Feministische Theorien*, Junius Verlag Hamburg 2000, S. 76

Offenbarungen wie auch des Alltagsverstands der meisten Menschen verlassen haben“.³

Diese Verlautbarung formuliert eine immer noch herrschende Meinung, wonach die sozialen Rollenzuschreibungen und die existierenden Machtgefälle zwischen Männern und Frauen unveränderbar mit ihrem biologischen Geschlecht verbunden, gottgewollt und biblisch begründet sind und deswegen der Diskurs über Genderkonstruktionen als „Ideologie“ zu verwerfen sei. Dies im Widerspruch zum Bekenntnis der gesellschaftlichen Gleichberechtigung und entgegen aller Evidenz, dass die weltweite Verteilung von Ressourcen und Macht eindeutig eine Kluft zwischen den Geschlechtern zuungunsten von Frauen ausweist.

Nun sind die biblischen Texte in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse nicht eindeutig. Über lange Zeiträume entstanden, spiegeln sie unterschiedliche soziale Umfelder innerhalb patriarchaler Gesellschaftsordnungen und zeigen verschiedene mögliche Arrangements der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Allerdings gibt es einige biblische Schlüsseltexte, die die Perspektive angeben könnten, aus der Texte, welche die Geschlechterordnung betreffen, gelesen und ausgelegt werden müssen.

Grundlage des biblischen Menschenbildes ist das erste Kapitel des Buches Genesis, das Gott als die Leben schaffende Kraft im Akt des Schaffens bekennt. Alles Geschaffene geht aus dieser lebendigen Kraft hervor. Von Anbeginn ist der Mensch zweigeschlechtlich geschaffen, Mann und Frau, beide im „Ebenbild“ Gottes und beide mit der gleichen Aufgabe beauftragt, die Schöpfung weiter zu entfalten und zu verwalten (Gen 1,27).

Eine hierarchische Überlegenheit des Mannes über die Frau ist nicht in diesen Text eingeschrieben, ebenso keine Beschränkung der Aussage auf den Verstand allein (wie es in der christlichen Auslegungstradition dieses Textes seit der Zeit der Kirchenväter immer wieder ins Spiel gebracht wurde). Im Bild Gottes gemacht zu sein meint die ganze Person, mit Leib und Seele, in ihrer Geschlechtlichkeit und mit der ihr aufgetragenen Verantwortung: „Nicht in seinem Geist, auch nicht in seiner Seele [...] ist der Mensch Bild Gottes, sondern in seiner Funktion als Verwalter/in der Welt.“⁴

Nun folgt auf diesen ersten Schöpfungsbericht (der Priesterschrift) ein zweiter, und damit beginnt

die innerbiblische Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Dieser zweite (entstehungsgeschichtlich ältere) Text des Jahwisten berichtet von der Erschaffung des ersten Menschenwesens aus Ackererde (Ha-Adamah); berichtet davon, dass Gott diesem geschlechtlich noch undifferenzierten Wesen die Tiere als Gefährten schuf, aber einsehen muss, dass sie keine dem Erdling Adamah angemessene Hilfe sind; so dass Gott schließlich die Frau aus der Seite („Rippe“) des Mannes schafft und der Mann in ihr „Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch“ erkennt (Gen 2,23). Auf diese sogenannte „Verwandtschaftsformel“ läuft der Text hinaus, er soll erklären, warum die Beziehung zwischen Mann und Frau zwingender ist als jene zwischen Eltern und Kindern.

Der „Mensch“ wird auch hier zweigeschlechtlich und als Paar gedacht, und der Text selbst gibt keinen Hinweis darauf, dass die Frau dadurch, dass sie als zweite erschaffen wurde, dem Mann untertan sein soll. Das harte Leben der Menschen in Israels Königszeit und das besonders harte Los der Frauen wird in Genesis 3 in den „Strafsprüchen“ (Vers 14 ff) als Folge des sogenannten Sündenfalls geschildert.

Nun stellt der Redaktor der Genesis die jüngere Priesterschrift vor den Bericht des Jahwisten, „vielleicht als Hinweis darauf, dass in der Beziehung der Geschlechter von Gott etwas anderes gemeint war als das tatsächlich existierende Verhältnis von Beherrschung und Abhängigkeit. Die Zusage der Gott-ebenbildlichkeit ist damit Optik und Korrektur für die Geschichte von Paradies und Sündenfall und die besondere Rolle der Frau in dieser Geschichte.“⁵

2. Neutestamentliche Rezeption von Genesis 1-3

Die Sicht des in Genesis 3 geschilderten Geschlechterverhältnisses hat auf dem Umweg über die spätantike, frauenfeindliche Rezeption der Genesistexte, wie sie etwa noch im apokryphen Buch Jesus Sirach zum Ausdruck kommt, in die neutestamentliche Begründung von Geschlechterhierarchien Eingang gefunden und seitdem das christliche Menschenbild massgeblich geprägt.

Dazu wurden in der hellenistischen Gesellschaft vorhandene Vorstellungen von Frauenrollen und Frauenverhalten in den christlichen Gemeinden aufgenommen und theologisch begründet. So etwa in

³ Katholische internationale Presseagentur (kipa), 8.3.2012

⁴ Helen Schüngel Straumann, in: Wörterbuch der feministischen Theologie, Gütersloher Verlagshaus 2002, S. 258

⁵ Reinhild Traitler, Bibelarbeit zu Genesis 1-3, in: Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche / Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1990, S. 83

1 Kor 11,1-16, wo es um Haartracht bzw. Kopfbedeckung der Frauen geht. Um die Verhüllung des Haupts zu begründen, wird ein theologisches Argument bemüht, das der Frau die Gottebenbildlichkeit aberkennt: „Der Mann ist Abbild und Abglanz Gottes; die Frau aber ist Abglanz des Mannes. Denn der Mann stammt nicht von der Frau, sondern die Frau vom Mann. Der Mann wurde ja auch nicht um der Frau willen geschaffen, sondern die Frau um des Mannes willen.“ (1 Kor 7-9)

Hinter dieser angestregten und keinen Widerspruch duldenden Argumentation (vgl. Vers 16) verbirgt sich der Wunsch der Rückbindung von Frauen in patriarchale Geschlechterkonventionen: Den Kopf zu bedecken war „Ausdruck ihrer gottgewollten Unterordnung unter Männer“. Die Neutestamentlerin Luise Schottroff⁶ spricht in diesem Zusammenhang von „theologischen Konstruktionen von Weiblichkeit als Waffe gegen Frauenbefreiung“, die den Aufbruch von Frauen in der korinthischen Gemeinde zurückbinden sollten. Damit steht 1 Kor 11 in Kontrast zum Ansatz von Gal 3,27-28 (wo Frauen und Männer in der neuen Gemeinschaft Jesu Christi ebenbürtig genannt werden). Bezeichnenderweise nennt 1 Kor 12,13 in der Beschreibung der durch die Taufe geschaffenen neuen Gemeinschaft in Christus nicht die Überwindung der Gender-Differenz.

In den postpaulinischen Pastoralbriefen, deren Ekklesiologie ein Gemeindebild spiegelt, das analog dem oikos, dem vom pater familias hierarchisch geführten Großhaushalt, organisiert war, wird die Einpassung von Frauen sexualisiert und theologisch mit dem „Sündenfall“ der Frau gerechtfertigt. Hier werden die emanzipatorischen Bemühungen ausgehebelt, indem man Frauen durch eine Vielzahl von Verhaltensregeln in eine – hellenistischen Tugendbegriffen entsprechende – weibliche Rolle einpasste. Dies geschah auf mehreren Ebenen. Im ersten Timotheusbrief etwa werden in einer Art Frauenspiegel Frauen ermahnt, weder durch Kleidung, Haartracht oder das Tragen von Schmuck glänzen zu wollen, sondern – „wie es sich schickt für Frauen“ (1 Tim 2,10) – durch Anstand, Besonnenheit und gute Werke als Ausdruck ihrer Gottesfurcht. Eine weitere Ermahnung betrifft das Lehrverbot für Frauen: Dabei setzt der Verfasser des Timotheusbriefes „Lehren“ und „Lernen“ mit Herrschaft und Unterordnung gleich. Frauen mögen lernen und sich ruhig verhalten (Vers 11b). Dieses Ideal des „Ruhegebens“ impliziert „das akzeptierende Erfüllen der eigenen untergeord-

neten Rolle. Damit ist das Lehrverbot in 1 Tim 2,11 ff gegen eigenständiges theologisches Denken und Lehren von Frauen gerichtet, das als Übertreten der weiblichen Rollengrenzen charakterisiert und als Herrschaftsanmaßung desavouiert wird“.⁷ Theologisch begründet wird dies nun ebenfalls mit dem Rückgriff auf die Schöpfungsgeschichte, hier aber mit einer Interpretation in der Tradition spätantiker Schöpfungs- und Sündenfallerzählungen, die das Handeln Evas (Gen 3) als sexuelles Vergehen und als menschliche Ursünde darstellen.

3. Die lange Auseinandersetzung über die Rolle der Frau in der Schöpfungsordnung

Diese theologisch begründete Sexualisierung der Frauenrolle (zu der dann auch die „Rettung“ durch Kindergebären gehörte) hat über die Jahrhunderte und Jahrtausende eine – oft verhängnisvolle – Rolle gespielt und hat andere, frauenfreundlichere Traditionen überdeckt und unsichtbar gemacht: Etwa die Tatsache, dass Frauen in den Evangelien eine herausragende Rolle spielen und offensichtlich zu einem engen Kreis von Vertrauten Jesus von Nazareth gehörten; dass die Erinnerung an die Frauen der Jesusbewegung in bestimmten Gemeinden sehr lebendig war; dass die Apostelgeschichte sowie Briefe des Paulus Frauen als Missionarinnen und wichtige Persönlichkeiten in den Gemeinden erwähnen; ja, dass der rhetorische Aufwand, mit dem Frauen zu Schweigen und Unterordnung genötigt wurden, darauf hinweist, dass sie im Leben der frühen christlichen Gemeinden eine überaus aktive Rolle gespielt haben.

Zusätzlich zu den kanonischen Schriften belegen apokryphe Texte und gnostische Evangelien die herausragende Rolle einiger Jüngerinnen Jesu, vor allem Maria Magdalenas, die im apokryphen „Evangelium der Maria“ als Trägerin der Offenbarung Petrus überlegen ist. In der orthodoxen Tradition war sie die „Apostelgleiche“ (die im Johannesevangelium einen Verkündigungsauftrag erhalten hat) und Hippolyt von Rom verlieh ihr schon im 3. Jahrhundert den Titel „Apostola apostolorum“.

Ob allerdings gnostische Gruppen mit ihren dualistischen, leibfeindlichen und asketischen Idealen tatsächlich emanzipatorischer gelebt haben (so die These einiger feministischer Religionswissenschaftlerinnen), ist heute umstritten. Als gesichert gilt aber, dass die „Nachfolgegemeinschaft der Gleichgestellten“ in vielen christlichen Gemeinden eine Realität war, die nur

⁶ Luise Schottroff, Marie-Theres Wacker (Hg.), Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloher Verlagshaus 1998, S. 585

⁷ Ulrike Wagener, in: Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloher Verlagshaus 1998, S. 667

langsam wieder auf patriarchale Rollenbilder zurückgestutzt werden konnte.⁸

Richtunggebend für die sich entwickelnde christliche Geschlechterordnung waren jedoch die Texte der Kirchenväter. Etwa Tertullians oft zitierte Schrift „De cultu feminarum“ aus dem Jahr 205 mit ihrer Argumentationskette „Frau-Sünde-Kreuzestod“ und der Behauptung, dass die Frau das Einfallstor des Teufels sei. Ihre Wirkungsgeschichte zieht sich bis in die Neuzeit und wurde noch von den Autoren des „Hexenhammer“ (1486) als ein Hauptargument ihrer frauenvernichtenden Theologie herangezogen.

Auch die mittelalterliche Scholastik hat in der Verschränkung der Genesistexte mit den Frauenspiegeln des Neuen Testaments die Minderwertigkeit der Frau theologisch begründet. Danach ist die Frau das „mas occasionatus“, der unvollkommene Mann (Thomas von Aquin). In Anknüpfung an die aristotelische – auf der Elemente-Lehre gründenden – Anthropologie eignen ihr die schwächeren Elemente (Wasser und Erde) und sie stellt, im Gegensatz zum Mann als aktives, formendes Prinzip, die passive Materie dar. Obwohl im Hinblick auf die geschlechtslose Geist-Seele Mann und Frau gleich sind, ist deshalb im körperlichen Sein nur der Mann Ebenbild Gottes im vollen Sinn, die Frau hingegen richtet ihr Dasein nicht auf Gott, sondern auf den Mann hin aus. Sie ist das minderwertige Geschlecht, das andere, verworfene, das sich nicht selbst definiert.

4. Gegenentwürfe und alternative Stimmen

Nun gibt es aber eine lange Tradition alternativer Stimmen, die – auch wenn sie nicht den Status offizieller Diskurse erhielten – vorhanden waren, geduldet oder auch bekämpft und damit ebenfalls wahrgenommen wurden. Zum einen gibt es zahlreiche mystische Schriften, in denen die Reflexion über Gottes- und Menschenbild nicht als systematisch-theologische Debatte organisiert ist, sondern über Erfahrungen läuft, die an das konkrete Leben der Menschen anknüpfen. „Spirituellautonom“ behaupten sie die Freiheit des Denkens gegenüber herrschenden Lehrmeinungen und Konventionen sowie gegenüber der Deutungshoheit der Kirche.

Dabei gibt es eine Vielzahl von Erfahrungen, die auf einen transpersonalen, unverfügbaren Raum verweisen, in dem sich das Individuum in seiner Ganzheit

als Existenz vor Gott und in Gott erfährt. Ob die Bildwelt dieser Erfahrungen eine Geschlechterordnung spiegelt, wäre eine Frage. Man könnte auch sagen, dass manche überlieferten Darstellungen und Texte gängige Genderkonstruktionen eher aufbrechen und in einen Raum des Dazwischen verweisen: z.B. die androgynen Gestalten auf den Bildern, die Hildegard von Bingen zugeschrieben werden.

Zum anderen gab es theologische Diskurse, welche die einseitig männlichen Bilder der Trinität vielfältig aufbrachen, etwa, indem sie Argumentationen entwickelten, in welcher Weise Christus unsere Mutter ist. Schon Anselm von Canterbury hat diesen Gedanken vertreten, und Juliana von Norwich (1342 - 1416) hat ihn in ihren „Revelations of Divine Love“ (chapters 61 - 64) weiterentwickelt. Ähnlich fleht Katharina von Siena zum leidenden Jesus als Mutter, die mit ihrem Blut die Welt säugt, oder Marguerite von Oingt vergleicht den sterbenden Jesus mit einer gebärenden, ihr Blut verströmenden Frau.⁹

Weiterhin gibt es eine Tradition jüdisch-rabbinischer Exegese von Genesis 2, die aus der Tatsache, dass die Frau aus der Seite / Rippe des Mannes geschaffen wird, den Schluss zieht, dass dies ein Zeichen größerer Vollkommenheit sei. Nicht aus der Erde, sondern aus dem edlen Material des Menschenwesens sei die Frau zur „Mutter des Lebens“ (Eva) geschaffen. Valeria Ferrari Schiefer weist darauf hin, dass solche Interpretationen auch bei Denkern und Denkerinnen der frühen Neuzeit zu finden seien, etwa bei Henricus Agrippa von Nettesheim und bei Lucretia Marinella: Sie erachten „den Körper der Frau auf Grund ihrer Schönheit als vortrefflicher und somit auch als Gott näher als den des Mannes. Sie betonen, dass die Schönheit des Frauenkörpers Abglanz Gottes sei und sich darin die Geistseele besser als im männlichen Körper entfalten könne.“¹⁰

Diese Argumentation, die den scholastischen Ansatz umdreht, steht in der Tradition einer intellektuellen Debatte zwischen Frauen einer gebildeten und vermögenden Oberschicht, die seit der Frührenaissance als „Querelle de femmes“ (Disput der Frauen) besonders in Lateineuropa geführt wurde und den Nachweis über die Ebenbürtigkeit der Geschlechter zu erbringen suchte. Sie tat dies unter anderem, indem sie dem misogynen Frauenbild der Zeit Frauen

⁸ Man vgl. dazu vor allem die bahnbrechende Studie der amerikanischen Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza, „Zu ihrem Gedächtnis ...“, Kaiser München 1988, die sich vor allem mit dem Androzentrismus biblischer Umfelder und Texte auseinandersetzt und daraus Ansätze für eine geschlechtergerechte Hermeneutik gewinnt.

⁹ zitiert in: Christina von Braun, Die symbolischen Geschlechterrollen in den drei Religionen des Buches, artneuland 2008, S. 3

¹⁰ Valeria Ferrari Schiefer, in: Schweizerische Kirchenzeitung, 14/1998

der Geschichte als Vorbilder weiblichen Lebens entgegengesetzte und so eine weibliche Genealogie als Referenzrahmen für Frauen und Männer schuf.¹¹ Dieser historische, philosophische und theologische Beweis der vollen Gottesebenbildlichkeit der Frau fand dann auch Eingang in frühe Vorstellungen von Menschenrechten für Frauen und Männer, etwa Marie Le Jars de Gournays Schrift „De l’Égalité des Hommes et des Femmes“ von 1622. Schon sie argumentiert, dass es nicht eine theologisch zu begründende Ungleichheit der Geschlechter gäbe, sondern dass die Geschlechterordnung im Interesse der Machterhaltung von Männern wirke und der Friede zwischen den Geschlechtern mit der „Schwächung und der Geringschätzung des einen“ erkaufte werde.

5. Heutige Aufbrüche und Herausforderungen

Frauen haben seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Relektüre biblischer Texte und christlicher Traditionen vorgenommen: Den aufsehenerregenden Anfang machte die Amerikanerin Elizabeth Cady Stanton, die 1895 zusammen mit einer Gruppe von 25 Frauenrechtlerinnen die „Women’s Bible“ herausgab. Ziel war eine Neuinterpretation jener Texte, die traditionell die Unterordnung von Frauen begründet haben. Feministische Theologinnen haben in den vergangenen Jahrzehnten eine Fülle von neuen Einsichten erarbeitet. Sie haben die sozialen Lebensbedingungen von Frauen in biblischen Zeiten untersucht und auf die Differenzen, die zwischen Frauen existierten und existieren, aufmerksam gemacht. Dabei haben sie die Pro-

zesse der Hierarchisierung der Geschlechterordnungen, aber auch die vorhandenen emanzipatorischen Strömungen herausgearbeitet.

Sie sind dabei aber auch an Grenzen gestoßen: Es ist klargeworden, dass Veränderungen im Geschlechterverhältnis Frauen und Männer betreffen, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Wenn „Gender“ eine Konstruktion ist, die durch vielfältige Zuschreibungen hergestellt wird, hat es auch Veränderungspotential. Auch Männer denken heute über Geschlechternormen nach, an denen sie zunehmend leiden, und empfinden das „Herrseinmüssen“¹² (verbunden mit immerwährender Stärke und Durchsetzungskraft) als Zumutung – auch wenn dies auf der Folie einer Jahrtausende währenden Privilegierung qua Geschlecht gesehen werden muss.

Die Frage, „welche Rolle das Geschlecht an sich als strukturierender Faktor für die Kirche als Institution und für die globale Ökonomie spielt“, ergeht an Frauen und Männer: „Gilt das Prinzip Männlichkeit in der globalisierten Weltgesellschaft längst auch als Maßstab für Frauen? Was verstehen Jüngere und Ältere unter Geschlecht und Sexualität? Wie geht es Personen im Dazwischen von Frau und Mann in den Kirchen? Sind zwei klar abgegrenzte Geschlechter in der Schöpfung vorgegeben, oder ist die Einteilung in Frau und Mann gesellschaftlich und kulturell geprägt? Oder liegt die Wahrheit dazwischen?“¹³ Diese und ähnliche Fragen bearbeitet das 2004 gegründete Netzwerk geschlechterbewusste Theologie (NGT), dessen Ziel es ist, Geschlechtergerechtigkeit theologisch zu denken.¹⁴

■ Bea Wyler

Geschlechterkonstruktion im Judentum

„In der Gemeinde hat der Mann das Sagen, im Haus aber die Frau.“ So wird in orthodoxen jüdischen Kreisen argumentiert, wenn die Frage auftaucht, warum Frauen in der Synagoge nichts zu sagen haben. Sollte sich hier bei den Fragenden so etwas wie Empörung regen, so wird schnell angefügt, dass das Haus ja der wichtigere Schauplatz für das jüdische Leben sei als die Synagoge. Dies könnte man sogar gelten lassen, wenn ‚Haus‘ und ‚Familie‘ deckungsgleich wären,

doch das sind sie nicht. Im Haushalt haben Frauen vielleicht das Sagen, wenn aber Erziehungsfragen oder Budgetfragen zur Diskussion stehen, entscheiden die Männer – auch zu Hause.

Wenden wir uns zuerst dem Haus zu. Von den 613 Geboten der Tora seien Frauen nur auf drei verpflichtet, nämlich *Ner Schabbat* (Schabbatkerzen anzünden), *Kaschrut* (Befolgung der Speisegesetze in der Küche und auf dem Esstisch) sowie *Taharat Mi-*

¹¹ vgl. Christine de Pizan, *Le Livre de la Cité des Dames* (Das Buch von der Stadt der Frauen) 1405, Orlanda Frauenverlag Berlin 1986

¹² Vgl. Martin Fischer, *Männermacht und Männerleid. Kritische theologische Männerforschung im Kontext genderperspektivierter Theologie als Beitrag zu einer Gleichstellung der Geschlechter*, Edition Ruprecht Göttingen 2008

¹³ Heike Walz, *Geschlechterbewusste Theologie im Kontext der Befreiungstheologie*, in: *Neue Wege* 4/2012

¹⁴ Netzwerk geschlechterbewusste Theologie, www.netzwerk-ngt.org

schpacha (Einhaltung der Reinheitsgesetze respektive eheliche Beziehungen von Mann und Frau). Was nach einer Light-Version jüdischer Praxis klingt, ist aber alles andere als wenig. Es umfasst nämlich alle wesentlichen Teile des Lebens. Bei *Ner Schabbat* geht es natürlich nicht nur um das Anzünden der Kerzen für Schabbat bei Sonnenuntergang am Freitagabend, sondern es geht generell um die Einhaltung der Vorschriften für alle heiligen Zeiten, also am Schabbat und an den Feiertagen. Unter *Kaschrut* fällt die ganze Organisation der Küche inklusive Einkauf von koscheren Lebensmitteln sowie der Trennung von Fleisch und Milch in einer Mahlzeit mit den rigorosen Konsequenzen, die daraus entstehen. Und die Gestaltung der Sexualität innerhalb einer Ehe ist zwar abhängig vom Zyklus der Frau, Enthaltensamkeit während einer gewissen Zeit des Monats ist aber etwas, was beide Ehegatten zu üben haben, Monat für Monat von Neuem. Aus ‚lediglich drei Geboten‘ wird damit schnell ein mittlerer Management-Job. Kein Wunder, dass die Frau, die diese Form jüdischen Lebens wählt und sorgfältig pflegt, kaum Möglichkeiten hat, in der Synagoge mitzureden.

Nun der Blick in die Synagoge, und hier besonders auf die Gebetsgottesdienste, immer noch im streng orthodoxen Umfeld: Frauen zählen nicht zum *Minjan*, das ist das Quorum von zehn jüdischen Männern über 13 Jahren für einen Gemeindegottesdienst. Frauen können nicht zur Tora aufgerufen werden und entsprechend auch nicht daraus vorlesen. Sie können in der Gemeinde nicht vorbeten und somit auch keinen Gebetsgottesdienst leiten. In manchen Gemeinden können sie auch keine politischen Ämter wie beispielsweise den Gemeindevorsitz bekleiden. Sie geraten so wirklich schnell in den Hintergrund; dass sie dabei zunehmend unsichtbar werden, wird nicht einmal speziell wahrgenommen. In Synagogen, in denen die Geschlechter während des Gottesdienstes getrennt voneinander sitzen, verschwinden die Frauen hinter einer Abschränkung oder einem Vorhang oder sind sogar auf eine Galerie verbannt; im Extremfall ist die Abschränkung eine veritable Mauer. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass die Torarolle bei den Männern ist, ‚vorne‘ oder ‚unten‘, auf jeden Fall jenseits der Abschränkung, und die Frauen haben somit keinen Zugang zur Rolle. Da in dieser Form von Judentum Frauen nicht zum *Minjan* zählen, sind sie faktisch von der Gemeinde ausgeschlossen – sie sind ‚minjan-unfähig‘, bleiben also unverbunden, werden nicht Teil eines größeren Ganzen. Dies ist insofern von großer Bedeutung, als die jüdische Tradition die Idee entwickelt hat, dass es besser ist, in Gemeinschaft zu beten als allein. Die Gebetspflicht, dreimal täglich, ist aber nicht der

Gemeinde, sondern dem Individuum auferlegt, jedem Individuum, männlich oder weiblich. In einem Raum – natürlich mit der nötigen Abschränkung! – bilden fünfhundert Frauen und neun Männer somit keine Gemeinde, sondern es sind 509 individuell betende Menschen, die folglich auf zentrale Teile der Liturgie verzichten müssen.

Selbstverständlich gibt es Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Menschen, das streitet niemand ab. Die Unterschiede biologischer Natur sorgen auch dafür, dass Lebensentwürfe für Männer und Frauen unterschiedlich ausfallen, ja ausfallen müssen. Dies gilt in besonderem Maße im gebärfähigen Alter: Mit einem dicken Bauch oder / und kleinen Kindern ist es schwieriger, außer Haus zu funktionieren. Wenn die Unterschiede aber dazu führen, dass die eine Sorte, z.B. die Männer, über die andere, z.B. die Frauen, bestimmt und verfügt, es also zu einem Machtgefälle kommt, muss man von Diskriminierung sprechen. Dann muss man genauer hinschauen, denn so war es vielleicht nicht gedacht. Was ist gottgegeben? Und wie viel ist vom Menschen hineininterpretiert?

Im Schöpfungsbericht (1. Buch Mose Genesis – *Bereschit*) lesen wir in Kapitel 1,27, dass Gott den Menschen in göttlichem Ebenbilde erschuf, männlich und weiblich schuf Gott die Menschen. Ist es vor diesem Hintergrund denkbar, dass Gott dominierende und unterdrückte Menschen schuf und beides gottgegeben ist? Und ist eine unterdrückte Gottheit, notwendig wegen der Ebenbildlichkeit, etwa eine Vorstellung, die wir in Betracht ziehen wollen?

Was in den vorangehenden Abschnitten dargestellt ist, mag überspitzt erscheinen. Für das orthodoxe Judentum ist es aber gültig, bis zum heutigen Tag. Dabei hat Modernität auch in den extremsten orthodoxen Kreisen in vielen Aspekten des täglichen Lebens Eingang gefunden – erinnert sei hier nur an Technik, Mobilität, Fernsehen oder Internet –, die Rolle der Frau aber und ihr Status gegenüber dem Mann wurden in den letzten Jahren erst ansatzweise in Frage gestellt. Die orthodoxe Ausrichtung ist jedoch nicht die einzige Form von Judentum. Fragen, die Frauen speziell betreffen, gab es immer, die Frage nach dem Status ist aber eher neueren Datums. Erst seit Frauen angefangen haben, ihr Unbehagen über ihre Situation zum Ausdruck zu bringen, ist die Frauenfrage zu einem ernsthaften gesellschaftlichen Thema geworden. So ging es z.B. der ersten zum Rabbiner ordinierten Frau, Regina Jonas, in ihrer Dissertation (1935) ‚Kann die Frau das Rabbinische Amt bekleiden?‘ nicht um die Gleichstellung der Geschlechter, sondern viel eher

um halachische (religionsgesetzliche) Fragen, die Ausübung von rabbinischen Aufgaben innerhalb der Gemeinde betreffend.

Die Frauenfrage war nicht auf der Agenda der frühen Reformer des 19. und 20. Jahrhunderts, Fragen von Theologie und Kultus waren ihnen wichtiger. Dass Fragen von Theologie und Kultus auch Frauen betreffen könnten, kam wohl einfach niemandem unter den maßgebenden Herrschaften in den Sinn, Frauen artikulierten ihre Bedürfnisse diesbezüglich kaum. Ja, wahrscheinlich waren unter den Frauen Bedürfnisse nach Gleichberechtigung im Allgemeinen und in den religiösen Gemeinden im Speziellen höchstens unterschwellig oder gar nicht vorhanden. Dies hat wohl mit der Zeit zu tun, in der die ersten jüdischen Reformbewegungen entstanden: Auch die nichtjüdische Umgebung hatte damals keine Frauenfragen zu behandeln. Als aber in der allgemeinen Bevölkerung im 20. Jahrhundert, insbesondere mit der Achtundsechziger-Bewegung, Frauenfragen thematisiert wurden, blieben auch die jüdischen Kreise nicht mehr lange ‚immun‘. Die Gleichberechtigung der Geschlechter im Judentum muss im Kontext der weiteren, nichtjüdischen Bevölkerung gesehen werden. Und entsprechend verlief sie nicht in allen Ländern, in denen Juden in größerer Zahl leb(t)en, gleich und zur gleichen Zeit.

Während unter den frühen Siedlern im Palästina vor der Staatsgründung Frauen ganz selbstverständlich Verantwortung übernahmen, blieb die Gleichberechtigung auf religiöser Ebene unerörtert. Dies ist nicht weiter verwunderlich, waren die Gründerväter und Gründermütter der Kibbuzbewegung doch säkular. Ob eine Frau aus der Tora vorlesen durfte, war schlicht kein Thema, weil nämlich auch die Männer nicht daraus lasen. Gerade in Israel, das ja für Frauen einen obligatorischen Armeedienst von zwei Jahren kennt, blieb die Gleichberechtigung der Geschlechter etwas auf der Strecke. Der Machoismus prägt die heutige israelische Gesellschaft stark, und zwar von streng religiös bis säkular. Heute sind in Israel die Frauen in politisch oder wirtschaftlich wichtigen Gremien bedenklich untervertreten, von religiösen Gremien schon gar nicht zu sprechen. Dabei muss in Betracht gezogen werden, dass in Israel die Orthodoxie staatlich anerkannt ist und entsprechend Macht ausüben kann, während die nichtorthodoxen Strömungen einen fast endlos erscheinenden Kampf um Anerkennung kämpfen, der zudem von massiver, oftmals gar von Gewalt begleiteter Ausgrenzung gekennzeichnet ist.

Die Gleichberechtigung der Frauen in der Religion nahm zuerst in Amerika breite Form an. Dies liegt auch daran, dass die jüdische Bevölkerung Europas derart

unter der Dezimierung während der Schoah litt, und dies bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass es für Frauenfragen einfach keinen Platz gab, ja, das Ringen um Geschlechtergleichberechtigung wurde oftmals gar als Verrat gegenüber den Ermordeten interpretiert. In den zwanziger Jahren wurde das erste Mädchen anlässlich einer Bat-Mizva-Feier an einem Schabbat-Gottesdienst zur Tora aufgerufen, in Amerika. Bis dahin wurden Mädchen mit Erreichen des Religionsmündigkeitsalters (zwölf Jahre) einfach in die Pflicht genommen, gefeiert wurde nicht besonders. Und bis Bat-Mizva-Feiern Allgemeingut wurden, dauerte es nochmals viele Jahrzehnte (meine Bat Mizva im Jahre 1963 wurde überhaupt nicht gefeiert). Heute werden Mädchen auch in orthodoxen Gemeinden mit einer Bat-Mizva-Feier geehrt, doch was bedeutet es für eine junge Frau von gerade einmal zwölf Jahren, wenn sie weiterhin vom Quorum ausgeschlossen bleibt, jetzt einfach im Geschlecht begründet, nicht mehr im Alter?

In den fünfziger Jahren wurde die Trennung der Geschlechter im Gebetsgottesdienst in den progressiveren Strömungen in Amerika aufgehoben, ohne dass die Frauen aber bereits für das Quorum mitgezählt wurden. Dies dauerte etwas länger, denn für viele waren wesentliche Bedürfnisse befriedigt, als Familien beim Gebet endlich zusammensitzen durften. Das Reform Movement setzte die Statusangleichung früher um als das Conservative Movement, und in der Orthodoxie dauert die Ungleichheit an.

Mit der Gleichberechtigung der Geschlechter wurde dann relativ schnell auch der Ruf, die religiösen Ämter für Frauen zugänglich zu machen, ein Thema. Frauen konnten schon lange Lehrerinnen werden: für Kinder und Frauen; Lehrerin kann man natürlich auch sein, ohne dass man im Quorum für den Gemeindegottesdienst mitzählt. Schwierig respektive unmöglich wurde es für Frauen, leitende Positionen zu erklimmen. Ämter, in denen Entscheidungen zu treffen waren, Ämter, in denen Führung ausgeübt wurde, waren Frauen weitgehend verschlossen. Fräulein Jonas, wie oben erwähnt, wurde 1935 als erste in Deutschland zum Rabbiner ordiniert – dies zu einer Zeit, als es für Juden unter der damaligen jüdenfeindlichen Herrschaft schon sehr schwer war, überhaupt jüdisches Gemeindeleben zu pflegen. Immerhin ist es bemerkenswert, dass zu Jonas´ Zeit mehrere Frauen an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin studierten. Die Bewegung wurde durch die politischen Gegebenheiten in Deutschland jedoch abgewürgt und erst in den siebziger Jahren in Amerika wieder aufgenommen. 1972 wurde erstmals im Reform

Movement in Amerika eine Frau ordiniert, im Conservative Movement dauerte die Wartezeit bis 1985. Pikant ist hier vielleicht die Geschichte einer Studentin in den zwanziger Jahren am Jewish Theological Seminary of America in New York (Conservative), die Kurse im Rabbinerprogramm belegte, dies aber nur konnte, nachdem sie unterschrieben hatte, dass sie nach erfolgreicher Absolvierung des Programms nicht um Ordination nachsuchen würde. In Israel werden in den nichtorthodoxen Strömungen Frauen seit den neunziger Jahren ordiniert. Eine Kollegin präsidierte einige Zeit der Rabbinerversammlung des Conservative Movement; in dieser Funktion wirkte sie auch bei der Ordination von nachrückenden Rabbinern beiderlei Geschlechts mit. Und in Europa hat bis vor kurzem nur das Leo Baeck College in London Frauen zu Rabbinern ausgebildet. Seit wenigen Jahren ist die Ausbildung für das Rabbinat auch in Deutschland für Frauen offen, mit anziehenden Studentinnenzahlen und bereits einigen ordinierten Rabbinerinnen.

Ein wesentlicher Punkt in der Gleichberechtigung der Geschlechter betrifft die Fähigkeit, vor Gericht als Zeuge auszusagen. Dabei geht es nicht um die geistige Kapazität, sondern um den Status als Person. Basierend auf talmudischen Überlegungen waren Frauen nämlich nicht fähig, ein glaubwürdiges Zeugnis abzulegen, weshalb sie als Zeuginnen nicht anerkannt werden konnten. Lediglich auf Gebieten, die Frauen besonders betreffen, war die Zeugenaussage einer Frau nicht nur akzeptierbar, sondern aus Gründen des Anstands sogar verlangt. Mit dem veränderten Verständnis über die intellektuellen Fähigkeiten von Frauen generell wurde aber auch in diesem Bereich eine Anpassung notwendig, so dass heute in den nichtorthodoxen Strömungen Frauen selbstverständlich Zeuginnen für alle Fragestellungen sein können. Selbstverständlich war diese Anpassung aber auch in den liberaleren Movements nicht. So hat es in den Anfängen der Frauenordination Rabbinerinnen gegeben, die nicht einem Bet Din (Rabbinergericht von drei Rabbinern) angehören konnten, eben wegen der fehlenden Zeugnisfähigkeit von Frauen.

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass die Veränderungen von der Minjanunfähigkeit bis zum Vorsitz einer Rabbinerversammlung innerhalb relativ kurzer Zeit verwirklicht wurden: Unter Berücksichtigung der Unterbrechung während und nach der Schoah dauerte diese Umwälzung kaum eine Generation – bei einem Volk, das viertausend Jahre Geschichte für sich in Anspruch nimmt! Dies spricht alles in allem für die große und weitreichende Beweglichkeit der jüdischen

Tradition auch in elementaren Fragen, obschon die Anstrengungen manchmal als sehr groß und die Resultate als sehr klein erscheinen, wenn man noch mitten im Kampf steckt. Doch dies ist wohl der sprichwörtliche Wald, den man vor lauter Bäumen nicht sieht.

Auf zwei weitere Aspekte der Geschlechtergleichberechtigung soll hier abschließend die Aufmerksamkeit gelenkt werden: Auf Gebet und Gelehrsamkeit. Vom russisch-jüdischen Maler Marc Chagall gibt es ein Bild, das einen jüdischen Mann beim Gebet in Tallit (Gebetsschal) und Tefillin (Gebetsriemen) zeigt. Es ist das prototypische Bild eines betenden jüdischen Menschen. Für Frauen sind Tallit und Tefillin ursprünglich nicht vorgesehen, denn nach dem Talmud sind Frauen von ‚zeitgebundenen positiven Geboten befreit‘. Was heißt das? Gebote, deren Ausführung an eine bestimmte Zeit gebunden ist, sind manchmal schwer einzuhalten. Tallit und Tefillin sind ein überzeugendes Beispiel, um dies zu illustrieren: Sie gehören zum Morgengebet, das das umfangreichste Gebet des Tages ist. Und gerade wenn mehrere kleine Kinder zu versorgen sind, könnte es schwierig werden, dieses Gebot sorgfältig einzuhalten – weshalb die talmudischen Weisen Frauen von der Pflicht befreit haben. Verboten ist es aber nicht, war es nie. Und so gibt es heute nicht nur zahlreiche Frauen, die ihr Morgengebet mit Gebetsschal und, etwas weniger, mit Gebetsriemen verrichten, sondern es hat sich eine ganze Mode entwickelt, weil viele Frauen die schwarz-weiß gestreiften Umhänge als ausgesprochenes Männergewand empfinden, das sie nicht tragen möchten, wenn sie sich vor Gott stellen und beten. In dieser Hinsicht ist das Judentum erfreulich farbiger geworden.

Vielschichtiger ist es auch auf dem Gebiet der Gelehrsamkeit geworden. So sind Talmudprofessorinnen keine Seltenheit, auch in orthodoxen Kreisen nicht. Solange die umfangreiche religiöse Literatur für Frauen in dunklen Büchern eingeschlossen blieb, konnten sie sie weder lernen, noch interpretieren oder kommentieren. Heute, da nicht nur Bibel, sondern auch Talmud und Midrasch, Philosophie und Codices sowohl in Büchern einsehbar als auch im Internet abrufbar sind, haben Frauen vollständigen Zugang dazu. Die typischen Befindlichkeiten und spezifischen Erfahrungen von Frauen schlagen sich in neuen Interpretationen der heiligen Texte, von denen die jüdische Tradition geprägt ist, nieder, bisher unbeachtete Aspekte werden beleuchtet, die Texte erfahren eine neue Tiefenschärfe. Dies bedeutet nicht nur eine immense Erweiterung an jüdischem Wissen, sondern es hat zu einer eigentlichen Explosion an neuer Kultur geführt. Und ein Ende davon ist nicht abzusehen.

■ Dr. Rifa'at Lenzin

Geschlechterkonstruktion im Islam

Einleitung

Bei einer Fragestellung wie „Geschlechterkonstruktion im Christentum“ ist den meisten Leserinnen und Lesern klar, dass es hier um das Christentum als Religion und die Kirche als religiöse Institution geht. Bei einem Titel „Geschlechterkonstruktion im Islam“ hingegen ist nichts klar. Schnell vermischen sich in der Wahrnehmung des hiesigen Lesers und der Leserin Religion, Gesellschaft und Politik der islamischen Welt zu einer ziemlich unübersichtlichen Gemengelage. Genährt wird diese Unsicherheit noch durch die Tatsache, dass sich im Islam keine der Kirche vergleichbare Institutionalisierung von Religion ausgebildet hat. Im Islam lag die religiöse Expertise nie bei Theologen wie im Christentum, sondern bei denjenigen, die man im allgemein als *Ulema* (Gelehrte) bezeichnete. Es handelt sich dabei eigentlich um Spezialisten des religiösen Rechts, deren Aufgabe es war und ist, aufgrund der religiösen Quellen Qur'an (Koran) und Hadith (Prophetenüberlieferung) sowohl Antworten auf die Sinnfragen des Lebens als auch Lösungen für Probleme des Alltags anzubieten. Die *Ulema* wurden so zur wichtigsten Institution im Islam. Das Kriterium für das Schaffen von Verbindlichkeit war der Konsens. Er verschaffte den einzelnen unabhängigen Gelehrtenmeinungen Verbindlichkeit und damit eine Ordnung. Aber der consensus doctorum als solcher wurde nie institutionalisiert. Es gab also weder Synoden noch Konzile. Jeder ausgebildete Jurist (Mufti) hat das Recht, seine Meinung oder Entscheidung, gestützt auf seinen Verstand und seine Auslegung der Quellen, frei zu formulieren. Eingeschränkt wird diese Freiheit nur durch den Konsens und die Akzeptanz der Entscheidung durch die Gläubigen.

Eine Aufteilung der Zuständigkeiten in einen religiösen Bereich, für welchen die Kirchen zuständig sind, und einen weltlichen Bereich, für welchen – zumindest in neuerer Zeit – der Staat zuständig ist, hat es im Islam so nicht gegeben. Das heißt nun aber nicht, dass im Islam Religion und Staat real eine Einheit bildeten, wie das in gewissen muslimischen Kreisen behauptet wird. Eine solchermaßen postulierte Einheit ist historisch gesehen eine Fiktion und ein Konstrukt der Neuzeit. In der Realität waren allerdings auch im Christentum die oben beschriebenen Zuständigkeiten

weitgehend eine Fiktion, da die Macht der Kirche sich jahrhundertlang nicht auf die Religion beschränkte, sondern auch den Staat umfasste.

Dennoch steht außer Frage, dass der Islam einen holistischen Ansatz vertritt. Der Qur'an stellt nicht nur eine Rechtleitung in eigentlich religiöser Hinsicht dar, sondern gilt als Richtlinie für eine „islamische“ Lebensführung schlechthin, umfasst also auch soziale, gesellschaftliche, wirtschaftliche und juristische Aspekte. Anders ausgedrückt: Es geht nicht nur um das Seelenheil des Menschen, sondern auch um die diesseitigen Bedürfnisse des Menschen und die Rolle, die er oder sie in der Gesellschaft spielen soll.

Gottesbild – Menschenbild

Der Islam ist die dritte und jüngste der drei sogenannten abrahamischen Religionen. Es versteht sich daher von selbst, dass es viele Berührungspunkte gibt mit Christentum und Judentum, aber eben auch viele Unterschiede, gerade was das Gottes- und Menschenbild betrifft. Der Islam lehnt beispielsweise nicht nur die Lehre von einer Ursünde (Erbsünde) oder von der „Gotteskindschaft“, sondern auch die Lehre von der Ebenbildlichkeit des Menschen ab: „*Sprich: Er ist Gott, ein Einziger, Gott der Undurchdringliche. Er hat nicht gezeugt, und Er ist nicht gezeugt worden. Und keiner ist ihm gleich.*“¹

Diese kategorische Absage im Qur'an an einen wie auch immer gearteten Anthropomorphismus Gottes steht im Gegensatz zur biblischen Aussage, dass der Mensch nach dem Ebenbild Gottes erschaffen sei. Diese grundlegende Differenz ist gerade bei unserer Fragestellung von großer Wichtigkeit, denn die klare Verneinung einer „Biologie“ Gottes macht auch die durch das christliche Gottesverständnis provozierte Frage nach dem Geschlecht Gottes für Muslime hin-fällig. Entsprechend kann nicht von männlichen oder weiblichen Gottesbildern die Rede sein.

Die Quellen des Islams – Qur'an und Hadith

Der Qur'an ist die wichtigste Autorität im Islam. Seine zentrale Bedeutung für den Islam und die Muslime kommt auch darin zum Ausdruck, dass die theologischen Konzepte, Diskurse und Dogmenbildungen, die sich im Christentum auf die Person Jesu Christi fokussiert haben, im Islam in Bezug auf den Qur'an

¹ Q. 112,3-4. Die Qur'an-Zitate sind in der Regel aus der Koran-Übersetzung von Adel T. Khoury, Gütersloh 2004 oder Eigenübersetzungen

entwickelt wurden. Der Qur'an gilt gläubigen Musliminnen und Muslimen als offenbartes Wort Gottes. Den Qur'an als Offenbarung Gottes zu bejahen bedeutet gleichzeitig, Muhammad als Propheten und Gesandten Gottes zu akzeptieren. Muslimen gilt Muhammad auch als ideales (menschliches!) Vorbild für menschliches Verhalten und menschliche Beziehungen. Sein Leben, sein Handeln und sein Reden ist in der Prophetenüberlieferung, arabisch *Sunna* und *Hadith*, gesammelt und kanonisiert worden und bildet die zweitwichtigste Quelle im Islam nach dem Qur'an.

„Gender“ im Qur'an

Im Qur'an existiert kein Wort für „Gender“. Der heutige Begriff *al-jins* für „Geschlecht“, welcher zur Zeit der Entstehung des Qur'an noch nicht existierte, kam später als Lehnwort ins Arabische im Sinn von „Genus“. Andererseits ist die arabische Sprache von ihrer Struktur her sehr stark „Genus-betont“, alle Nomen sind entweder männlich oder weiblich.

„Gender“ als sozio-kulturelle Konstruktion ist einerseits verbunden mit dem biologischen Geschlecht, aber doch verschieden von diesem. Im Qur'an sind die Unterschiede jedoch oft verwischt: Einige Begriffe sind grammatikalisch maskulin, beziehen sich aber auf Frauen und Männer gleichermaßen, z.B. *insān* (Menschen, Menschheit) oder *nās* (Menschen, Leute). Begriffe im maskulinen Dual oder Plural können auch Frauen bzw. weibliche Formen umfassen respektive beinhalten.

Das biologische Geschlecht wird hauptsächlich durch die Begriffe männlich (*al-dhakar*, *dhukur* od. *dhukrān*) und weiblich (*al-unthā*, pl. *ināth*) ausgedrückt. Diese werden im Qur'an entweder in Bezug auf die Fortpflanzung verwendet und um die (biologische) Differenz darzustellen, z.B.: „Allah weiß, was jedes weibliche Wesen trägt, und wann der Mutter Schoß abnimmt und wann er zunimmt ...“ (Q. 13,8), oder aber, um die grundsätzliche Gleichheit der Geschlechter in Bezug auf Gott darzustellen: „*Diejenigen aber, die handeln, wie es recht ist, sei es Mann oder Frau, und dabei gläubig sind, werden ins Paradies eingehen und nicht im geringsten Unrecht erleiden.*“ (Q. al-Nisa' 4,124)

Im kulturellen Kontext werden hauptsächlich die Begriffe Mann (*rajāl*, pl. *rijāl*) und Frau (*imra'a*, pl. *nisā'*) verwendet. Ein wichtiges Prinzip im Qur'an ist die Paarbildung; alle lebendigen, geschaffenen Wesen existieren paarweise, nur Gott erscheint allein. „*Und Allah hat euch aus Erde erschaffen, dann aus einem Samentropfen, dann machte Er euch zu Paaren.*“ (Q.

35,11). Der Begriff *zauj* für Paar wird dabei für beide Teile verwendet; damit wird die absolute Gleichheit der Partner unterstrichen. Während Gott also zwei Partner *zauj* erschuf, welche komplett gleich sind, erschuf er sie gleichzeitig als männlich (*dhakar*) und weiblich (*unthā*). Diese Gleichsetzung von Gleichheit und Differenz kommt in Q. 53,45 kraftvoll zum Ausdruck: „... und dass Er die Paare (als) männliche und weibliche (Wesen) erschaffen hat.“

Die grundsätzliche Einstellung des Qur'an bezüglich „Gender“ ist die der Gleichheit aller Menschen und gleichzeitig ihrer Differenz sowohl in biologischer als auch in funktionaler Hinsicht. In Bezug auf die biologische Differenz offeriert der Qur'an ein sozio-kulturelles Konzept von Komplementarität, welches auf das Ausbalancieren der Differenz abzielt. Deutlich wird dies z.B. bei der Rolle der Frau als Gebälerin und der des Mannes als Erhalter und Unterstützer der Frau in ihrer Eigenschaft als Mutter sowie der Kinder. Eine darüber hinausgehende Rollenfixierung lässt sich aber aus dem Qur'an nicht explizit ableiten.

Gender, Geschlecht (*sex*) und kulturelle und biologische Identität werden im Qur'an auch durch Namen oder Bezeichnungen, die sich auf bestimmte Individuen beziehen, vermittelt. Eigennamen beziehen sich ausschließlich auf Männer (vor allem Propheten), mit Ausnahme von Maryam (Maria): „*O Maria, siehe, Allah hat dich auserwählt und gereinigt und erwählt vor den Frauen der Welten.*“ (Q. 3,42)

Andere Frauen werden im Qur'an nicht namentlich erwähnt, sind aber trotzdem bekannt. In erster Linie durch ihre Beziehung zu einem namentlich bekannten Mann. Bekanntestes Beispiel dafür ist Eva in Bezug auf Adam, ein anderes die Frau des Pharao. Frauen werden auch in Beziehung zum Propheten Muhammad erwähnt (vor allem seine Ehefrauen) oder durch eine aussagekräftige Beschreibung, z.B. Bilqis, die Königin von Saba: „*eine Frau, die über sie herrscht, und ihr ist alles beschert worden, und sie besitzt einen großartigen Thron.*“ (Q. 27,23) Bilqis ist eine der wenigen Frauen, die als eigenständige Figur erscheint und als Frau mit überragenden politischen Fähigkeiten dargestellt wird.

Heilsversprechen

Die Befolgung der im Qur'an offenbarten göttlichen Gebote gilt für beide Geschlechter gleichermaßen und ist mit einem Heilsversprechen verknüpft:

„*Wahrlich, die muslimischen Männer und die muslimischen Frauen, die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen, die gehorsamen Männer und die gehorsamen Frauen, die wahrhaftigen Männer und*

die wahrhaftigen Frauen, die geduldigen Männer und die geduldigen Frauen, die demütigen Männer und die demütigen Frauen, die Männer, die Almosen geben, und die Frauen, die Almosen geben, die Männer, die fasten, und die Frauen, die fasten, die Männer, die ihre Keuschheit wahren, und die Frauen, die ihre Keuschheit wahren, die Männer, die Allahs häufig gedenken, und die Frauen, die (Allahs häufig) gedenken – Allah hat ihnen (allen) Vergebung und großen Lohn bereitet.“²

Dies gilt in positiver wie auch in negativer Hinsicht: *„Demjenigen, der recht handelt – ob Mann oder Frau – und gläubig ist, werden Wir gewiss ein gutes Leben gewähren; und Wir werden gewiss solchen (Leuten) ihren Lohn nach der besten ihrer Taten bemessen.“* (Sura an-Nahl 16,97)

„Die Heuchler und Heuchlerinnen gehören zueinander. Sie gebieten das Böse und verbieten das Gute; und ihre Hände bleiben geschlossen. Sie haben Allah vergessen, und so hat Er sie vergessen. Wahrlich, die Heuchler sind wahre Frevler.“ (Sura at-Tauba 9,67)

Der Mensch ist zu Wissen, Vernunft und Erkenntnis befähigt, deshalb soll er gerecht und rechtschaffen sein. Er ist für seine Taten eigenverantwortlich und Gott am Tage des Jüngsten Gerichts darüber Rechenschaft schuldig; eine Urschuld (Erbsünde) existiert im islamischen Denken nicht. Zwar gibt es auch im Qur'an eine Beschreibung des „Sündenfalls“ analog der Bibel, aber die Episode hatte im Islam keine weitergehenden Konsequenzen. Was immer Adam und Eva im Paradies verbrochen haben – es betrifft nur sie allein und wirft keinen Schatten auf ihre Nachkommen. Sie haben ihr Verhalten bereut, *„und Gott wandte sich ihnen gnädig wieder zu“*, heißt es dazu im Qur'an.³ Laut diesem ist es übrigens auch nicht Eva, die den Anstoß zur Übertretung von Gottes Gebot gibt, sondern Adam und Eva handeln gemeinsam. Die „islamische“ Eva – und mit ihr die Frau generell – wurde in der islamischen Theologie deshalb nicht als Ursprung allen Übels stigmatisiert.

Getrübt wird diese positive Einschätzung allerdings durch die Tatsache, dass die biblische christlich-jüdische Lesart der Geschichte vom „Sündenfall“ sozusagen durch die Hintertür trotzdem in die Predigten von Dorfpredigern und damit in die Volksfrömmigkeit Eingang und große Verbreitung gefunden hat. Die biblische Version hat offensichtlich den Bedürfnissen einer patriarchalen Männergesellschaft weit besser entsprochen als die qur'anische Version. Solche biblischen Versatzstücke sind in der Volksreligion weit verbreitet

gewesen und werden als „Isra'iliyyāt“ bezeichnet.

Als Fazit hinsichtlich der Heilserwartung kann man feststellen, dass beide Geschlechter die gleiche Heilserwartung haben. Die Aussagen im Qur'an richten sich an Frauen und Männer gleichermaßen; Mann und Frau sind deshalb wesensgleich und gleichwertig. Die religiösen Verpflichtungen gelten für beide Geschlechter.

Wie wir gesehen haben, kann man hinsichtlich des Verhältnisses von Frau und Mann als religiöse Subjekte von einer absoluten Gleichheit ausgehen. Etwas anders sieht die Sache aus, wenn es um die Frage nach dem sozialen Verhalten geht, also Frau – Mann als soziale Subjekte. Grundsätzlich könnte man sagen, dass die Geschlechter in Bezug auf ihre Stellung vor Gott gleich, hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Funktionen ungleich, aber gleichwertig sind.

Gender in Bezug auf das soziale Verhalten

Die Aussagen des Qur'an beziehen sich dabei vor allem auf den Umgang mit Sexualität, Eheschließung, Eheführung, Ehescheidung, Familienrecht, Erbrecht, Strafrecht, Zeugenschaft vor Gericht und Bekleidung. Heirat und Ehescheidung sind normative und gesetzliche Fragestellungen, mit denen sich der Qur'an ausführlich auseinandersetzt. Die Ehe ist die gesellschaftliche Institution, welche den sozialen und legalen Rahmen bildet, um Mann und Frau als Familie zu verbinden. Hier gibt es große Unterschiede bezüglich Rechte und Pflichten. Am bekanntesten sind vielleicht die Polygamie, die Männern gestattet, mit bis zu vier Ehefrauen gleichzeitig verheiratet zu sein, und das Verbot für Frauen, einen nicht-muslimischen Mann zu heiraten. Die einzelnen offensichtlichen Ungleichbehandlungen bedürfen jedoch einer sorgfältigen Analyse der Hintergründe, um sie richtig einschätzen und werten zu können. Diese kann hier aus Platzgründen nicht vorgenommen werden. Kurz zusammengefasst kann man sagen, dass sich Einfluss und Auswirkungen der qur'anischen Ideen und Normen nur im Kontext der altarabischen Gesellschaft des 6. Jahrhunderts verstehen und würdigen lassen.

Um wenigstens einen Eindruck von der Argumentationsweise zu vermitteln, wird nachfolgend der Fall von religionsübergreifenden Heiraten etwas ausführlicher dargestellt. Religionsrechtlich ist die Heirat einer Muslimin mit einem Nicht-Muslim nur möglich, wenn der Mann zum Islam konvertiert. Im umgekehrten Fall muss die Frau, die einen muslimischen Mann heiraten

² Q. 33,35

³ Q. 2,37

will, nach (sunnitisch-)islamischem Recht nicht konvertieren. Begründet wird diese Ungleichheit damit, dass die Familie über den Mann in der muslimischen Gemeinschaft vertreten ist, was zwingend voraussetzt, dass dieser Vertreter Muslim ist. Von den Juristen wird als weiteres Argument ins Feld geführt, dass die nicht-muslimische Frau eines Muslims durch das islamische Recht in ihrer religiösen Integrität geschützt werde. Das heißt, der Mann sei verpflichtet, die Religionsausübung seiner Frau nicht zu behindern, sondern sie zu unterstützen, der Frau also beispielsweise den Kirchen- oder Synagogenbesuch zu ermöglichen. Diesen Schutz genieße die muslimische Ehefrau eines christlichen oder jüdischen Mannes im umgekehrten Fall nicht. Das gewichtigste Argument aber ist wohl, dass nach islamischem Recht der Mann über die Religionszugehörigkeit der Kinder entscheidet. Eine große Mehrheit der Gelehrten vertritt deshalb die Auffassung, dass diese Vorschriften nach wie vor uneingeschränkt Gültigkeit hätten, auch für im Westen lebende Musliminnen. Einzelne Exponenten wie zum Beispiel der indo-muslimische Denker und Wissenschaftler Asghar Ali Engineer verweisen jedoch auf die Tatsache, dass das Verbot für Musliminnen, einen nicht-muslimischen Mann zu heiraten, im Qur'an nicht explizit erwähnt wird und aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen auch nicht mehr zeitgemäß sei.⁴ Erstaunlicherweise hat sich der sonst eher für fundamentalistische Thesen bekannte Hasan at-Turabi in Khartum ebenfalls in diesem Sinn vernehmen lassen.⁵

Leitungsfunktionen in der islamischen Gemeinschaft

Der Islam hat eine zutiefst egalitäre Auffassung von Gemeinschaft. Eine Unterscheidung zwischen Laien und Priestern, aber auch zwischen Mann und Frau gibt es nicht. Sie alle gelten als gleichwertige Mitglieder der *Ummah*, d.h. der Gemeinschaft der Gläubigen. Da es im Islam keinen Klerus gibt, existieren auch keine eigentlichen Ämter, insbesondere kein Lehramt und keine Ordination, welche seine Inhaber mit einem speziellen Nimbus versehen würden.⁶ „Imam“ (Vorbetter) zu sein in einer muslimischen Gemeinde ist sicher-

lich mit Prestige und Ansehen verbunden, ist aber kein Amt im kirchlichen Sinn, sondern eine Funktion wie Küster oder Organist. Das Gleiche gilt für die Ulama, die Rechtsgelehrten. Diese Tatsache und die fehlende religiöse Legitimation haben allerdings nicht verhindert, dass sich in der islamischen Welt wie überall alle wichtigen, die Gesellschaft betreffenden Institutionen und Funktionen in Männerhand befinden und sich muslimische Frauenorganisationen vornehmlich mit Fragen von Familie und Kindererziehung beschäftigen. Religiöse Funktionen ohne weibliche Beteiligung sind vor allem Mu'azzin (Gebetsrufer), Qur'an-Rezitor im öffentlichen Raum, Imam und in der Regel auch Richter, nicht aber diejenige des Mufti, welche das Erstellen von Rechtsgutachten beinhaltet.

Wie weit sich der Diskurs vom egalitären, die Gleichheit von Mann und Frau in spirituellen Dingen postulierenden Ansatz entfernt hatte, zeigt eine Aussage eines der wichtigsten Religionsgelehrten aus der Abbasidenzeit, Abu Hāmid Muhammad al-Ghazālī (gest. 1111). Er schrieb zwar eine Abhandlung über herausragende muslimische Frauen, leitete diese aber mit der Ermahnung an seine – wie er wohl annahm – männlichen Leser ein mit: „In Bezug auf die Frauen, die auf dem Weg Gottes gekämpft haben, sprich, ‚Oh meine Seele, sei nicht zufrieden damit, weniger als eine Frau zu sein, denn es ist schändlich für einen Mann, weniger als eine Frau zu sein in Sachen Religion oder weltlichen Angelegenheiten.‘“ Mit anderen Worten: Jeder auch noch so gewöhnliche Mann sollte danach streben, eine Frau zu übertrumpfen, möge sie auch noch so hervorragend sein. Mit dieser Einstellung stand al-Ghazālī einem Augustinus oder Tertullian wohl um einiges näher als der qur'anischen Botschaft.

Reformbemühungen – islamischer „Feminismus“

Anders als im Christentum stehen in religiöser Hinsicht nicht in erster Linie Institutionen wie Kirche, Klerus oder Papsttum im Zentrum der Reformbemühungen. Im Zentrum muslimischer Reformbemühungen stehen Texte. Angefangen beim Qur'an als dem geoffenbarten Wort Gottes, das für gläubige Muslime unveränderlich (aber interpretierbar) ist, über den Hadith als

⁴ Vgl. Engineer, Asghar Ali: Muslim Women, Orthodoxy and Change, http://www.csss-islam.com/archive/archive.php?article=2003/nov16_30.htm und <http://www.dawoodi-bohras.com/perspective/shariah.htm> (zuletzt: 08.10.2007)

⁵ Vgl. Interview in Ash-sharq al-awsat, English edition, 04 October 2007 (<http://aawsat.com/english/news.asp?section=3&id=4678>)

⁶ Zu Leitungsfunktionen von Frauen im Islam vgl. auch: Lenzin, Rifa'at / Hafner-al Jabaji, Amira: Leitungsfunktionen von Frauen im Islam. In: Rabbinerinnen, Kantorinnen, Imaminnen, Muftis, Pfarrerinnen, Bischöfinnen, Kirchenrätinnen ... Leitungsfunktionen von Frauen im Judentum, im Christentum und im Islam, Eine Studie des Interreligiösen Think-Tank, April 2011, 69 f

wissenschaftlich kodifizierte überlieferte Aussprüche des Propheten Muhammad bis zu dem daraus entwickelten Kanon ethischer Maxime und rechtlicher Bestimmungen, der Shari'a. Erst wenn man versteht, welche zentrale Bedeutung der Qur'an für den Islam und die Muslime hat, wird man auch begreifen, dass nachhaltige Veränderungen wichtiger gesellschaftlicher und politischer Fragen nicht durch eine Relativierung des Qur'an zustande kommen können, sondern vielmehr durch den Rückgriff auf die Grundlagen des Qur'an. Alle modernen Strömungen im zeitgenössischen islamischen Denken – sowohl die liberalen als auch die konservativen – beziehen sich deshalb explizit oder implizit auf den Qur'an und seine Autorität. In diese Denkströmungen reihen sich auch eine Anzahl Frauen ein, die sich die verschiedenen methodischen Ansätze zunutze machten und in Bezug auf die Genderfrage weiterentwickelten. So zum Beispiel die auch im Westen bekannte Soziologin Fatima Mernissi oder die Islamwissenschaftlerinnen Asma Barlas und Amina Wadud.

Die gebräuchlichste Methode besteht dabei in der Reinterpretation. Das heißt, dass in Bezug auf frauenspezifische Themen die bestehenden autoritativen Texte nach frauenfreundlichen Aussagen untersucht und diese den traditionellen Interpretationen gegenübergestellt werden. Ein anderer Ansatz besteht in der Anwendung der linguistischen Hermeneutik. Es geht dabei um die linguistische Deutung respektive Umdeutung einzelner kritischer Stellen im Qur'an, welche die Überlegenheit des Mannes über die Frau festzuschreiben scheinen. So wird beispielsweise argumentiert, dass *qawwamuna* in Sura 4,34 nicht mit „darüberstehen“ in dem Sinne, dass die Männer über den Frauen stehen, zu interpretieren sei, sondern als „sorgen für“ oder „Verantwortung übernehmen“.⁷ Andere wiederum favorisieren einen erkenntnistheoretischen Ansatz basierend auf der Unterscheidung zwischen zwei textlichen Ebenen des Qur'an: einer historisch-kulturellen kontextabhängigen Ebene mit dem „Primär-Text“ und einem weitergehenden „Megatext“ von essentieller und universeller Relevanz. In Bezug auf die Geschlechterfrage sei die anfängliche Unterscheidung der Geschlechter (basierend auf den

sozio-ökonomischen Verhältnissen in der Frühzeit des Islam) durch die spätere Betonung der Gleichheit der Geschlechter „ersetzt“ worden. Noch weiter gehen diejenigen Frauen, welche nicht mehr nur bestehendes exegetisches Material reinterpreten wollen, sondern für sich das Recht auf *ijtihad*, d. h. auf eine freie Interpretation der islamischen Quellen, einfordern. Für sie ist der *ijtihad* das geeignete Mittel, um gegen die bestehenden Ungleichheiten in Sachen Familienrecht und Zeugenschaft vor Gericht anzugehen.⁸

Fazit

Die Geschichte der Geschlechterkonstruktion im Islam bietet kein einheitliches Bild. Einer prononcierten Gleichwertigkeit in zentralen religiösen Aspekten, z. B. hinsichtlich der religiösen Pflichten und der Akzeptanz als gleichwertige Mitglieder der *Umma*, d. h. der Gemeinschaft der Gläubigen, steht eine Geschichte sukzessiver Verdrängung der Frauen aus dem öffentlichen Raum gegenüber. Die Etablierung des Islam als macht- und glanzvolle Zivilisation mit großartigen Errungenschaften in wissenschaftlicher und kultureller Hinsicht geht einher mit einer zunehmenden sozialen und gesellschaftlichen Marginalisierung der Frauen. Diese Tendenz wurde im Zeitalter des Kolonialismus noch verstärkt. Heute kämpfen Frauen (und Männer) darum, das verlorene Terrain wieder zurückzuerobieren.

Die Debatte um weibliche Imame ist allerdings eher globalen feministischen Fragestellungen geschuldet denn ein innerislamisches Bedürfnis. Zwar gibt es vereinzelt Frauen, die als Imaminnen auch vor einer gemischtgeschlechtlichen Gemeinschaft amtieren möchten, und es gibt auch einige muslimische Intellektuelle, die diese Forderungen unterstützen. Viel wichtiger ist es für viele Frauen jedoch, dass sie die Möglichkeiten wahrnehmen und forcieren, die ihnen (zumindest theoretisch) offen stehen, nämlich die Frauenperspektive und -interessen bei der Qur'an-Exegese, der Hadith-Kritik und über den Einsitz in Fatwa-Gremien auch beim Erneuerungspotential der Shari'a einzubringen. Und groß ist das Bestreben muslimischer Frauen und muslimischer Frauenverbände, leitende Positionen im gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bereich einzunehmen, Einfluss zu gewinnen und mitzubestimmen.

⁷ Vgl. El-Nimr, Raga': Women in Islamic Law. In: Yamani, Mai (Hg.): Feminism and Islam. Legal and Literary Perspectives, New York 1996

⁸ Zu Feminismus und Islam vgl. auch: Lenzin, Rifa'at: Feminismus und Islam. In: NZZ, Nr. 42 vom 19./20. Februar 2005, 44

III Gesellschaftliche Themen

■ Jürgen Blechinger

Herausforderung Integration

Unsere deutsche Gesellschaft ist durch Migration in den vergangenen Jahrzehnten vielfältiger geworden. Jeder vierte Baden-Württemberger bzw. jede vierte Baden-Württembergerin hat einen sogenannten „Migrationshintergrund“, ist also im Ausland geboren oder stammt von mindestens einem Elternteil ab, der nach Deutschland zugewandert ist.

„Migration braucht Integration. Zugewanderte Menschen müssen sich in der aufnehmenden Gesellschaft ein neues Leben aufbauen. Die ‚Einheimischen‘ müssen für die neu ansässigen Mitglieder Anschlussmöglichkeiten an den Prozess der gesellschaftlichen Weiterentwicklung gewährleisten.“ So formulierte es im Mai 2004 die „Liebfrauenberg-Erklärung zu den Herausforderungen von Migration und Flucht“ der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.

Wenn Kirche und ihre Diakonie von Integration spricht, dann meint sie damit nicht „Assimilation“. Integration ist vielmehr ein dynamischer, lange andauernder und sehr kleinschrittiger Prozess wechselseitiger Annäherung. Dieser fordert zugewanderte wie aufnehmende Gesellschaft gleichermaßen. Integration zielt darauf ab, den in Deutschland lebenden Migrantinnen und Migranten – ungeachtet ihrer Herkunft – eine gleichberechtigte Teilhabe am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Leben zu ermöglichen, und sie muss auf Rechts- und Chancengleichheit sowie auf die Akzeptanz des Andersseins ausgerichtet sein (vgl. Rahmenkonzeption des Diakonischen Werks Baden zu den Herausforderungen von Flucht und Migration, 2003).

Untersucht man genauer, wie stark gleichberechtigte Teilhabe – die sogenannte strukturelle Integration – in Deutschland und Baden-Württemberg verwirklicht ist, dann zeigt sich ein sehr differenziertes Bild. Es gibt viele Menschen, die im Hinblick auf diese Faktoren erstaunliche „Integrationserfolge“ erreicht haben und sich kaum oder gar nicht von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden. Andererseits zeigen sich aber auch – statistisch auffällig – erhebliche strukturelle Benachteiligungen für Menschen mit Migrationshintergrund. So sind z.B. Schülerinnen

und Schüler türkischer oder italienischer Herkunft an Gymnasien deutlich unterrepräsentiert, dafür aber an Haupt- und Sonderschulen deutlich überrepräsentiert. Auch bei der Einkommensverteilung zeigen sich starke Diskrepanzen. Haushalte, in denen Menschen mit Migrationshintergrund leben, sind statistisch nachweisbar ärmer. Die meisten Ausländer/-innen sind in Deutschland geboren oder halten sich bereits länger als 20 oder zumindest länger als zehn Jahre hier auf. Sie sind somit nicht mehr einer vorübergehenden Wohnbevölkerung zuzurechnen. Die seit Jahren extrem geringen Einbürgerungszahlen zeigen, dass wir von einer vollen politischen Partizipation aller dauerhaft in Deutschland lebender Menschen noch weit entfernt sind. Die vielen bestehenden strukturellen Benachteiligungen weisen deutlich darauf hin, dass noch viel geschehen muss, um eine gesellschaftliche, berufliche, soziale, wirtschaftliche, rechtliche und politische Integration aktiv zu fördern und eine gleichberechtigte Partizipation zu ermöglichen.

Betrachtet man andere Integrationsparameter wie z.B. das Bestehen von interethnischen Freundschaften oder zumindest das subjektive Zugehörigkeitsgefühl im Hinblick auf die Aufnahmegesellschaft, ergibt sich auch hier kein einheitliches Bild. Die öffentliche Wahrnehmung ist nicht selten auf sogenannte „Parallelgesellschaften“ fokussiert. Doch in der Realität leben viele Migrantinnen und Migranten deshalb in „Migrantenvierteln“, weil sie nur dort eine passende, für sie bezahlbare Wohnung gefunden haben. Verschiedene Untersuchungen weisen nach, dass Migrantinnen und Migranten in solchen Vierteln regelmäßig über viele soziale Beziehungen außerhalb des jeweiligen Viertels verfügen. Schon deshalb ist es irreführend, von abgegrenzten, innerethnischen Communitys zu sprechen. In Nordrhein-Westfalen ergab eine Studie des Zentrums für Türkeistudien, dass die Rate der freiwillig segregierten Menschen mit Migrationshintergrund – all jener also, die von sich aus keine Kontakte mit alteingesessenen Deutschen haben wollen – mit zwei Prozent äußerst gering ist. Häufig führen langjährige Ausgrenzungserfahrungen zu solchen Segregations-tendenzen. Vergleicht man die Werteorientierung von türkischstämmigen einheimischen Migrantinnen und Migranten mit heute in der Türkei lebenden Türkinnen

und Türken, so ist bemerkenswert, dass sich nur sehr geringe Unterschiede bezüglich zentraler Wertaussagen feststellen lassen.

Offenheit, Dialog und Toleranz von beiden Seiten sind ein wesentlicher Schlüssel dafür, dass Integration gelingt – betont die Rahmenkonzeption der Diakonie Baden (s. o.). Die Grundwerte des Grundgesetzes sind dabei für hier seit vielen Generationen ansässige Bürger/-innen ebenso bindend und verpflichtend wie für zugewanderte Bürger/-innen. Aus der langjährigen Zusammenarbeit mit Menschen anderer Herkunft, Sprache und Religion ist eine zentrale Erkenntnis erwachsen: Eine wirkungsvolle Integrationspolitik setzt ausreichende gesetzliche Grundlagen voraus, um Diskriminierung zu unterbinden und ihr vorzubeugen. Erfahrungen von Diskriminierung, Rassismus oder Fremdenfeindlichkeit können auch integrationsbereite Menschen zu Außenseitern machen.

Eine umfassende Integrationspolitik muss vielschichtig angelegt sein. Sie beginnt bei einer intensiven Förderung des deutschen Spracherwerbs bzw. der Zweisprachigkeit. Im Bereich der schulischen und beruflichen Integrationsförderung besteht ebenfalls ein erheblicher Nachholbedarf. Berufliche Integration ist dann gelungen, wenn zugewanderte Menschen im Berufsalltag die gleichen Zugangschancen zum Arbeitsmarkt haben wie einheimische. Dies bedeutet auch, dass mitgebrachte Berufsqualifikationen bei Gleichwertigkeit hier anerkannt und Nachqualifizierungsangebote bereitgestellt werden. Um sich in der neuen Heimat zurechtzufinden und in migrations-spezifischen Fragestellungen die nötigen Hilfestellungen zu erhalten, benötigen Zuwanderer/-innen ausreichend fachkompetente Ansprechpartner/-innen in spezialisierten Sozialdiensten für Migrantinnen und Migranten, die sie in ihrem individuellen Integrationsprozess begleiten. Schon seit vielen Jahren ist erkannt: „Institutionen stehen vor der Herausforderung, sich für Migrantinnen und Migranten zu öffnen. Integration kann auf Dauer nur erfolgreich gestaltet werden, wenn Prozesse der interkulturellen Öffnung von öffentlicher und sozialer Daseinsvorsorge eingeleitet und umgesetzt werden“ (so z. B. die Rahmenkonzeption des Diakonischen Werks Baden, s. o.). Integration ist eine Querschnittsaufgabe. Interkulturelles Lernen muss in allen Lebensbereichen gezielt gefördert werden, in Bildungseinrichtungen wie der Schule, am Arbeitsplatz oder im Zusammenleben eines Stadtviertels.

Letztlich ist jedoch die Gesellschaft als Ganze gefordert, sich gegenüber zugewanderten Menschen zu öffnen, damit diese in Deutschland eine neue

Heimat finden. Nur so kann Segregationsprozessen entgegengewirkt werden. Dazu müssen verstärkt Begegnungsmöglichkeiten geschaffen werden, die ein gegenseitiges Verständnis und persönliche Beziehungen ermöglichen. Nicht zuletzt Kirchengemeinden können hier vor Ort eine Vorreiterfunktion einnehmen.

■ Susanne Betz

Bildungsgerechtigkeit und interreligiöse Bildung in Kindertageseinrichtungen

Evangelische Kindertageseinrichtungen haben offene Augen, Ohren und Herzen für die unterschiedlichen Lebenslagen von Kindern und Familien. In Bezug auf das biblische Modell von Teilhabe, dem Leib und den Gliedern (1 Kor 12,12-27), verstehen sie sich als christliche Gemeinschaft mit ganz unterschiedlichen, gleichwertigen und gleichberechtigten Gliedern. Das von Nächstenliebe und Respekt geprägte Miteinander basiert auf der Wertschätzung von Unterschiedlichkeit und Vielfalt. Daher eröffnen evangelische Kindertageseinrichtungen allen Kindern den Zugang zu individueller, elementarer Bildung unabhängig von Herkunft, Kultur, Religion, Bedürfnissen und Einkommen der Eltern. Sie entwickeln sich zur inklusiven Einrichtung und achten auf die Stärkung von Resilienz, die Gesundheitserziehung und frühe unterstützende Maßnahmen, z. B. im Bereich Sprache.

Es geht bei Teilhabegerechtigkeit sowohl um Verteilungs-, als auch um Befähigungsgerechtigkeit. Seit 2006 haben die Kindertageseinrichtungen der Evangelischen Landeskirche in Baden ein eigenes, gemeinsames Profil,¹ in dem auch die Frage nach Gerechtigkeit und Teilhabe sowie die Begegnung mit anderen Religionen aufgenommen sind.

„Das erlebte Miteinander in der Kita trägt zur interreligiösen Bildung bei“,² heißt es in den Impulsen zum Zusammenleben in religiöser Vielfalt. Religiös plurale

¹ Evangelischer Oberkirchenrat, Diakonisches Werk Baden (Hrsg.): Das Profil evangelischer Kindertageseinrichtungen in Baden, Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe 2006

² RPI – Religionspädagogisches Institut der Evangelischen Landeskirche in Baden u. a. (Hrsg.): Religionen in der Kita – Impulse zum Zusammenleben in religiöser Vielfalt, Karlsruhe 2012, S. 5

Situationen werden so gestaltet, „dass Kinder nicht der Unsicherheit überlassen bleiben, sondern durch Begegnung und Verständigung in ihrer Identitätsbildung gestärkt werden.“ Eine religionssensible Begleitung durch die pädagogischen Fachkräfte ermutigt die Kinder, ihre eigene religiöse Zugehörigkeit einzubringen, und lässt sie gleichzeitig einen respektvollen und achtsamen Umgang mit der Religion der anderen erlernen.

Die Kindertageseinrichtungen legen großen Wert auf eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft mit den Eltern. Diese trägt in hohem Maße dazu bei, die Chancen auf Teilhabegerechtigkeit der Kinder zu erhöhen.

Evangelische Kindertageseinrichtungen kooperieren mit anderen Einrichtungen und Diensten im Gemeinwesen. Dort, wo es sinnvoll und möglich ist, streben sie den Ausbau der eigenen Einrichtung zu einem Familienzentrum an.

■ Dr. Hartmut Rupp

Bildungsgerechtigkeit in der Schule

Die erste PISA-Studie aus dem Jahr 2000 machte offenkundig, dass das deutsche Schulsystem ein Gerechtigkeitsproblem hat. Schülerinnen und Schüler aus Familien mit einem geringeren ökonomischen, sozialen und kulturellen Status haben einen geringeren Bildungserfolg. 83 % der Kinder, deren Vater einen Hochschulabschluss hat, nehmen ein Studium auf. Bei Kindern von Nicht-Akademikern sind es nur 23 % – und dies bei gleichen kognitiven Fähigkeiten. Die Schulleistungstudien belegen darüber hinaus, dass Schülerinnen und Schüler aus anderen Schularten bis zu 40 % gymnasiale Schulleistungen zeigen (so in der Realschule). Offenkundig bereitet die Diagnose bei Übergängen Schwierigkeiten.

Angesichts einer solchen Situation reicht „Bildungsgerechtigkeit“ im Sinne der „Chancengerechtigkeit“ nicht mehr aus. Der geringere Bildungserfolg von Kindern aus Armutsverhältnissen resultiert nicht aus einem mangelnden Angebot an Lernmöglichkeiten. Bildungsgerechtigkeit muss deshalb als „Teilhabegerechtigkeit“ bestimmt werden, die darauf ausgerichtet ist, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Gerecht geht es zu, wenn Heranwachsende eigenständig und befriedigend am gesellschaftlichen Leben teilhaben können.

Angesichts innerer Beschränkungen, Bildungsangebote eigenständig ergreifen und für sich selbst nutzen zu können, gilt es jedoch, Teilhabegerechtigkeit dar-

über hinaus als „Befähigungsgerechtigkeit“ auszulegen. Diese zielt darauf ab, sozialisationsbedingte, aber auch individuelle Beschränkungen auszugleichen. Eine wichtige Rolle spielt dabei eine individuelle Lernbegleitung im Rahmen anregender Lernumwelten und auf der Basis sorgsamer Diagnostik und Evaluation. Dies haben sich Gemeinschaftsschulen vorgenommen, wird aber zunehmend auch in anderen Schularten praktiziert.

Gerade für Schülerinnen und Schüler aus „bildungsfernen“ Verhältnissen dürfte zudem längeres gemeinsames Lernen und die Ganztageschule von Vorteil sein, da dies einen hindernden Bildungseinfluss des Elternhauses abmindert und zudem den sogenannten „Schereneffekt“ vermeidet. Es ist empirisch nachgewiesen, dass Lernmilieus hemmende Wirkungen haben können. Wer auf die Hauptschule geht, wird schlechter.

Befähigungsgerechtigkeit orientiert sich an der biblischen „Option für die Armen“. Sie hält aber zugleich im Blick, dass der Gebrauch von Bildungsangeboten auf eine vorgängige Anerkennung angewiesen ist. Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstwirksamkeit wurzeln in der Erfahrung einer unbedingten Anerkennung, wie sie einem jeden Menschen aufgrund seiner Ebenbildlichkeit zusteht. Christen wissen aber auch, dass Anerkennung scheitern kann. Der Glaube an „Gerechtigkeit“ Gottes, die Anerkennung mit Barmherzigkeit verbindet, macht deutlich, dass Anerkennung auch dann im Recht bleibt, wenn sie von Menschen versagt wird.

■ Dr. Jörg Winter

Das Kopftuch im säkularen Rechtsstaat. Symbol der Freiheit oder der Unterdrückung?

An einem kleinen Stück Stoff scheiden sich die Geister. Mit dem Verbot für eine muslimische Lehrerin, im Unterricht ein Kopftuch zu tragen, mussten sich die höchsten deutschen Gerichte beschäftigen. Seine Kritiker sehen in ihm ein politisches Symbol des islamischen Fundamentalismus, das der Ablehnung der individuellen Selbstbestimmung und insbesondere der Emanzipation der Frau demonstrativen Ausdruck verleiht. Was im Gewande der Religionsfreiheit daherkommt, kann sich in Wahrheit tatsächlich als Relativierung universeller Menschenrechte und als bewusste Abgrenzung von den Werten der westlichen Gesell-

schaft entpuppen.¹ Man denke nur an das grausame Ritual der Beschneidung von Frauen. Solche religiösen Praktiken kann und darf ein Staat nicht dulden, der sich zur Achtung der Menschenwürde und zur Verteidigung der Menschenrechte verpflichtet hat. Dem steht der als „ordre public“ bezeichnete allgemeine Grundsatz entgegen, dass kein fremdes Recht für sich Geltung beanspruchen kann, das grundlegenden innerstaatlichen Wertvorstellungen widerspricht.

Beim Kopftuch freilich liegt die Sache kompliziert. Das Bundesverfassungsgericht² hat dazu festgestellt, das von Musliminnen getragene Kopftuch werde als Kürzel für höchst unterschiedliche Aussagen und Wertvorstellungen wahrgenommen und könne auch als ein Zeichen für das Festhalten an Traditionen des Herkunftslandes gedeutet werden, um in einer Diasporasituation die eigene Identität zu bewahren. Als individuelle Entscheidung könne es auch dem Wunsch entsprechen, als Hinweis auf die sexuelle Nichtverfügbarkeit mehr eigenständigen Schutz zu erlangen. So gesehen stehe es nicht im Widerspruch zu einer modernen Lebensführung und werde von den dazu befragten Frauen als Voraussetzung einer selbstbestimmten Integration begriffen. Angesichts der Vielfalt der Motive dürfe das Tragen eines Kopftuches nicht auf ein Zeichen gesellschaftlicher Unterdrückung der Frau verkürzt werden.

Das Bundesverfassungsgericht folgt damit seiner in ständiger Rechtsprechung entwickelten Linie, nach der sich die in Art. 4 des Grundgesetzes garantierte Religionsfreiheit nicht nur auf die innere Freiheit bezieht zu glauben oder nicht zu glauben, sondern auch auf die äußere Freiheit, den Glauben zu bekunden und sein gesamtes Verhalten an den Lehren des Glaubens auszurichten. Dazu gehört ohne Zweifel auch das Recht, sich entsprechend seiner religiösen Überzeugungen zu kleiden und öffentlich aufzutreten. Ob das auch das Recht einer muslimischen Lehrerin einschließt, in der besonderen Situation des Schulunterrichts ein Kopftuch zu tragen, ist heftig umstritten. Generell gilt, dass die Religionsfreiheit als eines der wenigen Grundrechte ohne gesetzlichen Vorbehalt gewährleistet ist, so dass sich Einschränkungen nur als

sogenannte „verfassungsimmanente Schranken“ aus der Verfassung selbst ergeben können. Solche Schranken, die das Verbot einer religiös akzentuierten Kleidung, die ja auch dem Christentum nicht völlig fremd ist,³ im Schulunterricht rechtfertigen können, lassen sich nach der dazu inzwischen ergangenen Rechtsprechung auf die „hergebrachten Grundsätze des Berufsbeamtentums“ nach Art. 33 Abs. 5 des Grundgesetzes und die staatliche Verpflichtung zur Neutralität in weltanschaulichen und religiösen Fragen stützen. Das kann hier nicht vertieft werden.⁴ Im höchsten Maße bedenklich sind aber die europaweit spürbaren Tendenzen, das Recht von Frauen – und nur die sind davon betroffen –, sich so zu kleiden, wie es ihrer religiösen Überzeugung entspricht, auch über den besonderen Raum der öffentlichen Schule hinaus durch Verbote einzuschränken. Als Beispiel dafür sei nur auf das in einigen Ländern bestehende Burkaverbot in der Öffentlichkeit hingewiesen, das auch in Deutschland zumindest auf Sympathien stößt. Dahinter stehen zu meist rechtspopulistische Kräfte, die sich den Kampf gegen den Islam auf ihre Fahnen geschrieben haben. Diesen Verböten steht die Fremdenfeindlichkeit auf der Stirn geschrieben, und sie dienen erkennbar dazu, die Integration von Menschen zu erschweren, die sich anderen religiösen und kulturellen Werten und Traditionen verpflichtet wissen. Die angeblichen Ziele, die Ausbreitung fundamentalistischer Auffassungen zu verhindern, die „westlichen“ Werte gegen eine drohende Überfremdung durch den Islam zu verteidigen und Frauen vor einer religiösen Bevormundung und Unterdrückung durch ihre Männer zu schützen, sind dabei kaum mehr als ein populistisch willkommener Vorwand.

Beim Streit um das Recht, in der Schule und in der Öffentlichkeit eine religiös motivierte Kleidung zu tragen, geht es um nicht weniger als die Klärung der grundsätzlichen Frage, ob die westliche Staatengemeinschaft bereit ist, sich weiterhin zu den Werten zu bekennen, die eine offene und freiheitliche Gesellschaftsordnung kennzeichnet. Nach Art. 2 des Vertrages über die Europäische Union sind das „Pluralismus, Nichtdiskriminierung, Toleranz, Gerechtig-

¹ Vergl. zu dieser Problematik im Ganzen: Dagmar Richter, Relativierung universeller Menschenrechte durch Religionsfreiheit?, in: Rainer Grote / Thilo Maraun (Hrsg.), Religionsfreiheit zwischen individueller Selbstbestimmung, Minderheitenschutz und Staatskirchenrecht – Völker und verfassungsrechtliche Perspektiven, Berlin u.a. 2001 (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht Bd. 146), S. 89 ff

² BVerfGE Bd. 108, S. 304 f

³ Siehe etwa als biblischer Beleg: 1 Kor 11,5 ff

⁴ Vergl. dazu: Jörg Winter, Die Kopftuchentscheidung – Das Bundesverfassungsgerichtsurteil in der öffentlichen Debatte, Kirche und Recht 2003, S. 129 ff (= Ordnungsnummer 110, S. 243 ff)

keit, Solidarität und die Gleichheit von Frauen und Männern“. Die Anerkennung dieser Prinzipien sind die unverzichtbaren Voraussetzungen für eine Staatengemeinschaft, die sich wie die Europäische Union nach ihrem Selbstverständnis auf die Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenwürde, einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören, gründet. Ein vollständiges Verbot einer religiös motivierten Kleidung, einschließlich der Verschleierung von Frauen in der Öffentlichkeit, ist mit diesen Prinzipien schwer zu vereinbaren und wäre in Deutschland ein glatter Verstoß gegen das weite Verständnis der Religionsfreiheit, wie es vom Bundesverfassungsgericht entwickelt worden ist. Der demokratische Rechtsstaat muss sich im Zweifel immer für die Freiheit entscheiden und darf zum Mittel des Verbots als ultima ratio nur dann greifen, wenn das zur Abwehr unmittelbar drohender Gefahren oder schwerer gesellschaftlicher Verwerfungen unbedingt erforderlich ist. Davon kann aber ernsthaft nicht die Rede sein, wenn Frauen aus Gründen ihrer religiösen Überzeugung in der Öffentlichkeit ihr Haupt und ihren Körper bedecken wollen. Sicher kann nicht ausgeschlossen werden, dass damit auch ein Widerspruch zu bestimmten Wertvorstellungen der westlichen Gesellschaftsordnungen zum Ausdruck gebracht werden soll oder im Einzelfall kein freier Wille der betroffenen Frau dahintersteht. In einer freiheitlichen Rechts- und Gesellschaftsordnung sind solche Missbräuche leider nicht ganz auszuschließen. Sie allein rechtfertigen aber keine generellen Verbote. Der Staat bewährt sich als säkularer Rechtsstaat nicht zuletzt durch die Verpflichtung zur Wahrung der religiösen Toleranz in der Gesellschaft und in der Durchsetzung der Rechte von Minderheiten. Jenseits der juristisch und politisch umstrittenen Frage, ob eine Lehrerin in der Schule aus religiösen Gründen ein Kopftuch tragen darf, kann er sich in diesem Bestreben heute der aktiven Unterstützung der christlichen Kirchen sicher sein.⁵

⁵ Vergl. dazu: Jörg Winter, Die Stellung der Kirchen und Religionsgemeinschaften zu den Grundwerten und Grundsätzen des Art. 6 EUV, in: Peter Christian Müller-Graff / Heinrich Schneider (Hrsg.), Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Europäischen Union, Baden-Baden 2003, S. 157-168 (Schriften des Arbeitskreises Europäische Integration e.V. Bd. 50)

■ Ingrid Reutemann *Häusliche Gewalt*

Verletzungen.

Schläge ins Gesicht, Tritte in den Bauch,
am Boden liegend bleibt kein Körperteil verschont.
Brandwunden, durch Zigaretteglut auf der Haut.
Zähne ausgeschlagen, Haare ausgerissen,
am Hals gewürgt, gequält, verhöhnt, angespuckt.
Eingesperrt. Gedemütigt. Vergewaltigt.
Bedroht.
Angst haben.

Ist diese Form der Gewalt ein Thema der interreligiösen Begegnung? Gewalttätigkeit ist zunächst eine Beigabe der Geschlechterbeziehung. Sie muss überwiegend der männlichen Seite zugerechnet werden, auch wenn keine einfachen Erklärungen dafür möglich sind. Wir wünschen uns wirksame Gegenmittel. Diese können aber nur entwickelt und erfolgreich eingesetzt werden, wenn Zusammenhänge hinreichend geklärt sind.

Häusliche Gewalt zu erkennen ist nicht einfach, denn sie wird nicht öffentlich sichtbar. Der Tatort befindet sich hinter der Wohnungstür, in dem privaten Raum, in dem jeder Mensch Schutz und Sicherheit finden möchte. Wer ist davon betroffen? Es sind Frauen jeden Alters, aus allen Bildungsschichten, aus allen sozialen Schichten und aus verschiedenen Kulturen. In Deutschland suchen jährlich rund 40.000 Frauen Schutz vor Gewalt in einem Frauenhaus. Eine repräsentative Befragung zu Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit in Deutschland zeigte auf, dass jede vierte Frau körperliche oder sexuelle Gewalt oder beides durch frühere oder aktuelle Lebenspartner erlebt. Als besonders vulnerable Gruppe im Hinblick auf Gewaltübergriffe wurden Frauen mit Migrationshintergrund identifiziert.¹ Frauenhäuser und Beratungsstellen werden vergleichsweise häufig von ihnen genutzt. Die Auswertungen verweisen darauf, dass Frauen türkischer Herkunft zahlreicher und schwerer von körperlicher, sexueller und psychischer Partnergewalt betroffen sind. Ganz pauschal ließen sich mit dieser Aussage Stereotypen konstruieren: Türkisch und muslimisch ist gleich rückständig und gewaltbelastet, während

¹ „Gesundheit – Gewalt – Migration“. Eine vergleichende Analyse zu den Gewalterlebnissen von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund wurde vom Bundesfamilienministerium 2008 veröffentlicht und basiert auf einer Repräsentativstudie zur „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“.

deutsch und christlich sich modern und gewaltfrei darstellt. Wie leicht könnten damit Vorurteile bestätigt und Ressentiments genährt werden. Wir stehen auf der sicheren Seite: Die Gewalterfahrungen der Frauen werden Andersartigkeit und kultureller Differenz zugeschrieben. Jedoch lässt der genaue Blick auf die Untersuchung keine solch polarisierende Aussage zu. Die Daten zeigen mehr. Häusliche Gewalt betrifft Frauen mit und ohne Migrationshintergrund. Die Mehrheit der Frauen türkischer Herkunft lebt nicht in extrem traditionellen und gewaltbelasteten Paarbeziehungen, wie auch ein beachtlicher Teil der Frauen deutscher Herkunft sich nicht in modernen, gewalt- und angstfrei geprägten Paarbeziehungen wiederfindet. Gewalt darf nicht nur dort wahrgenommen und problematisiert werden, wo sie bei einer islamisch gläubigen Minderheit auftritt.

Allerdings dürfen die Schwierigkeiten von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund nicht geleugnet oder ignoriert werden. Ein Verschweigen einer erhöhten Gewaltbetroffenheit türkischer Migrantinnen ist ebenso wenig hilfreich wie eine undifferenzierte, stigmatisierende, sich ausschließlich auf eine ethnische Minderheit konzentrierende Diskussion. Studien stellen fest, dass es in Familien aufgrund komplexer Problemlagen und durch das Zusammentreffen kritischer Lebensereignisse wie Schwangerschaft, Geburt, Trennung und Scheidung, Arbeitslosigkeit – insbesondere die Arbeitslosigkeit des Mannes – zu Überforderungen kommen kann, die dann möglicherweise in Gewalt enden. Für viele Migrantinnen kommen jedoch noch erschwerende Lebensbedingungen hinzu, die der Gewalt Vorschub leisten. Aufenthaltsrechtliche Regelungen können ihre Verletzbarkeit erhöhen. Die Beschränkung von Einwanderungsmöglichkeiten und die Privilegierung von Familiennachzug sind Strukturen, die eine Heirat jenseits von Liebe und Wahl sowohl zu einer Hoffnung als auch zu einem Risiko machen können. Dazu befindet sich ein Teil dieser Frauen und Familien in schwierigen sozialen Lagen. Dies betrifft die Einkommens- und Wohnsituation und das Fehlen von Schul- und Ausbildungsabschlüssen. Gewalt in diesen Milieus kann nicht ohne die Erfahrung von sozialer Ausgrenzung betrachtet werden. Jedoch, in der öffentlichen Wahrnehmung geht es nicht um Ungleichheit und Strukturen in der Gesellschaft, sondern es dominieren die Stereotypen einer „rückständigen“ männlichen Macht und Dominanz innerhalb der muslimischen Familien und der durch ihre Kultur – dem Islam – unterdrückten Frau. Auf diese Weise wird ein „Wir“ konstruiert, das sich deutlich absetzt von „Denen“, obwohl die Ge-

schlechtergerechtigkeit in der deutschen, christlichen Gesellschaft – wie überhaupt weltweit – noch viel zu wünschen übrig lässt.

Leicht lassen sich in der Diskussion um Frauenrechte rassistische Stereotype unkritisch reproduzieren. Doch betrachten wir den Umgang mit häuslicher Gewalt in Deutschland, so sehen wir eine lange, mühevoll entwickelte Entwicklung. Sie beginnt mit den ersten Frauenhäusern und Notrufprojekten in den 1970er Jahren, die Gewalt gegen Frauen zum öffentlichen Thema machten. Meilensteine auf dem Weg zur Ächtung der Gewalt gab es 1997, als – nach 25 Jahre während der Diskussion – Vergewaltigung in der Ehe zum Straftatbestand wurde, und weiterhin im Jahr 2002, als der Anspruch auf Gewaltfreiheit in Beziehungen und Familien seine gesetzliche Verankerung fand. Seither gibt es eine gewachsene Sensibilität für Gewalt im Alltag, und dazu passt auch die Einfühlsamkeit und die Forderung nach solidarischer Hilfe für jedes Opfer, ob jung oder alt, ob Frau oder Mann, ob Einheimische oder Eingewanderte, sowie die Möglichkeit, sich mehrsprachig beraten zu lassen. Jedoch, es ist nicht allein die christliche deutsche Kultur, die das Thema betreibt. In den islamisch geprägten Ländern wird ebenfalls eine öffentliche Debatte über häusliche Gewalt geführt. Die türkische Tageszeitung *Hürriyet* bietet seit längerer Zeit Frauen, bei denen der Vater, Bruder oder Ehemann zuschlägt, ein Nottelefon an. Einer der Schwerpunkte der Islamkonferenz 2012 war die Geschlechtergerechtigkeit. Mit einer gemeinsamen Erklärung verständigten sich Muslime unterschiedlicher Herkunft in Deutschland mit staatlichen Vertretern auf einen Text, der häusliche Gewalt und Zwangsheirat verurteilt. Gesellschaftliche Veränderungen beginnen mit Initiativen und werden verstärkt durch Gesetze und Verabredungen. Dabei lohnt es sich im interkulturellen Miteinander, die Menschenrechtsperspektive für Betrachtungsweisen und das Handeln als Grundlage zu wählen.

■ Annegret Brauch *Familienbilder im Wandel*¹

Vorstellungen und Bilder von Familie haben sich in den vergangenen Jahrzehnten rasant verändert. Familiäres Zusammenleben findet heute in einer Vielgestaltigkeit von Lebensformen und Lebensstilen statt: Alleinwohnende finden sich neben Mehrgenerationenhaushalten, eheliche und nichteheliche Paare mit oder ohne Kinder neben Ein-Eltern- oder Patchwork-Familien u. a. m.² Die gesellschaftlichen Realitäten und sozioökonomischen Rahmenbedingungen in unserem Land, die zunehmend eine durchgängige Erwerbstätigkeit beider Geschlechter erfordern, lassen die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit, deren Hauptlast nach wie vor überwiegend von Frauen getragen wird, zu einer alltäglichen Herausforderung werden. Gleichwohl ist „die anthropologische Bedeutung der Familie für das Gelingen eines menschenwürdigen Lebens wie für das humane Zusammenleben einer Gesellschaft insgesamt unbestritten“.³ Das Bedürfnis nach privatem Glück und verlässlichen Beziehungen verbindet sich mit „Familie“. Ihre herausragende Bedeutung für jede Einzelne bzw. jeden Einzelnen, für Jung und Alt, für Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Prägungen, für die in einer Familie Lebenden und die Alleinlebenden kommt regelmäßig in der hohen Wertschätzung zum Ausdruck, die Familie und Partnerschaft in allen empirischen Untersuchungen und Meinungsumfragen erfahren.⁴

Für die konkrete Gestaltung des familiären Zusammenlebens sind vor allem vier Faktoren bedeutsam: Die ökonomische Situation, der Bildungsstatus, der soziale Kontext, die kulturelle bzw. religiöse Prägung. Diese Faktoren können im konkreten Fall unterschiedlich gewichtet sein bzw. ihren Einfluss verändern, wie sich auch in den Antworten der Interviewpartnerinnen

und -partner dieser Handreichung zeigt.⁵ Zu beobachten ist, dass für die religiösen Wertvorstellungen in Judentum, Christentum und Islam verlässliche Beziehungen und Bindungen jenseits einer reinen Nutzen-Rechnung zwischen Angehörigen derselben bzw. verschiedener Generationen gleichermaßen eine wichtige Rolle spielen. „Unsere Traditionen wissen um die grundlegende Bedeutung, die die Familie als kleinste Einheit solcher Bündnisse für den sozialen Zusammenhalt und den Fortbestand der Menschen hat:

- in der Versorgung, Fürsorge und Erziehung von Kindern;
- in der Sorge für Alte, Kranke oder Mittellose;
- in der Weitergabe von Traditionen;
- im Einüben und der Übernahme von Verantwortung;
- in der emotionalen Stabilisierung;
- in der Identitätsbildung und Orientierung der Mitglieder.“⁶

Ebenso hat Bildung und eine gute Ausbildung für die nachwachsende Generation in allen drei religiösen Traditionen einen hohen Stellenwert.

Neben vielen Gemeinsamkeiten sind gleichwohl auch Unterschiede zu verzeichnen. So zeigen die biblischen Texte und die christliche Tradition unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche Tendenzen im Blick auf eine christliche Gestaltung der Verhältnisse zwischen Frauen und Männern bzw. im Blick auf familiäres Zusammenleben. Jesus bezeichnet in den Evangelien seine Nachfolgerinnen und Nachfolger als seine „wahre“ Familie und distanziert sich von seiner leiblichen Verwandtschaft.⁷ Gleichzeitig tritt er für den Wert und den Schutz der Ehe ein.⁸ In der neutestamentlichen Briefliteratur finden sich frauendiskriminierende Äußerungen wie: „Das Weib schweige in der Gemein-

¹ Zur Rolle von Frauen und Männern vgl. die Theologischen Fachbeiträge in Teil II.

² Siehe dazu: „Familie: Vielfalt – Risiken – Ressourcen“, Vortrag von Prof. Christel Althaus beim Ökumenischen Studientag „Familie“ der Landessynode der Ev. Landeskirche in Baden und der Erzdiözese Freiburg am 16. April 2008, veröffentlicht in: Dokumentation, Hg. von Evangelische Landeskirche in Baden / Landessynode und Erzbischöfliches Seelsorgeamt, Freiburg 2008, S. 16 ff

³ „Familie: Gabe – Aufgabe – Fragment“, Vortrag von Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl beim o. g. Studientag, a.a.O., S. 32 Vgl. Familienpolitische Leitlinien der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen e.V., eaf Siehe Teil I, insbesondere die Antworten auf die dritte und vierte Frage.

⁴ Vgl. Familienpolitische Leitlinien der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen e.V., eaf

⁵ Siehe Teil I, insbesondere die Antworten auf die dritte und vierte Frage.

⁶ Siehe: „Impulse für eine geschlechtergerechte Sozialpolitik auf der Basis jüdischer, christlicher und muslimischer Traditionen“, Empfehlungen der interreligiösen und überparteilichen Fraueninitiative „Sarah und Hagar“, Rhein-Main, veröffentlicht in epd Dokumentation Nr. 6, 31.01.2006

⁷ Vgl. Mt 12,50: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“

⁸ Vgl. Mt 19,5f und 1 Mos 2,24: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und die zwei werden ein Fleisch sein ... Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“

de“ (1 Kor 14,34) neben christologisch begründeten Aussagen vom Einssein der Geschlechter und der Aufhebung sozialer oder ethnischer Hierarchien: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus.“ (Gal 3,28)

Nach dem Zeugnis des Koran haben Frauen und Männer gleiches Recht und denselben Rang vor Gott. Beide Geschlechter haben dieselbe Würde und dasselbe Lebensrecht.⁹ Allerdings hat Gott Männer und Frauen verschiedenen geschaffen und ihnen unterschiedliche Aufgaben zugeteilt. Koran und Theologie leiten daraus unterschiedliche Rechte und Pflichten für Frauen und Männer ab. Im Koran und in der islamischen Rechtstradition, insbesondere der Scharia, sind Fragen des Ehe-, Scheidungs- und Erbrechts, der Rechtsstellung und Mündigkeit des Kindes, des Zusammenlebens der Geschlechter untereinander, der Kleiderordnung und der Rolle des Einzelnen in Familie und Gesellschaft zum Teil äußerst detailliert geregelt.¹⁰ Während dem Mann die Verantwortung für Unterhalt und materielles Wohlergehen der Familie obliegt,¹¹ ist die Frau für den Innenbereich zuständig: für den Haushalt, die Erziehung der Kinder, die (groß-)familiäre Beziehungspflege.¹²

Gleichwohl hängt, wie oben bereits angemerkt, die Wirksamkeit und Bedeutung religiöser und kultureller Traditionen und Prägungen von verschiedenen Faktoren ab. Weltweit sind „dynamische Veränderungen der Rolle der Familie und des Verständnisses der Geschlechterrollen zu beobachten – sowohl zu größerer Liberalität wie, entgegengesetzt, zu einem stärkeren Konservatismus.“¹³ Das macht die Beschäftigung mit dem „Thema Familie“ und die Erkundung des Feldes bleibend spannend.

⁹ Vgl. Sure 4:1: „Ihr Menschen! Fürchtet euren Herrn, der euch aus einem einzigen Wesen geschaffen hat, und aus ihm das ihm entsprechende andere Wesen, und der aus ihnen beiden viele Männer und Frauen hat hervorgehen und sich über die Erde ausbreiten lassen!“ (zit. nach der Übersetzung von Rudi Paret, 1985)

¹⁰ Vgl. Rita Breuer, *Familienleben im Islam. Traditionen, Konflikte, Vorurteile*, Freiburg 2008, S. 9

¹¹ Vgl. Sure 4:34: „Die Männer haben Vollmacht und Verantwortung gegenüber den Frauen, weil Gott die einen vor den anderen bevorzugt hat und weil sie von ihrem Vermögen (für die Frauen) ausgeben. Die rechtschaffenen Frauen sind demütig ergeben und bewahren das, was geheim gehalten werden soll, da Gott es geheim hält.“ (zit. nach Rita Breuer, a.a.O., S. 27)

¹² Vgl. Was jeder vom Islam wissen muss, Gütersloh 2011, S. 78 ff

¹³ Ebenda

■ Annette Stepputat

Christlich-muslimische Ehen und der Wunsch nach religiöser Begleitung

Migration, Mobilität und Globalisierung bestimmen unser Leben. Sie tragen dazu bei, dass die Zahl der bireligiösen und bikulturellen Ehen steigt. Für solche noch immer ungewohnten „neuen“ Lebensmodelle suchen die Beteiligten nach Zeichen der Akzeptanz und nach vertrauten Formen der Begleitung. Viele, die eine interreligiöse Partnerschaft eingehen, äußern den Wunsch nach einer religiösen Feier zu Beginn ihrer Ehe.

Nach evangelischem Eheverständnis wird die Ehe freiwillig geschlossen und ist gleichberechtigt angelegt. Sie gründet in der nie versiegenden Liebe Gottes (z. B. 1 Joh 4,7-11,16b-19). „Als ganzheitliche Gemeinschaft zielt sie auf Treue und Dauerhaftigkeit des Zusammenlebens in gegenseitiger Verantwortung.“¹ Gleichzeitig haben „in der evangelischen Vorstellung versöhnter, aber realistisch eingeschätzter Endlichkeit auch das Eingeständnis möglichen Scheiterns sowie Vergebung und die Ermutigung zum Neuanfangen-Dürfen ihren Platz“.² Die Ehe trägt die grundsätzliche Bereitschaft für Kinder und deren Erziehung in sich und bietet in der rechtlichen Absicherung den Schutz der Schwächeren in der Familie.

Ein Christ kann nach evangelischem Verständnis eine Muslima und eine Christin einen Muslim heiraten. Voraussetzung ist, dass der nichtchristliche Partner eine monogame Ehe auf Lebenszeit führen will, seinen Partner nicht in der Ausübung seines Glaubens behindert und nicht auf eine muslimische Erziehung der Kinder festlegt.

Im islamischen Eheverständnis ist das Verhältnis der Eheleute von Liebe und Barmherzigkeit geprägt (Sure 30:21). Die islamische Ehe ist auf Dauer angelegt und verpflichtet zur Gründung einer Familie. Nach Koranverständnis sind Mann und Frau vor Gott gleichwertig (Sure 4:124), im Alltag aber haben sie verschiedene Aufgaben und Rollen, die eine rechtliche und soziale Gleichberechtigung behindern. So sieht das traditionelle islamische Eheverständnis eine strenge Arbeitsaufteilung vor, den öffentlichen Be-

¹ Trauung – Agende für die Union Evangelischer Kirchen in der EKD, 2006, S. 16

² Soll es künftig kirchlich geschlossene Ehen geben, die nicht zugleich Ehen im bürgerlichrechtlichen Sinne sind? Zum evangelischen Verständnis von Ehe und Eheschließung – Eine gutachterliche Äußerung, EKD-Texte 101, 2009, S. 15

reich für den Mann und den inneren familiären Bereich für die Frau.³

Ein Muslim darf die Frau aus einer der zwei anderen Schriftreligionen Judentum und Christentum heiraten. Der umgekehrte Fall, dass eine Muslima einen Christen heiratet, ist nach klassischem Recht verboten. Dahinter steht die Befürchtung, der christliche Ehemann könne seine Frau dazu bewegen, von ihrem Glauben abzufallen, und er könne die christliche Erziehung der Kinder bestimmen. Jüngere gesellschaftliche Entwicklungen und neuere Koraninterpretationen lassen hoffen, dass eine Ehe zwischen einer muslimischen Frau und einem Christen künftig auch von der islamischen Gemeinschaft anerkannt wird. In der Tat gibt es viele solcher Ehen in Deutschland.

Eine kirchliche Trauung setzt nach den Lebensordnungen der Evangelischen Landeskirche in Baden eine standesamtliche Eheschließung voraus – unabhängig vom Wegfall des gesetzlichen Verbotes, das bis Ende 2008 eine kirchliche Trauung ohne vorherige zivilrechtliche Eheschließung nicht erlaubte. Mit dieser Bedingung ist u. a. sichergestellt, dass es sich um eine Eihehe handelt.

Die islamische Eheschließung ist ein zivilrechtlicher Vertrag, der vor allem durch die Morgengabe die ökonomische Absicherung der Frau im Blick hat, auch im Fall einer Scheidung oder des Todes des Ehepartners. Die Anwesenheit eines Imams bei Vertragsabschluss ist nicht verpflichtend, wird aber zunehmend von den Eheleuten gewünscht in dem Sinne, dem rechtlichen Akt einen geistlichen Rahmen zu geben.

Eine gottesdienstliche Handlung anlässlich einer Eheschließung eines Christen / einer Christin und einer Muslima / eines Muslims setzt ausführliche Gespräche mit dem Pfarrer oder der Pfarrerin voraus, in denen über das Ehe- und Familienverständnis der jeweiligen Religion informiert und die Frage der Kindererziehung thematisiert wird. Auch mögliche Konflikte mit traditionell denkenden Herkunftsfamilien sollten ebenso angesprochen werden wie die verschiedene Glaubenspraxis im Alltag. Wenn eine islamische Eheschließung vorgesehen ist, sollte der Pfarrer oder die Pfarrerin auf mögliche Punkte, die im Vertrag aufgenommen werden können wie z. B. das Recht auf Berufstätigkeit der Frau, hinweisen.⁴ Ebenso sollte im Traugespräch die eventuell fehlende Gültigkeit des Vertrags in bestimmten islamischen Ländern thematisiert werden. Eine

seelsorgliche Begleitung des Paares und später der Familie ist nach der Eheschließung sehr wünschenswert. In Begegnungsorten wie z. B. in der Kindertageseinrichtung oder Schule bieten sich hierfür Möglichkeiten.

Evangelischer Gottesdienst anlässlich einer Eheschließung eines evangelischen Christen / einer evangelischen Christin und einer Muslima / eines Muslims

Nach der in Baden zurzeit gültigen Trauagende der Union Evangelischer Kirchen in der EKD von 2006 kann ein evangelischer Gottesdienst anlässlich einer bireligiösen Eheschließung nach der Ordnung für die „Trauung eines Christen mit einem Nichtchristen“ gefeiert werden. Eine Beteiligungsmöglichkeit der Traugemeinde ist hier ausdrücklich vorgesehen. So ist es möglich, dass islamische Texte von einem Imam oder von muslimischen Angehörigen bzw. Freunden vorgelesen werden. Hier gilt, was in der Handreichung der EKD „Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“ gesagt wird: „Christen und Muslime beten in einem als multireligiös verstandenen Gebet nacheinander in dem ihnen von ihrer Tradition vorgegebenen Ritus, wobei der jeweils andere eingeladen ist, bei dem ihm fremden Gebet in schweigender Beobachtung oder innerer Teilnahme anwesend zu sein. Die Form des multireligiösen Gebets wahrt die Integrität der einzelnen Gebetsriten und begegnet der Sorge, bei solchen Gebetsstunden der Religionen würden die verschiedenen Glaubenstraditionen in unangemessener Weise miteinander vermischt.“⁵

Im Sinne einer multireligiösen Feier sollte im Gottesdienst eine klare Trennung von christlichen und muslimischen Lesungen oder Gebeten eingehalten werden. Dabei sollten die islamischen Texte in deutscher Übersetzung vorgetragen werden bzw. für die gesamte Gemeinde etwa auf einem Liedblatt abgedruckt vorliegen.

³ vgl. Khoury, Adel Theodor u. a., Islam-Lexikon A-Z, Freiburg 2006, S. 250-253

⁴ vgl. Was jeder vom Islam wissen muss, Vollständig überarbeitete Neuauflage 2011, S. 304. Ebenso sollte im Traugespräch die evtl. fehlende Gültigkeit des Vertrags in bestimmten islamischen Ländern thematisiert werden.

⁵ Handreichung der EKD: „Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“, 2. Auflage 2000, S. 43 f

■ Christiane Zimmermann-Schwarz,
Sabine Kast-Streib
*Interreligiöse Herausforderungen in
der Klinikseelsorge*

Christliche Seelsorgende sehen sich zunehmend mit interreligiösen Herausforderungen in ihrer Arbeit konfrontiert. In der Seelsorge in besonderen Arbeitsfeldern wie etwa an Hochschulen, in Alten- und Pflegeheimen, in Krankenhäusern oder Gefängnissen oder in der Notfallseelsorge begegnen christliche Seelsorgende teilweise in großer Zahl Musliminnen und Muslimen, sowohl als Seelsorgesuchende wie vermehrt auch als diejenigen, die in der Seelsorge tätig sind. Die rechtlichen Rahmenbedingungen der kirchlichen Arbeit in diesen Handlungsfeldern sind jeweils verschieden, ebenso wie die seelsorglichen Aufgaben und Herausforderungen verschieden sind.

Besonders in der Krankenhauseelsorge ist zu beobachten, dass sich auf Seiten der Muslime ein Bedarf wie in Anfängen auch ein Angebot entwickelt. Wo das passiert, können christliche Seelsorge und islamische Begleitung aufeinander bezogen arbeiten. Dabei ist grundsätzlich nach dem Verständnis des Begriffs „Seelsorge“ zu fragen, wie auch danach, ob und inwieweit die in der christlich-theologischen Seelsorgeausbildung praktizierten Methoden und Standards islamisch-theologisch „gefüllt“ werden können. Spezifika der christlichen Seelsorge wie etwa das Beichtgeheimnis, dürfen durch eine Beteiligung anderer Religionen an den traditionellen Handlungsfeldern christlicher Seelsorge nicht gefährdet werden. Im muslimischen Bereich geschieht die Seelsorge vor allem durch Ehrenamtliche. Von daher erweisen sich Kooperationen in der Arbeit mit Ehrenamtlichen als besonders sinnvoll. Wo kein islamisches Angebot vorhanden ist, sind christliche Seelsorgende oft auch Ansprechpartner für Menschen islamischen Glaubens.

In ihrem Berufsalltag zeichnet sich für christliche Seelsorgende eine grundsätzliche Ambivalenz ab: Zum einen vertraut christliche Seelsorge auf die Gegenwart Gottes und die Erfahrbarkeit seiner Liebe, die grundsätzlich allen Menschen gilt. „Menschen sind Beziehungswesen. Ihr Leben gewinnt Gestalt in der Beziehung zu Gott, zu den Mitmenschen und zu sich selbst. Seelische Wirklichkeit ist Beziehungswirklichkeit, das ist ein schöpfungstheologischer Aspekt der Seelsorge. Nicht wahrgenommen und anerkannt zu werden bedroht das Leben. Seelsorge

ist also zunächst, und das ist nicht ihr geringster Teil: Wahrnehmen und Annehmen.“¹

Zum ändern will Seelsorge – angesichts postmoderner Pluralität und Unverbindlichkeit – die Lebens- wie auch die Glaubensgewissheit von Menschen stärken.² Hier ist eine hohe Sensibilität gefordert: Inwieweit können christliche Texte, Gebete und Rituale für einen Andersgläubigen hilfreich sein? Was wünscht sich der oder die Seelsorgesuchende? Was kann von ihm oder ihr akzeptiert werden? In dem Fall, in dem eine Muslima bzw. ein Muslim ausdrücklich eine muslimische Ansprechperson und Texte aus islamischer Tradition wünscht, können christliche Seelsorgende eine Vermittlungsfunktion wahrnehmen und den Kontakt zu einem Imam oder einer Moscheegemeinde herstellen.

Zwei Beispiele aus der Arbeit der Klinikseelsorgerin Christiane Zimmermann-Schwarz am Universitätsklinikum Heidelberg sollen Möglichkeiten und Grenzen christlicher Seelsorge in der interreligiösen Arbeit illustrieren:

Erbetene Seelsorge in akuter Notsituation

„Eine Ärztin bat mich um einen Besuch bei einer 19-jährigen Muslima, bei der in der 19. Schwangerschaftswoche ein intrauteriner Fruchttod diagnostiziert worden war. Die junge Frau war noch unverheiratet und hatte sich erst vor wenigen Wochen zusammen mit ihrem muslimischen Freund positiv zu ihrem Kind gestellt. Sie machte sich nun Vorwürfe und Sorgen, inwieweit ihre lang andauernde innere Distanz zum werdenden Kind und ihre fröhlichen Freizeitunternehmungen den Tod des Kindes herbeigeführt hätten, so dass die Ärztin nach zusätzlichem seelsorglichem Beistand fragte. Für das lange und offene Gespräch spielte die unterschiedliche Religionszugehörigkeit keine Rolle. Im Vordergrund standen das Wahrgenommen- und Angenommen-Werden in einem positiven zwischenmenschlichen Kontakt, mein Verständnis und die Begleitung in der konkreten Krisensituation wie sicherlich auch mein Frau- und Mutter-Sein. Mein Angebot der Segnung des toten Kindes nach der Geburt wurde nicht wahrgenommen, was meiner Einschätzung nach jedoch eher mit dem recht säkularen Hintergrund der gesamten Familie als mit meiner christlichen Religionszugehörigkeit zusammenhing. Bei der Sammelbestattung auf dem Heidelberger Bergfriedhof war die Mutter dann mit Familienmitgliedern dabei und wir hatten im Anschluss ein herzliches Gespräch.“

¹ Konzeption des Zentrums für Seelsorge in Heidelberg (Stand Juli 2011), S. 1

² Handbuch Interreligiöse Seelsorge, hrsg. von H. Weiß / K. Federschmidt / K. Temme, Neukirchen-Vluyn 2010, S. 92

„Der Kontakt mit einer 29-jährigen muslimischen Studentin ist mir in bleibender Erinnerung. Eigentlich hatte ich ihre Zimmernachbarin besucht, mich vor Verlassen des Zimmers aber auch ihr kurz zugewandt. Sie bat mich dann, mich doch zu setzen, denn »das will ich jetzt auch mal erleben, wie das ist, mit einer christlichen Seelsorgerin zu sprechen«. Wir kamen über ihre Krankheitsgeschichte miteinander ins Gespräch und sie nahm Bezug auf Psalm 23, den sie vorher bei der Bettenachbarin mitbekommen hatte. Wir stellten fest, dass das mit dem dunklen Tal auch gerade sehr gut auf sie und ihre derzeitige Situation passt, verbunden mit der Hoffnung, dass da einer ist, der mitgeht, der begleitet, der nicht allein lässt: Gott, Allah – »Glauben Sie nicht auch, dass das der gleiche Gott ist?« Es war ein sehr tiefgehendes Gespräch, an dessen Ende mich die junge Frau um einen weiteren Besuch bat. Wir trafen uns zwei Tage später erneut und suchten uns einen ungestörten Platz zum Reden. Hier berichtete mir die Patientin ganz offen von ihren Ängsten und Enttäuschungen über ihren Lebenspartner und dessen Schwierigkeiten, mit ihrer Brustkrebskrankung klarzukommen. Es ging letztendlich um Partnerschafts- und Krisenberatung, die möglich geworden war, weil sie sich als Frau auf der persönlichen Ebene von mir angenommen und verstanden fühlte – sicherlich war dabei auch der gemeinsame akademische Hintergrund hilfreich. Im Anschluss an ihren Krankenhausaufenthalt kam es noch zu einem weiteren E-Mail-Kontakt.“

Diese Beispiele gelungener Seelsorge sind ermutigend, machen aber auch deutlich, dass bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein müssen wie z.B. ein ausdrückliches Einvernehmen der muslimischen Patientin, ein seelsorgliches Gespräch über religiösen Grenzen hinweg zu führen.

■ Inge Ganter

Treffpunkt für Frauen: Das internationale Frauencafé in Bruchsal

An verschiedenen Orten in Baden haben sich in den zurückliegenden Jahren internationale oder interkulturelle Treffs von und für Frauen etabliert, die der Begegnung, dem Austausch und der gegenseitigen Unterstützung dienen. Ein besonders erfolgreiches Modell ist das Internationale Frauencafé in Bruchsal, das nachfolgend vorgestellt wird.

Die Stadt Bruchsal hat keine/n Ausländerbeauftragte/n, keinen Ausländerbeirat und kein Internationales

Begegnungszentrum. Auf Initiative der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Bruchsal und einer türkischen Mitbürgerin, die Deutsch für türkische Frauen unterrichtet, wurde im April 2004 das Internationale Frauencafé zunächst als türkisch-deutsches Frühstückstreffen gegründet, um den Frauen eine Übungsplattform für die deutsche Sprache zu ermöglichen. Der große Zuspruch von Seiten türkischer und deutscher Frauen überzeugte die Initiatorinnen, so dass mit intensiver Unterstützung des „FrauenNetzwerks Bruchsal e. V.“ in kurzer Zeit die feste Einrichtung eines Internationalen Frauencafés als Treffpunkt für alle Nationalitäten gelungen ist. Die Stadt Bruchsal stellt hierzu die Räume im Haus der Begegnung kostenfrei zur Verfügung. Zu allen Treffen sind Frauen aus Bruchsal und Umgebung herzlich willkommen, es gibt keine geschlossene Gruppe oder Veranstaltung.

Aus Gesprächen in Kindergärten und Schulen ist bekannt, dass Frauen mit Migrationshintergrund oft große Sprachprobleme haben, nicht berufstätig sind und aus den Familienstrukturen heraus kaum weitere Kontakte aufbauen können. Die Integrationsschwelle ist demnach weit höher als für Männer. Einen geschützten Frauenraum zu etablieren war von Beginn an ein wichtiges Ziel.

Etwa 50 Frauen mit Migrationshintergrund (bis zu 18 verschiedene Nationalitäten) und einheimische Frauen treffen sich seit September 2004 regelmäßig einmal monatlich zum Austausch. Die Treffen werden immer von einem Thema umrahmt, das von Teilnehmerinnen des Cafés vorbereitet wird. Aus der Vorstellung der eigenen „Heimat“ entstanden landeskundliche und kulturelle Vorträge. Im Jahresverlauf werden auch christliche sowie muslimische Feste und Rituale vorgestellt und erläutert. Seit 2005 ist das Angebot durch verschiedene Abendveranstaltungen, durch gemeinsame Ausstellungsbesuche und die gemeinsame Teilnahme an größeren öffentlichen Veranstaltungen erweitert. Einmal jährlich ist eine sozial tätige Einrichtung eingeladen, ihr Beratungs- und Unterstützungsangebot vorzustellen.

Bisher wird das Internationale Frauencafé als Veranstaltung der Stadt Bruchsal unter der Regie einer Initiativgruppe geführt und bewusst kein eigener Verein gegründet. Einzelne Frauen vertreten jedoch gemeinnützig anerkannte Organisationen wie den Verein Kunterbunt, die Evangelische Christusgemeinde, das FrauenNetzwerk, den Türkisch Islamischen Kulturverein (DITIB), die Ahmadiyya-Gemeinde und andere.

Das Ziel ist vor allem der interkulturelle Austausch über die unterschiedlichen Lebenswelten und Erfahrungen von Frauen unterschiedlicher Nationalitäten.

Aus dem Café entstand so in Bruchsal auch das Internationale Stadtfest, das seit 2005 durch das Engagement vieler ausländischer und einheimischer Bürgerinnen und Bürger gemeinsam getragen wird.

Das Internationale Frauencafé versteht sich als Impulsgeber für ein interkulturelles Miteinander in der Stadt und möchte vor allem kontinuierlich den Dialog unter Frauen mit bereits engagierten und neu interessierten Bürgerinnen erweitern und vertiefen.

Nach der Generalsanierung und Neukonzeption des „Hauses der Begegnung“ im Jahr 2011 wurde aus dem Frühstückstreffen ein interkulturelles Begegnungszentrum, das sich am Bildungsprogramm des Familienzentrums beteiligt und gleichzeitig von den weiteren Angeboten des Hauses profitiert. Die Veranstaltungen werden ausschließlich ehrenamtlich geleitet, die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Bruchsal koordiniert und begleitet dabei die Mitwirkenden. Ein Vorbereitungsteam trifft sich halbjährlich zur Festlegung der Termine und Inhalte. Zur Dokumentation wurden Pressemeldungen, Fotos und andere Veröffentlichungen gesammelt.



Internationales Frauencafé Bruchsal

■ Andreas Guthmann *Interreligiöse Projekte mit Männern*

Wer im interreligiösen Dialog unterwegs ist, stellt bald fest, dass die Kontinuität in Dialoginitiativen häufig von Frauen getragen wird. Während die Organisationsplattformen im interreligiösen Dialog auf Ebene einer Stadt, einer Kirchengemeinde oder eines Vereins zumeist von Männern dominiert werden, zeichnen für die Nachhaltigkeit im Dialoggeschehen vor allem Frauen verantwortlich. Dies hängt sicherlich auch damit zu-

sammen, dass Frauen sehr viel deutlicher als Männer die Dringlichkeit sehen, Fragen und Themenstellungen im interreligiösen Dialog auch aus einer spezifisch geschlechtergerechten Perspektive anzugehen.

Im Umkehrschluss bedeutet dies jedoch nicht, dass es nicht entsprechende Ansätze einer geschlechtergerechten Männerforschung gäbe. Anders als die Frauenforschung kann sich diese jedoch (noch) nicht auf eine gesellschaftspolitische Breitenwirkung wie die europäische Frauenbewegung und die Feminismus-Forschung stützen.

Das Forschungsfeld Männlichkeit, Migration und Islam stellt somit eine bleibende Herausforderung dar. Michael Tunç, einer der führenden Forscher Deutschlands zum Themenfeld Männlichkeit in der Migrationsgesellschaft, beschreibt die gegenwärtige Ausgangssituation wie folgt: „In Deutschland kursieren viele Klischees und Vorurteile über muslimische Männer: sie haben ein traditionelles Frauen- und Gesellschaftsbild, neigen zu (Ehr)Gewalt und Extremismus, sind stark homophob und grenzen die Lebensentwürfe und -chancen ihrer Ehefrauen und Töchter massiv ein. Auch wenn bei einem Teil von Männern solche Probleme bestehen und beseitigt werden müssen, so muss energisch kritisiert werden, dass sich diese Defizit- und Negativbilder als weitgehend allgemeingültig für (fast) alle muslimischen Männer durchgesetzt haben. Denn durch vereinfachende Zuschreibungen werden die komplexen Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationshintergrund muslimischen Glaubens oft auf den Aspekt ‚muslimisch‘ reduziert. Ausgeblendet bleibt so meist auch, inwiefern der (muslimische) Glaube für Menschen eine Ressource ist (...).“¹

Aufgrund dieser weitverbreiteten negativen Sicht auf „den muslimischen Mann“ ist eine grundlegende Revision vorschneller Urteile dringend erforderlich. Sie wird hoffentlich ihren Beitrag dazu leisten, festgefahrene Negativklischees aufzubrechen und Horizonte zu weiten. Ziel muss es sein, den eng geführten Diskurs über den „Problemfall des muslimischen Mannes“ aufzubrechen. Männer mit Migrationshintergrund müssen in ihrer tatsächlichen Typenvielfalt wahrgenommen werden. Nicht anders als bei Männern deutscher Herkunft bildet sich ihre Identität aus einer Vielzahl individueller Eigenschaften, weshalb Klassifizierungen wie „Macho“, „Migrant“ oder „Muslim“ zu kurz greifen.

¹ Michael Tunç, Männlichkeit, Migration und Islam. Expertise zur Veranstaltung „Achtung Klischee – Ein Bild von einem Mann?!“ Diskussionsabend zu den Klischees und Vorurteilen über muslimische Männer“ am 03.09.2012 in Berlin, hg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, 2013 (im Erscheinen)

Wie ein spezifisch männlicher Beitrag zum interreligiösen Dialog aussehen könnte, möchte ich anhand zweier Ideen für mögliche Modellprojekte zur Diskussion stellen. Hier sollen Männern (Frei-)Räume eröffnet werden, um sich in einem interkulturellen und interreligiösen Kontext ihrer Selbstwahrnehmung zu vergewissern und in ihrer Identität gestärkt zu werden. Dabei ist nicht auszuschließen, dass Männer in Folge neu gemachter Erfahrungen und Einsichten auch von außen differenzierter wahrgenommen werden. Beide nachfolgend dargestellten Projekte verbindet, dass sie neben dem thematischen und interreligiösen Interesse entscheidend von der gemeinschaftlichen Erfahrung einer körperbezogenen Aktivität getragen sind.

Interreligiöse Fahrrad-Pilgerreise nach Jerusalem

Eine gemeinsame Pilgerreise von Christen, Juden und Muslimen an Orte von multireligiösem Interesse ist eine lohnende Projektidee. Naheliegender ist es sicherlich, zunächst wichtige Stätten verschiedener Religionsgemeinschaften als Ziele einer interreligiösen Pilgerschaft anzusteuern. Eines weitaus größeren Planungsaufwands bedarf es hingegen, weiter entfernte Ziele von interreligiösem Interesse in den Blick zu nehmen. Beispielhaft vorgestellt werden soll hier die Idee einer Fahrradpilgerreise nach Jerusalem.² Jerusalem ist für die drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam als Pilgerstätte von essentieller Bedeutung:

Jüdinnen und Juden gilt Jerusalem seit dem Bau des ersten Tempels unter König Salomon als der zentrale Kultort; bis zur Zerstörung des herodianischen Tempels (70 n. Chr.) pilgerten Jüdinnen und Juden mindestens einmal im Jahr anlässlich des Passahfestes dorthin. Noch heute wird die aus dem 6. Jahrhundert vor Christus stammende westliche Stützmauer des Tempelbergs, die sogenannte Klagemauer, als einzig verbliebenes Relikt des zweiten Tempels von frommen Juden als heilige Stätte aufgesucht.

Für Christinnen und Christen ist Jerusalem nicht weniger bedeutsam als Ort der Leidensgeschichte, Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi. Seit frühchristlicher Zeit bis in die Gegenwart pilgern Christinnen und Christen zu den Stätten des Lebens, Sterbens und der Auferstehung Jesu.

Musliminnen und Muslimen gilt Jerusalem, Al-Quds

(„die Heilige“), als der drittheiligste Ort ihres Glaubens, auch wenn es im Koran kein einziges Mal namentlich erwähnt wird. Während Mekka und Medina unmittelbar mit dem Leben Mohammeds verbunden sind, identifizieren Muslime die „Nächtliche Himmelsreise“ Mohammeds auf dem Pferd Buraq der Tradition nach mit Jerusalem und erinnern im Felsendom und der Al-Aqsa-Moschee an dieses Ereignis.

Aber nicht allein der Ort, auch die Tradition des Pilgers verbindet die drei monotheistischen Religionen. Das Pilgern konfrontiert alle Pilger gleichermaßen mit der Erfahrung der Fremdheit auch im Blick auf die eigene Person. Diese alle Pilger verbindende Fremdheitserfahrung kann so auch zur Basis einer wechselseitigen Verständigung der Männer darüber werden, was ihnen wirklich wert und teuer ist. Detlef Lienau, ein erfahrener Pilgerwanderer, Pilgerführer, evangelischer Theologe und Autor beschreibt die Herausforderung des Pilgers mit folgenden Worten: „Unterwegs ist der Pilger in der Fremde und wird darin sich selbst fremd; er erlebt Differenz. Unterschiedlichkeit kann ängstigen. Zugleich müssen wir lernen, damit konstruktiv und sicher umzugehen, weil unsere Welt zusehends pluraler wird. Pilgern vermag den souveränen Umgang mit Fremdheit zu entwickeln. Der Pilger lernt, indem er sich erfolgreich in der Fremde bewegt, sich sogar selbst als Fremdem begegnet, ohne sich darin zu verlieren. (...) Er erlebt sein Angewiesensein auf andere, er hat die Situation nicht in der Hand – und das macht zuerst Angst. Wer sich als Pilger so von anderen bestimmen lässt, lernt Vertrauen in die »Wirklichkeit des Möglichen«. Er erfährt oft eine ungeahnte und positive Erweiterung seines Horizonts, die er sich selbst nicht hätte geben können.“³

Männer, die sich auf das Setting einer Pilgerreise mit gemeinsamem Ziel bei gleichzeitig unterschiedlichen religiösen Wegen einlassen, dürfen auf die dabei zu machenden Erfahrungen und neuen Einsichten gespannt sein. Fraglos wird eine solche Fahrrad-Pilgerreise mit jüdischen, christlichen und muslimischen Männern bereits in der Planungsphase dialogisch angelegt sein müssen. So kann bei den einzelnen Etappenzielen der Reise den verschiedenen Schwerpunktsetzungen und Sichtweisen der interreligiösen Pilgergemeinschaft Rechnung getragen werden. Gleichzeitig wird dadurch allen Teilnehmern eine möglichst weitrei-

² Mögliche weitere Pilgerziele von interreligiösem Interesse sind: das Haus der Religionen in Bern (www.haus-der-religionen.ch); die baltischen Staaten, Polen, Weißrussland, Bosnien oder Andalusien als historisch gewachsene und zukunftsweisende Modelle eines interreligiösen Dialogs in Europa; der Berg Ararat (in jüdischer und christlicher Tradition) oder der Berg Cudi (nach islamischer Tradition) als Erinnerungsstätte Noahs und der Arche in der Türkei.

³ Detlef Lienau, *Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern*, Ostfildern 2009, 152 f

chende wechselseitige Teilhabe an der religiösen Tradition des jeweils anderen ermöglicht.

Die gemeinsame körperliche Betätigung des Fahrradfahrens, die Bewältigung unvorhergesehener Vorkommnisse auf der Reise, die Regenerationspausen, Mahlzeiten und Etappenziele, all dies trägt in der Regel zu einem wachsenden Vertrauensverhältnis in der Gruppe bei und fördert die Bereitschaft, sich auch in religiösen Fragen auf die jeweiligen Lebens- und Glaubenswelten der einander in der Pilgergemeinschaft verbundenen Männer einzulassen.

Die praktische Realisierung einer solchen Fahrradpilgerreise in interreligiöser Gemeinschaft bietet eine Vielzahl an Variationsmöglichkeiten. Wem der „Gewalttritt“ von mehreren Wochen am Stück bereits in der Planungsphase als unrealistisch erscheint, kann die Pilgerreise in mehrere Etappenabschnitte gliedern. So wird sich eine einmal bestehende interreligiöse Fahrrad-Pilgergemeinschaft unter Umständen über mehrere Jahre hinweg immer wieder für sieben bis zehn Tage im Jahr zusammenfinden, um den nächsten Etappenabschnitt in Richtung des gemeinsamen Pilgerziels unter die Räder zu nehmen.

Die gemeinsamen Erlebnisse einer solchen Pilgergruppe sind erfahrungsgemäß so nachhaltig und intensiv, dass die Teilnehmer die gewachsenen Beziehungen auch das Jahr über per E-Mail, in Form von Pilgernachtreffen etc. weiter pflegen werden. Darüber hinaus wird es in einem solchen interreligiösen Setting, das in seiner Intensität stark von gruppenspezifischen Prozessen bestimmt ist, von Zeit zu Zeit wichtig sein, das gemeinsam Erlebte und die daraus erwachsenen persönlichen Einsichten einem größeren Kreis an thematisch interessierten Menschen zugänglich zu machen und sich damit als Peer Group einer begrenzten Öffentlichkeit zu stellen.

Internationaler Garten in Pflugschaft von Männern verschiedener religiöser Herkunft

Als zweite Anregung in der interreligiösen Arbeit mit Männern, diesmal mit einem lokalen und bodenständigen Bezug, soll folgende Projektidee vorgestellt werden:

Männer unterschiedlicher Nationalität, Kultur und Religion legen an ihrem Wohnort einen gemeinsamen Garten an. Allen gemeinsam ist, dass sie die Natur über ihren reinen Nutzwert hinaus, als von Gott geschenkte und anvertraute Schöpfung, begreifen. Sie wissen sich in ihrem Bemühen verbunden,

die Schöpfung bewahren zu wollen. Daher soll die gestalterische Umsetzung eines internationalen Gartens konsequent nach biologischen Gesichtspunkten geschehen. Die gemeinsame Zielsetzung wie auch die gemeinsame körperliche Betätigung fördern die Bindekräfte der Gruppe. Bei der Gartenarbeit kommen Männer verschiedener Nationalität und Religionszugehörigkeit zusammen. Die spezifisch kulturell bedingten Herangehensweisen in der Gartenarbeit erweisen sich in ihrer Diversität als Bereicherung und regen im Zusammenspiel die Kreativität aller an. So wird der gemeinsame Garten zum Ort des Wissens- und Erfahrungsaustausches über verschiedene regionale, kulturelle und religiöse Traditionen.

Wie bei jeder Form der Arbeit gehört auch zur Gartenarbeit das Pendant der Ruhe und Freude an dem Geschaffenen, der einzig angemessene Ort hierfür ist wohl bei Gärtnerinnen und Gärtnern aller Kulturen der Garten selbst. So soll die heilige Unterbrechung der Arbeit nicht erst mit der Fertigstellung des Gartenprojekts (die es aller Voraussicht nach nie geben wird ...) geschehen, sondern aus Anlass der Ernte oder eines anderen gartenbaulichen Teilerfolgs. Inmitten des Gartens wird so ein Fest der Freude über Gottes gute Schöpfung und der eigenen Hände Werk gefeiert. Dazu gehört, gemeinsam zu essen und zu trinken, die Früchte des Gartens zu verkosten und das bislang Geleistete mit berechtigtem Stolz den Ehefrauen, Kindern und Freunden zu zeigen. Der multireligiöse Ansatz des Projekts macht es dann ganz selbstverständlich möglich, der Bedeutung des Gartens in der Kultur- und Religionsgeschichte des jeweiligen Herkunftslandes der Männer nachzugehen und sich darüber auszutauschen. Ausgehen kann ein solches Nachdenken von der mythologischen Bedeutung der Gärten als Abbild des Universums, von Gottes Garten Eden, von Paradiesgärten über Klostersgärten bis hin zum eschatologischen Garten (1 Mos 2,8 ff; 3,23 ff; Sure 55:9-13; Sure 56:11-25). Auf diese Weise versichern sich die interreligiösen Gärtner immer wieder des tieferen Sinns und Zwecks ihres Tuns, was zweifellos nicht ohne Rückwirkung auf ihre praktische Arbeit bleiben wird.

³ Vgl.: Maria Mies, Globalisierung von unten, Hamburg 2001, 190 f; Dzevad Karahasan, Das Buch der Gärten. Grenzgänge zwischen Islam und Christentum, Frankfurt a.M. / Leipzig 2002

IV Das Interreligiöse Frauennetz in Baden

■ Annegret Brauch

1. Entstehung und Selbstverständnis

Im Frühjahr 2007 fand in Bad Herrenalb die 1. Interreligiöse Frauentagung statt. Eingeladen waren insbesondere Frauen, die bereits im interreligiösen / interkulturellen Dialog aktiv waren, und es stand die Idee im Raum, diese Aktivitäten und Gruppen besser zu vernetzen, ein Forum zum Austausch und zur gegenseitigen Unterstützung zu initiieren, den Beitrag der Frauen zu würdigen und ihm gemeinsam mehr Gewicht zu verleihen. Zur Idee inspiriert wurden die Frauen durch das Europäische Projekt für Interreligiöses Lernen (EPIL), das am Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Schweiz, entwickelt worden war, und durch die Sara-Hagar-Initiative Rhein-Main.¹ Etwa 30 Christinnen, Musliminnen und Jüdinnen nahmen an der Tagung teil – und die Idee wurde konkret. Das Interesse an Austausch, Vernetzung, gegenseitiger Unterstützung und Ermutigung war groß, ebenso der Wunsch nach Anregungen und Impulsen für die Arbeit vor Ort. Gemeinsam wurde bei nachfolgenden Treffen die Netzidee weitergesponnen und konkretisiert: *Welche Erwartungen und Wünsche an ein solches Netz habe ich bzw. haben wir? Welche Erfahrungen und Stärken bringen wir als Frauen mit? Wie können wir diese deutlicher zur Geltung bringen? Welches sind „unsere“ Themen? Was ist für unseren Alltag relevant? In welcher Struktur wollen wir zusammenarbeiten?*

Die Ergebnisse wurden bei der 2. Interreligiösen Frauentagung im darauffolgenden Jahr eingebracht, und das Interreligiöse Frauennetz in Baden wurde im April 2008 in Rastatt gegründet. Als Selbstverständnis wurde gemeinsam formuliert:

WER WIR SIND

Das Interreligiöse Frauennetz Baden ist ein Zusammenschluss von Frauen und Frauengruppen, die in interreligiösen und interkulturellen Initiativen engagiert sind. Es vernetzt die dort gesammelten Erfahrungen und Kompetenzen, dient der Begegnung, dem Austausch und der gegenseitigen Unterstützung und fördert neue Dialoginitiativen unter Frauen. Darüber hinaus versteht es sich als Ort des „miteinander und voneinander Lernens“ und

als Forum zur Diskussion und Bearbeitung von religiösen, kulturellen, sozialen, gesellschaftlichen und politischen Fragestellungen aus der Perspektive von Frauen und vor dem Hintergrund der je verschiedenen religiösen und kulturellen Traditionen der beteiligten Frauen.

WAS WIR WOLLEN

Wir wollen das Engagement und die Kompetenzen von Frauen in der interreligiösen und interkulturellen Dialogarbeit deutlicher sichtbar machen und dem Beitrag und den Perspektiven von Frauen in der Öffentlichkeit mehr Gewicht verleihen. Wir wollen Frauen ermutigen und ermächtigen zu selbstbewusster Teilhabe und zur Mitgestaltung in allen Feldern der Gesellschaft. Wir wollen Frauen bestärken, selbst initiativ zu werden als Brückenbauerinnen für ein gutes und respektvolles Miteinander in unserer Gesellschaft.

WAS WIR TUN

Wir laden Frauen ein, sich mit uns in der interreligiösen und interkulturellen Dialogarbeit zu engagieren. Regelmäßige Netztreffen dienen der Begegnung, dem Austausch und der Information. Bildungsveranstaltungen und Workshops bieten die Möglichkeit, sich mit religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Fragestellungen vertieft auseinanderzusetzen.

WAS UNS BESONDERS AM HERZEN LIEGT

- einander respektvoll und offen, mit Wertschätzung und Interesse begegnen
- einander als gleichwertige Gesprächspartnerinnen achten
- durch gegenseitiges Kennenlernen Vorurteile abbauen durch Dialog sich und andere besser verstehen
- von anderen staunend lernen, Gemeinsamkeiten entdecken, Unterschiede respektieren
- Gastfreundschaft pflegen

Inzwischen arbeiten 15 Gruppen, Initiativen und Kreise von Immenstaad bis Mannheim im Interreligiösen Frauennetz Baden zusammen. Ihre Kontexte und Profile sind sehr verschieden, reichen von der Konfirmandenarbeit bis zum Sprachkurs.²

¹ s. u. unter V.

² Sie werden im Anschluss an diesen Beitrag vorgestellt.

2. Arbeitsstruktur

Um die Arbeit der bestehenden Gruppen nicht zu doppeln, finden pro Jahr zwei Treffen statt. Im Frühjahr als thematische Wochenendtagung mit Fachreferentinnen;³ dabei steht das gemeinsame Arbeiten, Lernen, Feiern und die Begegnung im Mittelpunkt. Demgegenüber dient das jährliche Netztreffen im Herbst schwerpunktmäßig dem Austausch von Erfahrungen und „good practice“. Die Gruppen berichten über ihre Arbeit, neue Kontakte werden geknüpft, gemeinsame Vorhaben geplant, Verabredungen getroffen, Einladungen ausgesprochen ... Ebenso wird das Thema der nächsten Tagung vorbereitet. Die Koordination des Interreligiösen Frauennetzes liegt bei den Evangelischen Frauen in Baden.

3. Was ist das Besondere am interreligiösen Gespräch unter Frauen?

Eine Beobachtung ist immer wieder zu machen: Frauen fällt es in der Regel leichter, in Kontakt, ins Gespräch miteinander zu kommen. Sie finden schnell verbindende Themen, teilen, trotz aller Verschiedenheit der Einzelnen, eine Vielzahl gemeinsamer oder ähnlicher Erfahrungen – „Alltagserfahrungen“, Erfahrungen des „Andersseins“ ... – Frauen haben weniger Berührungängste, haben in der Regel weniger Positionen oder Standpunkte zu verteidigen, suchen eher das Gemeinsame, Verbindende als das Trennende. Frauen sind „risikofreudiger“ im Gespräch und in ihrer „Neugier“ auf andere. Das Interesse, mehr über die andere zu erfahren, über ihr Leben, ihre Lebensart, ihren Glauben usw. ist groß; ebenso der Wunsch, etwas zusammen zu machen, zu gestalten, zu kochen ...⁴

4. Ausblick: Was „uns“ weiterhin wichtig ist: Vertrauen – Respekt – Engagement

Notwendig ist eine Normalität des interreligiösen Austauschs und des interreligiösen Dialogs auf vielen Ebenen. Das friedenschöpferische Potential der Religionen ist noch nicht ausgeschöpft. Es zu erkunden und im Alltag von Frauen (und Männern) zu fördern, ist eine wichtige Voraussetzung, um in einer vielreligiösen Gesellschaft leben zu lernen und einen guten Umgang mit Pluralität zu entwickeln. Hilfreich dabei ist erfahrungsgemäß:⁵

- sich für eine Haltung des Erkundens zu entscheiden, denn etwas über die andere Religion zu lernen heißt meistens auch, etwas über die eigene zu erfahren;
- das Gespräch aktiv suchen, nicht aufgeben und das (mir) Fremde als eine Erweiterung der Möglichkeit betrachten, Mensch zu sein und das Göttliche zu denken;
- Empathie lernen, Verantwortung für den eigenen Standpunkt übernehmen, nicht alles gleich einordnen;
- als Ausgangspunkt die Selbstdefinition der jeweils anderen respektieren und offenlegen, warum mir „das“ in meiner Tradition wichtig ist;
- Unterschiede und Vielfalt sichtbar machen, so entsteht ein Verständnis für Differenz;
- Diversität anerkennen, weniger „Leitkultur“, mehr Convivencia (= ein gutes und faires Zusammenleben der Verschiedenen);
- Gastfreundschaft üben: so haben schon manche Engel beherbergt!

5. Im Interreligiösen Frauennetz Baden arbeiten zusammen (Stand: Juni 2012)

- „Abrahams Töchter“ – Jüdisch-christlich-muslimische Frauenbegegnungen in Villingen
- „ANNE-IN-GAGGENAU“, christlich-islamisches Frauennetz
- Christlich-islamischer Frauentreff Binzen / Weil am Rhein
- Evangelische Frauen in Baden
- Forum für Interreligiöse Zusammenarbeit Freiburg
- Frauenkommission der Christlich-Islamischen Gesellschaft Karlsruhe
- Frauenreferat der Erzdiözese Freiburg
- Forum Interreligiöse Zusammenarbeit Freiburg
- Gruppe Interreligiöse Begegnung (GIB) Immenstaad
- Interessengemeinschaft Türkischer Frauen in Bruchsal
- Interkulturelle und interreligiöse Begegnung in Heidelberg
- Interkultureller Frauentreff in Kraichtal
- Internationales Frauencafé Bruchsal
- Internationales Frauencafé des DW Pforzheim
- Interreligiöse Frauengruppe am Ökumenischen Bildungszentrum Sanct Clara Mannheim
- Islamische Internationale Frauengemeinschaft Karlsruhe e.V.

³ Themen der Interreligiösen Frauentagungen: „Ferne nahe Schwestern ...“ (2007), „Alltag und Frömmigkeit“ (2008), „Mode – Körper – Geschlecht“ (2009), „Wenn wir älter werden ...“ (2010), „Was uns wert ist ...“ (2011), „Auf der Suche nach dem Glück“ (2012).

⁴ Als Beispiele seien genannt: der interreligiöse Kalender aus Bruchsal oder das internationale Kochbuch aus Freiburg.

⁵ Aus den im Rahmen des Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen (EPIL) entwickelten und erprobten „dialogischen Kompetenzen“.

Abrahams Töchter

Jüdisch-christlich-muslimische Frauenbegegnungen in Villingen

Die christlich-muslimischen Frauentreffen auf Initiative der Evangelischen Erwachsenenbildung in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) bestehen seit 2003. Erweiterte Treffen mit Frauen aller abrahamischen Religionen gibt es seit 2007 im Rahmen des von der ACK geförderten Projektes „Weißt Du wer ich bin“. Eingeladen sind interessierte Frauen aller Alterstufen, Religionen und Kulturen. Abrahams Töchter treffen sich zweimal jährlich an einem Samstagnachmittag in einem Villingen Gemeindehaus. Dazwischen erfolgt meist eine Einladung von den Muslimas im Ramadan. An den Nachmittagen geht es sowohl um geselligen Austausch unter den Frauen sowie um Informationen zu einem Thema, zu dem es kurze Impulse von Angehörigen der jeweiligen Religion gibt. Themen sind persönliche wie theologische, z. B. Maria in Bibel und Koran, Abraham in Judentum, Christentum und Islam, Wasser – was bedeutet es für mich? Tod und Trauer etc.

Kontakt:

Karin Nagel

Ev. Erwachsenenbildung im Kirchenbezirk Villingen

Mönchweilerstr. 4

78048 VS – Villingen

Telefon: 07721 8451-71

E-Mail: Erwachsenenbildung-Villingen@EvKircheVS.de

ANNE-IN-GAGGENAU

Gemeinsame Treffen von Frauen der Evangelischen Markus-Gemeinde, der Moschee und dem Türkischen Schulleitern-Verein in Gaggenau

Frauen aus der Türkei, dem Kosovo, Albanien und Bosnien suchen nach Gemeinsamkeiten in den Religionen. Das gemeinsame friedliebende Miteinander ist hier besonders wichtig. Möglich ist u. a. die Ausbildung zur Bürgermentorin, zertifiziert durch die Stadt Gaggenau und das Land Baden-Württemberg.

Kontakt:

Ingrid Chaventré

Daimler-Benz-Str. 10

76571 Gaggenau

E-Mail: ingrid@chaventre.com

Christlich-islamischer Frauentreff Binzen

Gemeinsame Treffen von Frauen der Evangelischen Kirchengemeinde Binzen und des Türkisch-islamischen Vereins (DITIB) Weil am Rhein

Den Frauentreff gibt es seit Juli 2007; angesprochen sind alle Frauen, die Interesse am gegenseitigen Kennenlernen haben. Am Anfang stand das Konfirmandenprojekt „Unbekannter Islam“. Inzwischen finden die Frauentreffen ca. alle drei Monate statt, abwechselnd im evangelischen Gemeindehaus in Binzen und in der DITIB-Moschee in Weil am Rhein.

Kontakt:

Margot Heiderich-Valet

E-Mail: andreas.valet@t-online.de

Evangelische Frauen in Baden

Aus dem Zusammenschluss von über 50 Frauenvereinen entstanden, engagieren sich die Evangelischen Frauen in Baden seit 1916 mit und für Frauen in Kirche und Gesellschaft. Zentrale Arbeitsfelder sind soziales und gesellschaftliches Engagement, Bildungsarbeit, Theologie und gelebte Spiritualität. Wir beraten und begleiten Frauengruppen, wir qualifizieren Ehrenamtliche und Hauptamtliche und bilden diese fort, wir engagieren uns in Projekten und Aktionen und wir greifen in unserem Veranstaltungsprogramm aktuelle und für Frauen relevante Themen auf.

Getragen von der befreienden Botschaft des Evangeliums laden wir Frauen ein zur Mitgestaltung von Kirche und Gesellschaft. Wir engagieren uns für interreligiöse und interkulturelle Begegnung. Wir machen den Beitrag, den Frauen in Kirche und Gesellschaft leisten, sichtbar und setzen uns für die Verwirklichung von geschlechtergerechten Verhältnissen ein.

Kontakt:

Evangelische Frauen in Baden

Blumenstraße 1-7

76133 Karlsruhe

Telefon: 0721 9175-321

E-Mail: frauen@ekiba.de

www.evangelische-frauen-baden.de

Forum für Interreligiöse Zusammenarbeit Freiburg

Die Anfänge des Freiburger Forums für Interreligiöse Zusammenarbeit (FIZ) reichen bis in das Jahr 1992 zurück, als sich Freiburger Juden, Christen und Muslime erstmals in öffentlichen Dialogen über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten ihrer Religionen auseinandersetzten. Heute sind auch Angehörige der Buddhisten, Hindus und Bahá'ís dabei. Es finden regelmäßige Treffen zu gegenseitiger Information, gemeinsamer Aktion und zur Pflege des öffentlichen Dialogs im Sinne der „Weltethos“-Bewegung statt.

Kontakt:

Rivka Hollaender
Elzmattenstraße 14
79312 Emmendingen
Telefon und Fax: 07641 43828
E-Mail: rivkahollaender52@googlemail.com

Frauenkommission der Christlich-Islamischen Gesellschaft Karlsruhe

Im Rahmen der Christlich-Islamischen-Gesellschaft in Karlsruhe, die 1995 gegründet wurde, begannen die ersten Kontakte zwischen muslimischen und christlichen Frauen. Aus dem Bedürfnis heraus, als Frauen zusammenzuarbeiten, wurde 1999 die Frauenkommission offiziell gegründet. Seither wird in regelmäßigen Begegnungen der Interreligiöse Dialog gepflegt. Die Kontakte zwischen den Muslimas und Christinnen sollen intensiviert sowie zu Frauengruppen anderer Religionen ausgebaut werden.

Kontakt:

Najoua Benzarti
Telefon: 0172 89 78 181
E-Mail: frauencig@web.de

Frauenreferat in der Erzdiözese Freiburg

Das Frauenreferat im Erzbischöflichen Seelsorgeamt ist eine Einrichtung der Erzdiözese Freiburg. Unsere Aufgabe ist es, Frauen zu unterstützen, die konkrete Ausdrucksformen für ihren Glauben suchen. Wir bestärken Frauen, als Christinnen in der Kirche am Aufbau des Reiches Gottes mitzuwirken. Dabei benennen wir Frauenthemen und Frauensichten. Aus diesem Grund kooperieren wir auf der innerkirchlichen, ökumenischen und politischen Ebene.

Kontakt:

Dr. Claudia Fuchs von Brachel
Erzbischöfliches Seelsorgeamt – Frauenreferat
Okenstraße 15
79108 Freiburg
E-Mail: claudia.fuchs-v-brachel@seelsorgeamt-freiburg.de
www.frauenreferat-erzdioezese-freiburg.de

Gruppe Interreligiöse Begegnung (GIB)

Die Gruppe, hauptsächlich Frauen aus der Bodensee-region, trifft sich seit 2006 regelmäßig. Sie lädt zu Vorträgen über die Weltreligionen ein. Ziel ist es, die Gemeinsamkeiten der Religionen zu beleuchten und Klarheit zwischen den verschiedenen Glaubensrichtungen zu ermöglichen. Die Begegnungen sollen das persönliche Kennenlernen von Menschen verschiedener Religionen und Kulturkreise fördern. Gegenseitiger Respekt, Toleranz und das friedliche Miteinander sollen wachsen. Angesprochen sind Menschen aller Altersstufen, Religionen und Kulturen, die Interesse am gemeinsamen Lernen und Kennenlernen haben.

Kontakt:

Elfi Müller
Auf dem Ruhbühl 18 • 88090 Immenstaad
Telefon: 07545 911459 • Fax: 07545 911792
E-Mail: elfmark@web.de

Interessengemeinschaft Türkischer Frauen in Bruchsal

Die Interessengemeinschaft Türkischer Frauen ist ein Zusammenschluss von Türkinnen aus Bruchsal und Umgebung, die seit 2003 aktiv ist. Diese Gemeinschaft ist nicht in erster Linie religiös motiviert; im Vordergrund stehen insbesondere die Erhaltung von Traditionen und der interreligiöse Kontakt zu Frauengruppen aus verschiedenen Kirchen. Gegenseitige Besuche bei Festen und Veranstaltungen sollen helfen, Vorurteile abzubauen und die Kommunikation untereinander zu fördern.

Kontakt:

Fürüzan Kübach
Telefon: 07251 3038589
E-Mail: fueri@web.de
oder integrationsbuero@hdb-bruchsal.de

Interkultureller Frauentreff in Kraichtal

Der interkulturelle Frauentreff wurde im März 2008 gegründet; die Treffen finden in der Regel einmal im Monat im Gemeindehaus in Menzingen oder auch in einem anderen Teilort Kraichtals statt. Der interkulturelle Frauentreff ist offen für alle Frauen, die am interkulturellen Austausch interessiert sind. Teilnehmende kommen aus der Türkei, aus Mexiko, Italien, Ghana und Thailand.

Kontakt:

Doris Osswald
Bezirksbeauftragte für Ev. Frauenarbeit im Kirchenbezirk Bretten
Telefon: 07250 1024
E-Mail: Doris.Osswald@gmx.net

Interkulturelle und interreligiöse Begegnung in Heidelberg

Das Projekt entstand 2008 aus einem Bürgermentorenkurs für interkulturelle Kompetenz. Es wird unterstützt von der Stadt Heidelberg (Amt für Integration, Chancengleichheit und Bürgerdienste) und der Freiwilligenbörse in Heidelberg. Interessierte Menschen aus unterschiedlichen Religionen und Kulturen sollen miteinander ins Gespräch gebracht werden. Die Treffen werden von Christinnen und Musliminnen besucht, Teilnehmende aus weiteren Religionen und Kulturen sind herzlich willkommen.

Kontakt:

Amrei Schmidt

E-Mail: amrei.schmidt@online.de

Internationales Frauencafé Bruchsal

Das internationale Frauencafé Bruchsal besteht seit April 2004. Zu den monatlichen Treffen sind Frauen aller Nationalitäten aus Bruchsal und Umgebung eingeladen. Schwerpunkte der Begegnung sind Austausch, Themen aus Alltag und Religion, Kulturprogramm (gemeinsame Ausflüge, Feste etc.). Die Treffen finden mindestens einmal monatlich im Haus der Begegnung in Bruchsal (Tunnelstraße 27) statt.

Kontakt:

Inge Ganter

Telefon: 07251 79-364

E-Mail: inge.ganter@bruchsal.de

Fürüzan Kübach

E-Mail: fueri@web.de

Brigitte Olsen

Telefon: 07257 2736

E-Mail: brigitte.olsen@gmx.de

Internationales Frauencafé des DW Pforzheim

Das internationale Frauencafé des Diakonischen Werks Pforzheim Stadt besteht bereits seit 1993. Es wurde von den Mitarbeiterinnen der Beratungsstelle für ausländische Flüchtlinge gegründet, um Flüchtlingsfrauen mit Kindern in Pforzheim einen Treff außerhalb der engen Sammelunterkünfte und ohne Männer zu ermöglichen. Der Treff richtet sich an ausländische und deutsche Frauen und ist an die Abteilung Schwangeren- und Konfliktberatung angebunden.

Kontakt:

Regina Segreff

Hauptamtliche Leiterin der Gruppe

Diakonisches Werk Pforzheim

Pestalozzistraße 2

75172 Pforzheim

Telefon: 07231 378778

E-Mail: regina.segreff@diakonie-pf.de

Christa Mann – Forum Asyl

Telefon: 07231 62440

E-Mail: cuh.mann@t-online.de

Interreligiöse Frauengruppe am Ökumenischen Bildungszentrum Sanctclara Mannheim

Gegründet im Februar 2002 ist die Gruppe offen für Frauen aller Konfessionen und Religionen. Themen sind Information über Glaubensinhalte und Stellung der Frau in der jeweiligen Religionsgemeinschaft. Die Treffen finden regelmäßig sieben Mal im Jahr jeweils donnerstags um 19:30 Uhr statt.

Kontakt:

Dr. Beate Mochayédi-Bergdolt

Spinozstr.5

68165 Mannheim

Telefon: 0621 416632

E-Mail: Beate.Mochayedi@t-online.de

Islamische Internationale Frauengemeinschaft Karlsruhe e.V.

Gegründet im Jahr 2002 ist die Frauengemeinschaft offen für Frauen jeder Herkunft und Religionszugehörigkeit. Frauen finden persönliche Beratung und Hilfestellung.

Kontakt:

Hoda Mäge

Telefon: 0721 7509028

E-Mail: hmaege@web.de

V Internetadressen

■ Interreligiöse Initiativen in Baden und darüber hinaus:

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in
Baden-Württemberg (ACK)
„Fachgruppe Begegnung mit dem Islam“
www.ack-bw.de

Christlich-Islamische Gesellschaften in Baden (CIG)
CIG Karlsruhe e.V.
www.cig-karlsruhe.de
CIG Pforzheim e.V.
ligna@web.de
CIG Mannheim e.V.
www.cig-mannheim.de
Christlich-Islamischer Verein Hochrhein e.V.
www.civh.de

Islamisch-Christliche Konferenz (ICK)
www.ekiba.de/Islam>Konferenzen

Koordinierungsrat des christlich-islamischen Dialogs
e.V. (KCID)
www.kcid.de

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)
www.ekd.de/international/islam

Haus der Religionen, Bern
www.haus-der-religionen.ch

Zentrum für Islamische Frauenforschung und Frauen-
förderung e. V., Köln (ZIF)
www.zif-koeln.de

Interreligiöser Think-Tank, Schweiz
www.interrelthinktank.ch

Bendorfer Forum für ökumenische Begegnung und
interreligiösen Dialog e. V.
www.bendorferforum.de

Forum für Interreligiöse Zusammenarbeit, Freiburg (FIZ)
www.treffpunkt-freiburg.de/fiz

Europäisches Projekt für Interreligiöses Lernen (EPIL)
www.epil.ch

Sarah & Hagar-Initiative
www.annette-mehlhorn.de

*Die Inhalte der angegebenen Websites werden
von den jeweiligen Betreiberinnen und Betreibern
verantwortet.*

VI Literaturhinweise

Allgemein

Martin Affolderbach / Inken Wöhlbrand (Hg.), Was jeder vom Islam wissen muss, vollständig überarbeitete Neuauflage, Gütersloh 2011

Andreas Guthmann / Ulrich Heckel / Birgit Rommel / Søren Schwesig / Ingrid Seckendorf / Helmut Strack (Hg.), Christen und Muslime. Unterwegs zum Dialog. Ein theologischer Einführungskurs in fünf Etappen, Bielefeld 2010

Christina Kayales / Astrid Fehland van der Vegt / Lutherisches Kirchenamt der VELKD (Hg.), Was jeder vom Judentum wissen muss, Gütersloh 2005

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) / Comenius-Institut (Hg.), Christsein angesichts des Islam. Ein Glaubenskurs, Hamburg 2009

Fachgruppe „Begegnung mit dem Islam“ der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg (Hg.), Christen begegnen Muslimen. Eine Handreichung, durchgesehene und erweiterte Auflage, Stuttgart 2008

Zur Genderthematik im interreligiösen Kontext

Ulrike Bechmann / Sevda Demir / Gisela Egler, Frauenkulturen. Christliche und muslimische Frauen in Begegnung und Gespräch, Düsseldorf 2000

Annegret Brauch (Hg.), Mode Körper Geschlecht. Wie kulturelle und religiöse Traditionen Frauenbilder formen, Herrenalber Protokolle, Bd. 126, Karlsruhe 2010

Annegret Brauch (Hg.), Was uns wert ist. Perspektiven der interreligiösen und interkulturellen Begegnung, Herrenalber Protokolle, Bd. 127, Karlsruhe 2012

Christina von Braun / Bettina Mathes, Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen, Berlin 2007

Rita Breuer, Familienleben im Islam. Traditionen, Konflikte, Vorurteile, Freiburg 2008

Hatice Gündog / Ulrike Zenk, Kampf der Kulturen? Zwei Frauen gestalten Integration, Norderstedt 2008

Mechthild Rumpf / Ute Gerhard / Mechthild M. Jansen (Hg.), Facetten islamischer Welten. Geschlechterordnungen, Frauen- und Menschenrechte in der Diskussion, Bielefeld 2003

Judith Stofer / Rifa'at Lenzin (Hg.), Körperlichkeit – Ein interreligiös-feministischer Dialog, Markt Zell 2007

Doris Strahm / Manuela Kalsky (Hg.), Damit es anders wird zwischen uns. Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen, Ostfildern 2006

VII Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Susanne Betz

Geboren 1964 in Karlsruhe. Studium der Religionspädagogik an der Evangelischen Hochschule in Freiburg; Studium der Diakoniewissenschaft am DWI in Heidelberg. Von 1990 bis 1998 Gemeindediakonin in Ketsch und von 1998 bis 2011 in Bretten. Seit 2005 Studienleiterin im Religionspädagogischen Institut der Evangelischen Landeskirche in Baden im Bereich Religiöse Bildung in Kindertageseinrichtungen und Familien. Seit 2011 bei der Landesstelle für Evangelische Erwachsenen- und Familienbildung zuständig für den Bereich Familienbildung.

Jürgen Blechinger

Geboren 1969 in Heidelberg. Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Heidelberg, Referendariat in Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim und Ankara. Seit 1997 Jurist im Bereich Migration, Flüchtlinge und Islamfragen des Evangelischen Oberkirchenrats Karlsruhe und Referent für Migration und Flüchtlinge des Diakonischen Werks Baden.

Annegret Brauch

Geboren 1957 in Karlsruhe. Studium der Evangelischen Theologie in Göttingen und Basel. Vikariat in Bad Bellingen, Offenburg und Furtwangen. 1988 bis 1992 Pfarrerin und Religionslehrerin am Kepler-Gymnasium in Freiburg. 1992 bis 2001 Leiterin der Regionalstelle für Evangelischen Erwachsenenbildung in der Ortenau. Seit 2001 Leitung der Evangelischen Frauen in Baden.

Inge Ganter

Geboren 1961 in Essen an der Ruhr. Studium der Sport- und Erziehungswissenschaft in Heidelberg. Seit 1997 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Bruchsal. Seit 2008 gewähltes Mitglied im Landesausschuss der Evangelischen Frauen in Baden. Mitbegründerin des Internationalen Frauencafés in Bruchsal, Aufbau und Moderation des Netzwerkes „Kinder in Not“, engagiert in Projekten für Frauen in der Luthergemeinde Bruchsal.

Andreas Guthmann

Geboren 1965 in Offenburg. Studium der Kulturpädagogik in Hildesheim und der Evangelischen Theologie in Göttingen und Heidelberg. 2002 bis 2005 Pfarrer und Schulpfarrer der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens in Schönheide/Erzgebirge. 2005 bis 2011 Hochschul-

pfarrer der Evangelischen Studierendengemeinde Karlsruhe. 2005 bis 2008 Religionslehrer am Lessing- und Kant-Gymnasium in Karlsruhe. 2008 bis 2013 landeskirchliches Projekt „Christen und Muslime in Baden“.

Sabine Kast-Streib

Geboren 1963. Studium der Evangelischen Theologie in Tübingen, Heidelberg und Berlin. 1994 bis 2002 Pfarrerin der Philippusgemeinde / Hoffnungsgemeinde Karlsruhe. 2002 bis 2008 Persönliche Referentin von Landesbischof Dr. Ulrich Fischer. Seit 2009 geschäftsführende Direktorin des Zentrums für Seelsorge und Leiterin der Abteilung Seelsorge der Evangelischen Landeskirche in Baden.

Dr. Rifa'at Lenzin

Geboren 1954. Studium der Islamwissenschaft, Religionswissenschaft und Philosophie in New Delhi, Zürich und Bern; danach in verschiedenen Bereichen in der Privatwirtschaft tätig. Arbeitet heute als freischaffende Islamwissenschaftlerin und Publizistin mit den Schwerpunkten Interkulturalität, Genderfrage im Islam und muslimische Identität in Europa. Ist Mitbegründerin des Interreligiösen Think Tank der Schweiz und lebt in Zürich.

Ingrid Reutemann

Geboren 1950 in Karlsruhe. Studium der Sozialarbeit und Masterstudiengang Supervision in Freiburg. 1976 bis 2002 Sozialarbeiterin bei der Sozial- und Jugendbehörde Karlsruhe, beim Elternseminar Karlsruhe, beim Diakonischen Werk im Landkreis Karlsruhe und beim Diakonischen Werk Karlsruhe. 2000 bis 2002 Abteilungsleiterin für den Bereich Familie, Frauen und Kinder. Seit 2002 Referentin für Diakonische Soziale Arbeit im Diakonischen Werk Baden. Zusätzlich seit 2011 Lehrbeauftragung an der Evangelischen Hochschule Freiburg.

Dr. Hartmut Rupp

Geboren 1947 in Heidelberg. Nach Theologiestudium und 2. kirchlichen Examen wiss. Mitarbeiter für Religionspädagogik in der Vikarsausbildung der Badischen Landeskirche, anschließend Pfarrer und hauptamtlicher Religionslehrer, persönlicher Referent des Landesbischofs, Schuldekan in Karlsruhe, Studienleiter am Religionspädagogischen Institut (RPI) der Evangelischen Landeskirche in Baden, von 2002 bis 2012 dessen Direktor. Honorarprofessor an der Universität Heidelberg.

Annette Stepputat

Geboren 1958 in Detmold. Studium der Evangelischen Theologie in Göttingen und Amsterdam. 1987 bis 1994 Pastorin der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, seit 1994 Pfarrerin der Evangelischen Landeskirche in Baden, im Gemeindepfarramt in Mannheim und Rastatt. Seit 2008 Landeskirchliche Beauftragte für die Seelsorge an Aussiedlern, Ausländern und ausländischen Flüchtlingen sowie Landeskirchliche Beauftragte für Islamfragen, gleichzeitig Leiterin der Stabsstelle Migration im Diakonischen Werk der Evangelischen Landeskirche in Baden.

Dr. Reinhild Traitler

Geboren 1940. Studium der neuen Philologie in Wien. Langjährige Mitarbeiterin beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf für entwicklungspolitische und interkulturelle Bildungsarbeit. 1984 bis 2003 Leiterin des Evangelischen Tagungs- und Studienzentrums Boldern, Schweiz. Mitbegründerin des European Project for Interreligious Learning (EPIL) und des Interreligiösen Think Tank der Schweiz.

Birgit Weber

Geboren 1970 in Heidelberg. Studium der Germanistik, Politischen Wissenschaft und Psychologie in Heidelberg. Langjährige Mitarbeiterin beim Suhrkamp Verlag in Frankfurt am Main. Seit 2012 Referentin für Öffentlichkeitsarbeit bei den Evangelischen Frauen in Baden.

Dr. Jörg Winter

Geboren 1944 in Großrudstedt, heute Kreis Sömmerda. Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten Bochum und Freiburg im Breisgau. Assistententätigkeit am Institut für Rechtsgeschichte und geschichtliche Rechtsvergleichung am Seminar für Rechtsphilosophie sowie Kirchenrecht in Freiburg. 1986 bis 1990 Direktor der Rechtsabteilung des Diakonischen Werkes der EKD in Stuttgart. 1990 bis 2007 Juristischer Oberkirchenrat und Leiter des Rechtsreferats des Evangelischen Oberkirchenrates in Karlsruhe. Honorarprofessor der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg und Lehrbeauftragter der Universität Freiburg im Breisgau.

Bea Wyler

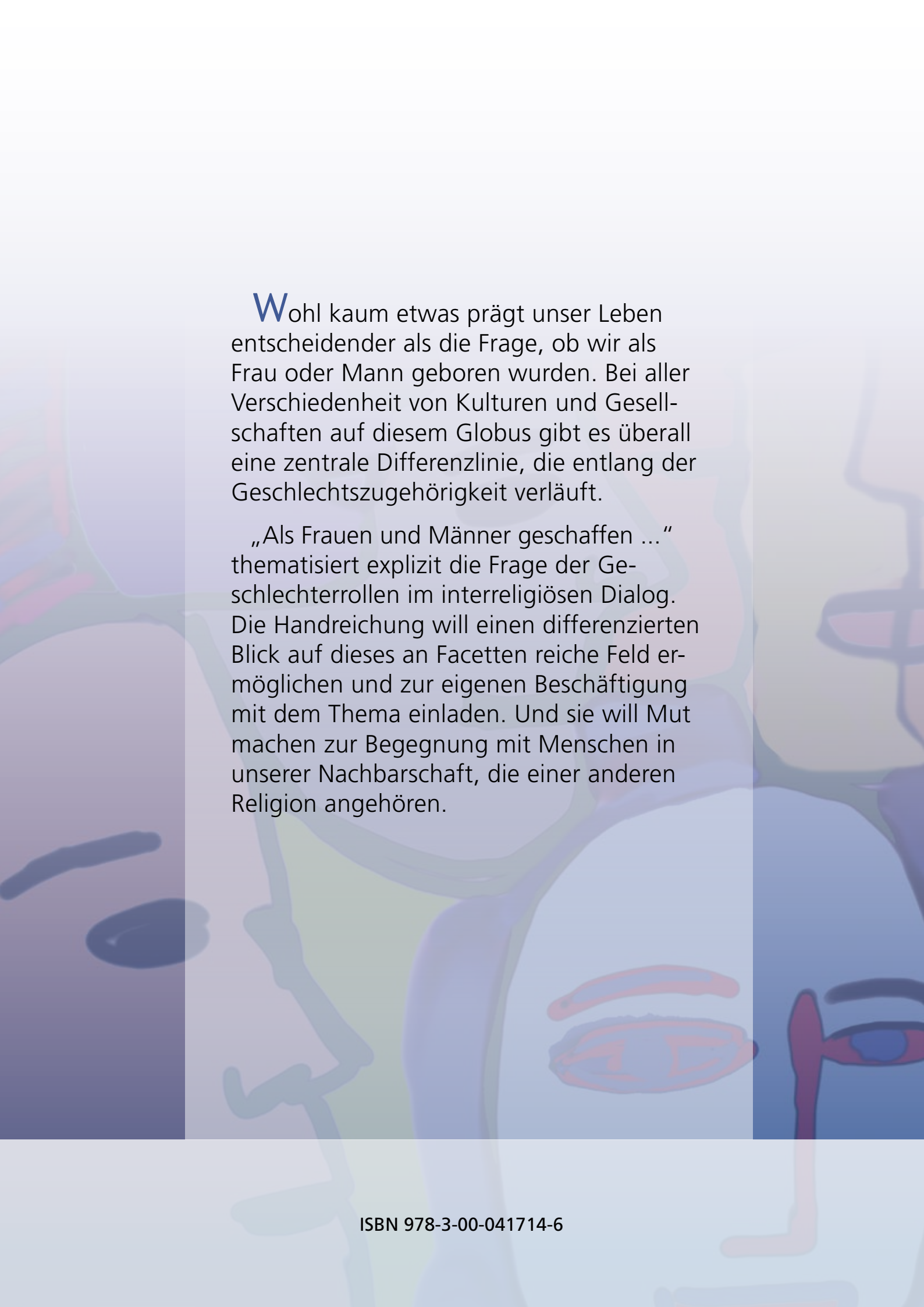
Geboren 1951. Studium der Agronomie in Zürich und Arbeit als Journalistin. Aufenthalt in Israel. Studium am Leo Baeck College in London und am Jewish Theological Seminary in New York. 1995 Ordination als erste Rabbinerin in Deutschland. 1995 bis 2004 Anstellung als Rabbinerin bei jüdischen Gemeinden in Oldenburg, Braunschweig und Delmenhorst. Seit 2004 freiberuflich tätig in Lehre und Publizistik. Bea Wyler lebt in Wettingen, Schweiz.

Christiane Zimmermann-Schwarz

Geboren 1965 in Heidelberg. Studium der Evangelischen Theologie in Heidelberg, Erlangen und Tübingen. Vikariat in Mannheim und Grenzach. 1999 bis 2009 Gemeindepfarrerin in Aglasterhausen. Seit 2009 Klinikpfarrerin an der Universitätsfrauenklinik in Heidelberg.

Bildnachweis:

- Umschlag Different Strokes © Diana Ong – Getty Images
- Seite 10 Festakt: Zehn Jahre interreligiöse Frauengruppen © Ökumenisches Bildungszentrum sanctclara Mannheim
- Seite 15 BZ-Gespräch mit der Gruppe Abraham zum Verhältnis von Religion und Meinungsfreiheit © Badische Zeitung / Foto: Benedikt Müller
- Seite 17 Teegedeck © privat
- Seite 17 Evangelische Markusgemeinde Gaggenau © privat
- Seite 22 Baklava © byawex – fotolia.com
- Seite 26 Moschee und Liebfrauenkirche in Mannheim © Stadt Mannheim
- Seite 30 Frauen des „Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen“ © Evangelische Frauen in Baden
- Seite 38 Friedensgebet in der Bosnischen Moschee Karlsruhe © CIG Karlsruhe
- Seite 42 Interreligiöser Besuch im Melanchthonhaus Bretten © CIG Karlsruhe
- Seite 43 Christlich-muslimisches Fußballspiel 2012 © CIG Karlsruhe
- Seite 54 Interreligiöses Frauennetz 2008 © Evangelische Frauen in Baden
- Seite 58 Friedensgruß in der Christuskirche Rheinfeldern © Werner Ross



Wohl kaum etwas prägt unser Leben entscheidender als die Frage, ob wir als Frau oder Mann geboren wurden. Bei aller Verschiedenheit von Kulturen und Gesellschaften auf diesem Globus gibt es überall eine zentrale Differenzlinie, die entlang der Geschlechtszugehörigkeit verläuft.

„Als Frauen und Männer geschaffen ...“ thematisiert explizit die Frage der Geschlechterrollen im interreligiösen Dialog. Die Handreichung will einen differenzierten Blick auf dieses an Facetten reiche Feld ermöglichen und zur eigenen Beschäftigung mit dem Thema einladen. Und sie will Mut machen zur Begegnung mit Menschen in unserer Nachbarschaft, die einer anderen Religion angehören.